This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das

...nd die ...

Ein Vortrag

von

D. Julius Kaf
... der Theologie an d...

Dritte Auflage

BR
100
.K12
1896

12-4-42.

Das Christentum und die Philos

Unter den ersten, die das Christentum mit philoso-
teln verteidigt haben, nimmt Justin der Märtyrer,
Beinamen des Philosophen führt, eine hervorragen
Dieser Theolog oder Philosoph des zweiten Jahrhun
uns nun in einem seiner Werke, wie er zum Chr
kommen sei: bei der einen und anderen Philosophe
er angeklopft, dieser und jener sei er eine Zeit l
von jeder aber habe er sich alsbald wieder unbefr
wandt, bis er endlich im Christentum die ihn befrie
beseligende Wahrheit gefunden habe. Dieser ist er
geblieben bis in den Tod und hat seine Treue al
des christlichen Glaubens mit seinem Blut besiegelt.
in Betracht, daß Justin im Zusammenhang jener Er
Christentum selbst als eine Philosophie bezeichnet.
wir denn gleich am Anfang der Geschichte, in der
und Philosophie auf mannigfaltige Weise in Bezieh
ander gesetzt worden sind, eine einfache Antwort au
nach dem Verhältnis beider zu einander. Sie lautet
stentum ist selbst eine Philosophie, nämlich die wahr
lich befriedigende Philosophie.

So befremdend ist diese Auskunft auch nicht,
aufs erste Hören erscheinen mag. Wir denken nän

von Philoſophie die Rede iſt, zuerſt und ſofort an eine Wiſſenſchaft dieſes Namens, die ſich um allerlei letzte Fragen menſchlicher Erkenntnis bemüht. Und da nun das Chriſtentum als religiöſer Glaube mit der Wiſſenſchaft nichts zu thun hat, ſo verſtehen wir nicht recht, wie das Chriſtentum dahin gerechnet werden kann. Allein, im Sinne Juſtins und ſeiner Zeitgenoſſen iſt die Philoſophie als Ganzes genommen Weisheit und Liebe zur Weisheit, auch Wiſſenſchaft und Bemühung um die Erkenntnis, gewiß, aber zugleich die Lehre davon, wie man leben ſoll, und die Anweiſung, den Wert aller Dinge richtig zu beurteilen. D. h. ſie ſchließt das ein, was wir Moral und Religion nennen, und erſcheint dadurch dem Chriſtentum verwandt. Wiederum iſt der chriſtliche Glaube Gotteserkenntnis, wenn aber das, dann auch eine letzte und höchſte Erkenntnis der Welt, ihrer erſten Urſache und ihres letzten Zweckes. Dadurch ſcheint aber wieder der Glaube der Philoſophie verwandt, die auch einen letzten Aufſchluß über das Weſen der Dinge geben will. Und ſo iſt bei näherer Überlegung jene Auskunft über das Verhältnis beider zu einander ſo uneben nicht, wie ſie zunächſt erſcheinen mag.

Übrigens iſt es auch nicht die Meinung Juſtins, über dieſer Zuſammengehörigkeit den Unterſchied zwiſchen beiden zu verkennen. Fragen wir, worin er beſteht, ſo erhalten wir die Antwort: das Chriſtentum iſt nicht wie die übrigen Philoſophien menſchliche Erfindung, ſondern göttliche Offenbarung und Gewißheit. Weiter aber: das Chriſtentum macht uns eines Lebens gewiß, das nicht von dieſer Welt iſt, und lehrt uns alle Dinge von dieſem, dem Standpunkt des ewigen Lebens in Gott beurteilen und behandeln. Mithin lautet die Antwort auf unſere Frage, die wir bei Juſtin erhalten, kurz zuſammengefaßt ſo: das Chriſtentum iſt die wahre Philoſophie, weil es Gott gegebene Gewißheit iſt und eines ewigen Lebens verſichert. Ich weiß jedoch nicht, ob die Frage treffender beantwortet werden kann, als es hiermit geſchieht. Zwar, wir werden das Urteil in manchen Beziehungen anders verſtehen und auch anders begrün-

Zeit, der geistigen Atmosphäre mit sich, in der er
tum vertrat, und in der wir es zu vertreten habe
schließt die innere Einheit und Übereinstimmung n
will versuchen, jene Antwort näher auszuführen ur
den. Dabei wird auch Einheit und Unterschied, i
Justin verbindet und worin wir anders urteilen mi
hervortreten. —

Offenbar aber bedürfen wir hierfür allererst e
Bestimmung darüber, was denn die Philosophie
Was es mit dem Christentum auf sich hat, darüber
nicht im Zweifel sein. Es ist ein religiöser Glaub
ein Glaube, der zugleich eine Moral enthält, ja
und Sittlichkeit aufs engste verbindet. Es ist zugleich
eine Deutung und ein Verständnis der Welt aus
gedanken. Es verbindet uns mit Gott und lehrt
Leben auf Gott richten und die Welt aus Gott ver
ist, was ganz allgemein genommen das Christentum
deutet. Was jedoch ist die Philosophie?

Es wäre vermessen und zugleich unzweckmäßig, i
diese Frage aus unserem Kopf beantworten. Wir la
statt dessen von den Meistern des philosophischen Den
Eine doppelte Auskunft ist es aber, die wir da erh
eine — Aristoteles hat sie zuerst gegeben — lautet d
die Philosophie die Wissenschaft von den letzten Grü
den ersten Ursachen alles Seienden ist. Die andere
hat sie zuletzt mit eigentümlichem Nachdruck aufgestellt
treten — sie besagt, daß die Philosophie die Lehre von
Gut ist.

Sie ist die Wissenschaft von den letzten Gründen,
ist die eigentliche Zentralwissenschaft, die Königin u
bewahrerin im Reich der theoretischen Forschung. Ma
ist ja dieses Reich der Wissenschaft, weitverzweigt ihre
Jede Wissenschaft bearbeitet irgend ein Feld in dies

müssen wir einen Augenblick verweilen, sie etwas näher ansehen. Sie sind für unseren Zweck hier von der größten Bedeutung.

Die Philosophie ist die zentrale Wissenschaft, sie stellt die Einheit her, sie giebt uns den letzten Aufschluß über das Wirkliche. Ja, aber wenn sie das thut, so vermag sie es nur, indem sie über eigentümliche Erkenntnismittel verfügt. Sie stellt nicht blos fertige Resultate zusammen. So würde sie es auch nie zu einer Einheit bringen. Nein, sie verarbeitet die Resultate in ihrer Art; diese verwandeln sich oft wesentlich unter ihren Händen, nur so fügen sie sich dann zusammen. Sie ist die zentrale Wissenschaft, aber sie ist doch etwas ganz anders als die einzelne positive Wissenschaft, eine Königin, die nicht den Namen blos hat, daß sie regiert, sondern die wirklich herrscht. Aber immer ist die Philosophie, wenn sie so verfährt — und wäre sie ihres Namens wert, wenn sie es anders hielte? — auf den Gedanken Gottes als den letzten und höchsten geführt worden. Gott ist es, der, wie immer er näher gedacht werden mag, schließlich hinter allem Wirklichen steht, dessen Gedanken und Ratschlüsse zu erkennen daher zum eigentlichen Objekt der Philosophie wird. Gott aber ist andererseits das höchste Gut der Menschen, der Gottesgedanke wie der höchste theoretische, so der letzte und herrschende praktische Gedanke unseres Lebens. Mithin, wenn die Philosophie im Sinne des Aristoteles als die zentrale Wissenschaft gefaßt und betrieben wird, so kann sie doch deshalb auch sehr wohl das andere sein: eine Lehre vom höchsten Gut.

Und nun versetzen wir uns in eine Zeit, die eine positive Wissenschaft im strengen modernen Sinn empirischer Forschung noch nicht kannte, in der Philosophie und Wissenschaft noch ungeschieden waren. Da erschien alles Erkennen, alles Wissen und alle Wissenschaft eben einfach als der Weg zur Erkenntnis Gottes als des höchsten Gutes. Ungezwungener, und einfacher noch, als uns heute unmittelbar zugänglich ist, mußte unter diesen Bedingungen eins ins andere übergehen.

Da wird es zur Hauptfrage, was denn das höchste Gut worin die Seligkeit besteht. An die innere Erfahrung se uns mit solcher Frage gewiesen. Und wenn nun die näd wort sich leicht ergiebt, daß Gott das höchste Gut ist - eben das ist es, was wir neben dem anderen, der obersten unter Gott verstehen — so kehrt doch die Frage wieder, wir denn Gottes gewiß und froh werden, und wie wir ihm als unserem höchsten Gut erheben können. Und a Frage hat nun nicht Kant, aber der Ahnherr aller spek Philosophie im Abendland, Plato, die Antwort gegeb Denken, das Erkennen verbindet uns mit Gott, dadurch wir des höchsten Gutes inne. Das ists, was den Mensch zeichnet, seinen Wert und seine Würde begründet, ihn erhebt und des höchsten Gutes teilhaftig macht. Aber d wir sofort wieder dabei angelangt, daß es sich in der Phi obwohl sie die Lehre vom höchsten Gut ist, doch wesen das Erkennen handelt, nicht um das gewöhnliche, erfa mäßige Erkennen der flüchtigen Welt, die nur eine Sc ist, sondern um das Erkennen des wahrhaft Wirklichen, haften, Ewigen — eben Gottes, in dem dann aber doch die letzten Gründe alles Wirklichen zu suchen sind. Pla lich stellt diese höchste Erkenntnis in eine solche Spann dem gewöhnlichen vorstellungsmäßigen Denken. Aber (ihm ist dafür gesorgt, sintemal die Bäume nicht in den wachsen, daß er doch den Stoff seiner höheren philoso Erkenntnis aus dem entnehmen muß, was uns die gew Erfahrung zeigt. Und eben Aristoteles, der in diesem anders dachte und jene andere Auffassung der Philoso gründet hat, war der Schüler des Plato und hat den gedanken des Meisters über das höchste Gut nichtsdesto festgehalten.

Und so darf ich wiederholen: die beiden Auffa schließen sich nicht aus, es giebt Brücken herüber und hin

lieferung herrschenden Voraussetzungen ist es ein und dieselbe Auffassung, nur daß das eine Mal von oben und mit der inneren Erfahrung, das andere Mal von unten und mit der äußeren Erfahrung begonnen wird. Aber wie dem sei, jedenfalls sind es diese Gedanken, die den großen Hauptstrom der philosophischen Entwickelung im Abendland, in der Christenheit bestimmt haben. Und diese philosophischen Formen und Denkweisen sind es, mit denen der christliche Glaube in eine enge Verbindung getreten ist. Teils hat die Theologie den Glauben an die in der Philosophie gegebene Gotteserkenntnis angeknüpft, teils hat sie diese Philosophie als das wissenschaftliche Darstellungsmittel der Glaubenserkenntnis verwertet. Justin der Philosoph und Märtyrer, einer der ersten, die an diesem Gewebe gesponnen haben, hat zahlreiche und ausgezeichnete Nachfolger gehabt, deren erlauchte Namen die Weltgeschichte verzeichnet und in Ehren hält. Ja, aus der Vereinigung des christlichen Glaubens mit diesen philosophischen Strömungen ist das kirchliche Dogma hervorgegangen, die Form des Glaubens, die uns allen von Jugend auf vertraut ist, die wir mit ihm selbst zu identifizieren gewöhnt sind. Lange genug hat die Spannung, die etwa zwischen Philosophie und Christentum entstand, nur dies bedeutet, daß auf diesem gemeinsamen Boden der eine den allgemeinen philosophischen Gedanken stärker betonte und das Geschichtlich-positive in den Hintergrund schob, während der andere mit ganzer Seele an diesem hing und um dessen willen die Philosophie zurückstellte.

Allein, es handelt sich hier nicht darum, das Verhältnis von Christentum und Philosophie durch die Geschichte zu verfolgen. Wie es *heute* darum steht, soll hier erwogen werden. Doch war, was bisher dargelegt wurde, die Voraussetzung für diese weitere Betrachtung. Denn das ist, wenn ich recht sehe, der wesentlichste Charakterzug an unserer gegenwärtigen Lage, daß der Stand der Dinge, den Justin, seine Genossen und Nachfolger

nicht mehr zu behaupten ist. Vielmehr sind jener
nischen Ineinsbildung von Philosophie und Chri
die Lebensadern unterbunden. Das scheint zunäd
wert und bringt jedenfalls wesentliche Übelstände mi
wir aber die geschichtlichen Thatsachen bedenken, d
dahin gekommen ist, so werden wir finden, daß es
scheinungen handelt, denen wir andererseits den gr
für unser Leben beilegen, und wir werden dann n
können, in dem veränderten Stand der Dinge eine F
göttlichen Vorsehung zu erblicken, die einen Fortschri
geistigen Lebens bedeutet. Die geschichtlichen Erscheinu
ich meine, die in Betracht kommen, sind: die Kirchenref
und die moderne Wissenschaft.

Die Reformation hat an ihrem Teil für uns eva
Christen den Satz in Frage gestellt, daß das Denken u
kennen das Wesentliche im Menschen ist, daß wir in ih
Gott nähern und mit Gott verbunden werden. Das wa
einer der beiden Sätze, in denen die möglichen Auffassunge
Philosophie eine innere Einheit gefunden hatten, der Sa
gleich, der auf die offizielle Gestaltung des Christentums
seines Dogmas den größten Einfluß ausgeübt hat. Er ist i
haupt ein Prinzip von ungemeiner Tragweite. Ihm entsp
ein Lebensideal, welches das theoretische Geistesleben, das
schauliche Leben dem praktisch-thätigen, sittlichen Leben unbedi
als die höhere Sphäre überordnet. Denn das, was das Go
verwandte in uns ist, und wodurch wir zu Gott kommen,
unbedingt das Höchste und hat den ersten Platz zu beanspruche
Ist es also das Denken und Erkennen, so muß alles andere
auch das Sittliche dahinter zurücktreten. Aber die Herrschaft
dieses Prinzips und dieses Lebensideals ist durch die Reformation
für den evangelischen Teil der Christenheit gebrochen worden.
Wir wissen statt dessen, daß dem einfachen, sittlichen Gehorsam
die erste Stelle zukommt. Wenn Luther es ausspricht, daß die

Wert hat, wie Dr. Martins Predigen auf der Kanzel und un. endlich wertvoller ist, als alle Möncherei und künstliche Andachts. übung, so kommt darin ein entgegengesetztes Prinzip zum Aus. druck. Natürlich: es handelt sich nicht um ein strenges Ent. weder—oder. Auch wo man das beschauliche Leben überordnet, verachtet man den sittlichen Gehorsam nicht. Und auch wo dieser vorangestellt wird, behält das Denken und Erkennen da. neben seinen unvergleichlichen Wert. Es handelt sich nur um eine entgegengesetzte Unterordnung der beiden Momente. Diese ist aber doch von Ausschlag gebender Bedeutung. Denn sie ent. scheidet über die wichtigste Frage, die es für Menschen giebt, über die Frage, wie wir zu Gott kommen. Am deutlichsten tritt es vielleicht in einer Veränderung der Gotteserkenntnis selbst hervor. Wir können uns in den alten Gottesbegriff der christ. lichen Theologie nicht mehr finden, nach welchem Gott die un. endliche Substanz ist und zugleich das Denken seiner selbst. Wir sagen mit aller Gewißheit innerer Überzeugung, daß Gott statt dessen als die höchste Energie des persönlichen Willens verstan. den werden muß, daß die unendliche Vernunft in ihm doch dem Zwecke setzenden Willen untergeordnet bleibt. Jenes ist der Gottesbegriff, der der Überordnung des Theoretischen über das Praktisch-sittliche, dieses der Gottesbegriff, der umgekehrt der Über. ordnung des Praktisch-sittlichen über das Theoretische entspricht. Die Reformation hat uns den letzteren als die Wahrheit erkennen lehren. Sie hat damit dem Grundsatz der spekulativen Theologie und Philosophie in ihrer überlieferten Form die Wurzeln abge. graben. Wir können Christentum und Philosophie nicht mehr in der durch ihn bezeichneten Weise mit einander verbinden.

Leicht sehen wir dann aber, daß die Reformation uns da. mit nichts neues gebracht, sondern nur die in der heiligen Schrift, im neuen Testament begründete Wahrheit wiederhergestellt hat. In der Gemeinde sind auch diese einfachen Grundgedanken des Evangeliums immer neben der offiziellen Theologie und Philo.

ſophie hergegangen. Es war eben doch auch ein
unter das, der Glaube kam, als er ſich in der alt
der griechiſchen Philoſophie vermählte. Aber dara
nicht näher ein. Hier kommt in Betracht, daß die
jenem einen Grundgedanken der alten Vereinigun
und Philoſophie den entſcheidenden Stoß verſetzt h

Derweilen hat der andere Gedanke zunächſt ſ
behauptet, der andere, nach welchem das Wiſſen
ſeinen Wert darin beſitzt, der Weg zur Gotteserken
Die geſchichtliche Entwickelung iſt hier ſo wenig w
eine gleichmäßige geweſen. Auf einem Gebiet
Lebens wird der Fortſchritt zuerſt gemacht, dan
anderen allmählich nach. So that in der Reforma
giöſe Genius einen großen Schritt vorwärts, das
Leben hat ihn nur langſam eingeholt. Der in der
erneuerte Glaube hat ſich daher zunächſt mit der
ſchaft einrichten müſſen. Aber wie dem immer ſei,
nen Wiſſenſchaft und durch ſie iſt dann jener zu
der überlieferten Vereinigung von Chriſtentum un
in Frage geſtellt worden.

Die Geſchichte der poſitiven Wiſſenſchaften iſt
ihrer Emanzipation von der Philoſophie d. h. von
ſophie, die alles Forſchen und Erkennen auf die
nis hinausführte. Sie kann daher ebenſo gut al
zipation von der Theologie bezeichnet werden. S
überlieferten Gedanken, ſtellt ſie ſich auf die E
Mathematik, ſtatt auf die autoritative Legende
forſchung und philologiſche Sauberkeit. Schwere
dieſer Entwickelungsprozeß mit ſich gebracht. D
einmal gewöhnt, Gott auf dieſen Wegen zu ſuchen
leugnen zu ſollen, als ſich herausſtellte, daß er ſo
ſei. Das iſt ein großer Schaden geweſen und iſt e
heutigen Tag. Aber es hilft nicht, wir müſſen e
wahren Gott, den Gott des chriſtlichen Glaubens,

wie er allein gefunden werden kann. Wir müssen den Gedanken uns aneignen und verarbeiten, daß die moderne empirische Wissenschaft — ich meine hier die Naturwissenschaft — uns nicht direkt zu Gott führt. Und ich dächte, es sollte uns nicht schwer werden, wenn wir bedenken, daß der Gott, zu dem wir so gelangten, ein mit Natur behafteter Gott, ein bloßer Scheingott wäre, niemals der geistige, persönliche Gott des christlichen Glaubens. Indessen, vielen wird es schwer, auf diese alten Wege zu verzichten; die Wunde, die hier geschlagen worden, hat sich noch nicht geschlossen. Was uns hier berührt, ist, daß dergestalt, durch die moderne Wissenschaft, auch der zweite der beiden Gedanken aus dem Mittel gethan ist, auf dem die alte Vereinigung von Christentum und Philosophie beruhte. Es ist nichts damit, daß wir im Erkennen das höchste Gut, die Seligkeit zu suchen haben. Ebenso ist es aus damit, daß das Wissen als solches sich als der direkte Weg zu Gott erweist. Jedoch, das mag uns trösten, daß beide Gedanken mit einander gefallen sind. Denn das öffnet uns die Aussicht auf eine neue Kombination, in der sich vielleicht gerade der evangelische Glaube und die moderne Wissenschaft mit einander vertragen werden.

Zunächst müssen wir auf die, nach dem Gesagten erklärliche, Thatsache hinweisen, daß an die Stelle der alten wohlgeordneten Verhältnisse ein Zustand der Verwirrung getreten ist. Es ist eben eine Zeit des Übergangs, in der wir uns befinden. Das Alte ist im Versinken begriffen, und etwas Neues hat noch nicht Bestand gewonnen. Natürlich fehlt es weder an Ruinen, in denen sich die einen wohnlich einrichten, noch an Repristinationsversuchen, die als Heilmittel gepriesen werden, noch an kecken Neubauten, deren Haltbarkeit aber von allen anderen als ihren Erbauern mit einigem Mißtrauen angesehen wird. Das ist in Zeiten großer geschichtlicher Übergänge nicht anders. Und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die geschichtliche Entwickelung, wenigstens auf dem hier besprochenen Gebiet, eine unsäglich langsame ist, nicht mit Jahrzehnten, sondern mit Jahrhunderten

rechnet. Kaum dürfen wir Jetztlebenden daher hoffen, zu
festen Beharrungszustand zu kommen, der wieder für ein
tausend oder länger als die herrschende Form der We
dienen kann. Eben deshalb ist es heute unmöglich, etwa
gemein Anerkanntes über das Verhältnis von Christentun
Philosophie zu sagen, jeder geht da seinen eigenen Weg
fast ist unter Theologen wie Philosophen in dieser Sache
manns Hand wider jedermann. Und doch meine ich, da
klarer Weg gegeben sei, den wir gehen müssen, auf den w
drängt werden, meine vor allem, daß wir nicht den mind
Grund haben, in der Gegenwart als Vertreter des christl
Glaubens vor irgend welchen philosophischen Gegnern die S
zu streichen. Und was mich ermutigt, mit dieser meiner
nung nicht zurückzuhalten, ist der Umstand, daß ich nicht
habe, etwas unerhört Neues vorzubringen, sondern nur, den
änderten Zeitbedingungen entsprechend in veränderter Form,
alte Wahrheit und Erbweisheit zu empfehlen, von der wir
gingen, die schon Justin der Märtyrer verkündigt hat.

Wir erinnern uns jetzt der doppelten Auffassung der Ph
sophie, die früher besprochen wurde, daß sie nämlich die zentr
Wissenschaft ist oder aber die Lehre vom höchsten Gut. W
sahen, wie beide Auffassungen in einer lange herrschenden Kc
bination zu einer Einheit verbunden waren. Wir machten u
dann klar, daß die diese Einheit vermittelnden und begründend
Gedanken sich als unhaltbar erwiesen haben. Wenn aber,
ergiebt sich die Folgerung, daß es sich doch vielleicht zwisch
diesen Auffassungen um ein entweder – oder handelt: die Phil
sophie ist entweder das eine oder das andere, wenigstens m
dieser oder jener Gesichtspunkt der leitende sein, während d
zurückzuweisende nur nebenher in Betracht kommt. So ist es
der That! Kant hat das Rechte getroffen, wenn er die Phil
sophie für die Lehre vom höchsten Gut erklärt. Die ande
Auffassung, daß sie die zentrale Wissenschaft ist, hat, eben dur
die vorhin besprochene Entwickelung der modernen Wissensch

gegenwärtigen Philosophie, auch die, die sich direkt gegen das Christentum kehren, haben hierin vor allem ihren Grund. D. h. die Bekämpfung dieser Auffassung liegt einmal ganz abgesehen vom Christentum im Interesse der Wahrheit. Ihre Überwindung ist sodann zugleich die Bedingung dafür, daß das Christentum in der herrschenden Philosophie die erforderlichen Anknüpfungspunkte finde.

Allein, es ist nun nicht möglich, alle Formen des modernen philosophischen Denkens hier Revue passieren zu lassen, sie auf ihre Wahrheit und auf ihr Verhältnis zum Christentum zu prüfen. Das ließe sich überhaupt in einem einzelnen Vortrag nicht erreichen oder doch nur in solcher Kürze, daß die Erörterungen dadurch wertlos werden müßten. Ich begnüge mich deshalb damit, zwei einfache Gedanken auszuführen, denen ich grundlegende Bedeutung für die heutige Philosophie beilege. Dabei wird sich zugleich die Gelegenheit finden, zu zeigen, daß, was in der heutigen Philosophie dem Christentum entgegensteht oder sich nicht mit ihm verträgt, auf Nichtbeachtung dieser Gedanken und deshalb auf Irrtum beruht.

Die Gedanken, die ich meine, bilden aber das Gegenstück zu den anderen Gedanken, von denen ich zeigte, daß sie, der eine durch die Reformation, der andere durch die moderne Wissenschaft aufgelöst worden sind. Beginne ich mit dem, der an die Stelle des letztgenannten treten muß, so ist es der eben schon flüchtig erwähnte. Wir können keine Philosophie haben als eine zentrale Wissenschaft, als eine Zusammenfassung aller von der positiven Wissenschaft erarbeiteten Resultate. Diese eignen sich nicht dazu, einen solchen Bau aufzuführen. Zwar sie sind das, was wir exakt zu nennen pflegen und in der That so nennen können, wenn auch eine gewisse unvermeidliche Übertreibung in dieser Bezeichnung mit unterläuft. Sie stehen insofern unvergleichlich viel höher, als alles, was wir früher hatten. Wir haben Fortschritte gemacht, auf die wir mit Recht stolz sind. Aber eben was den großen Vorzug der heutigen Resultate der

ihre Schwäche. Im Bilde ausgedrückt: sie sind
nug, um als Bausteine in einem Tempel abs
zu dienen. Die alten Alchemisten standen mit h
über der Retorte, um den Stein der Weisen zu f
logen berechneten den Lauf der Sterne, um das
Menschenlebens und des Weltlaufs zu ergründe
war Einbildung und kindisches Spiel. Die heut
Astronomie thun im Vergleich damit ernste und
Niemand kann auch nur daran denken, zu jene
zurückzukehren. Aber niemand soll auch erw
chemische Retorte und das Fernrohr des Astro
leisten, was Alchemie und Astrologie suchten, da
der Welt lösen und ihm eine absolute Wahrheit
Damit haben diese Bemühungen direkt gar nich
ist ein Krebsschaden unseres heutigen wissenschaft
daß die alten, auf das Absolute gerichteten E
Folgerungen an die moderne Wissenschaft geknü
rein empirischer Natur ist und sein muß, des
immer nur relative Resultate zeitigt.

Oder dasselbe anders ausgedrückt: es fü
Weg aus der heutigen Wissenschaft, genauer vie
der heutigen Naturwissenschaft zu einem philo
ständnis der Welt, das als philosophisches sein
letztes, absolutes sein will und sein muß. Ic
deutlichung an Kant erinnern. Zwar, ich möchte
ich meine, mit all den Wunderlichkeiten dieses
wie verschnörkelten Geistes belastet wissen. Ab
bleibt doch einer der großen Gedanken, die w
lernen haben: er hat das direkte Band zwis
schaftlichen Welterklärung und dem philosophischen
zerschnitten. Und niemand wird die zerschnittene
Dauer wieder verknüpfen, so heiß sich manche
Nur einfacher meine ich und ohne so subtile E

Prüfung der Erkenntnismittel, die uns zur Verfügung stehen, bei der sich unwidersprechlich ergiebt, daß unsere wissenschaftliche Welterklärung, so zuverlässig sie in ihrer Art ist, doch ein Werk der Kunst des menschlichen Geistes bleibt, und daß wir nicht daran denken dürfen, die absolute Wahrheit daraus herauszuschlagen.

Ja, in dieser Kritik des Erkennens liegt seit Kant der Schwerpunkt der philosophischen Forschung. Freilich, wie es geht, wenn alle — berufene wie unberufene Geister — sich auf eine solche Aufgabe werfen: die Fäden dieser Kritik sind vielfach verworren, daß es dem Neuling schwer wird, sie zu verfolgen. Die einfachen und großen Grundfragen verschwinden fast hinter dem scholastischen Wust, der sich daran geknüpft hat und darüber gesponnen ist. Aber nichtsdestoweniger bleibt es dabei, daß in dieser Kritik des Erkennens die philosophische Entscheidung über die Wahrheit, die letzte die es in der Wissenschaft giebt, gewonnen werden muß. Und diese Entscheidung geht dahin, daß die Erkenntnis der äußeren Welt uns nie etwas anderes bietet und bieten kann als die Welt, wie wir sie zu erfassen vermögen. Die Welt ist nicht, wie es dem ungeschulten Denken erscheint, etwas, was so wie es außer uns ist nur so in uns hineinspaziert. Nein, die Welt der äußeren Erfahrung ist ein Produkt aus einem „außerhalb" Gegebenen und der gestaltenden Kraft des Geistes. Und niemals werden wir beides — das Objektive und Subjektive, wie wir sagen — reinlich auseinander rechnen und trennen können. Wir müssen uns bescheiden und bei der Einsicht beruhigen, daß, was wir in dieser Erkenntnis erreichen, mit solchen subjektiven Schranken behaftet bleibt. Wir müssen es begreifen lernen, daß diese ungeheure Sache, die moderne Naturwissenschaft, doch im letzten Grunde eine Angelegenheit unseres, des menschlichen Geistes ist und nur als solche in den Bau unserer philosophischen Weltbetrachtung eingegliedert werden kann. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Welt der äußeren Erfahrung

oer inneren Erfahrung, deren große praktische A
Gestaltung bestimmend mitwirken, ein- und unterg
muß. Es führt aus der Naturwissenschaft kein
zum philosophischen Weltverständnis.

So lange diese Wahrheit vernachlässigt oder
genügend beherzigt wird, werden wir uns imm
Materialismus und Naturalismus, dem ganzen o
gegenüber sehen. Der ist aber der gefährlichste Fei
tums, auch die heute unter allen dem Christentu
verbreitetste Denkweise. Und wir wollen uns nicht
verlassen, daß er so oft schon widerlegt und ab
ist. Stützte er sich auf Gründe, dann möchte es m
legung geschehen sein. Das Gefährliche am Ma
daß es da nichts zu widerlegen giebt. Er ist k
Lehre, sondern eine aus den berückenden Erfolgen
Naturwissenschaft erwachsene Stimmung. Eine S
widerlegt man nicht, man muß sie allmählich üb
werden sie aber nicht überwinden, so lange wi
Vorurteil stecken bleiben, als könnten wir die
Naturwissenschaft direkt beim Bau unserer Welta
werten, so lange wir die naturalistische Ausbeut
gebnisse zur Hälfte blindlings mit in den Kau
gläubig der Mähr von den unerbittlichen Naturg
Hier wird nur eine radikale Kritik uns helfen,
lichen Grundirrtum zerstört, als lasse das philoso
ständnis sich aus der positiven wissenschaftlichen
leiten, als deren direkte Fortsetzung gleichsam.

An diesem Irrtum scheint mir auch eine
phische Richtung der Gegenwart zu scheitern, die
Allbeseelung, die namentlich Fechner entwickelt hat,
Anhänger zu sammeln beginnt. In gewisser Weise
das Gegenstück des Materialismus. Und als so
sie hier, als repräsentativ für den Versuch, die
Wissenschaft auf ein idealistisches Weltverständnis

von der richtigen Beobachtung aus, daß wir in der inneren Erfahrung allein etwas vom wahren Wesen des Wirklichen kennen lernen. So hat schon Schopenhauer, indem er Kant damit ergänzen und verbessern wollte, den Willen für das Ding an sich erklärt, eben das, was wir in uns selber als die Substanz unseres Seins inne werden, für das wahre Wesen aller Dinge. So redet Fechner einer Allbeseelung das Wort, dem Satz, daß alles Äußere nur Erscheinung eines Inneren ist, daß das, was wirklich existiert, Seele ist oder Seelen in unendlicher Abstufung und in den mannigfaltigsten Verbindungen unter einander.

Ein Gegenstück zum Materialismus ist das, sofern hier alles Äußere auf ein Inneres, Seelisches reduziert wird, wie jener alles Geistige in bloße Natur auflöst. Ferner ist diese Lehre auf den Namen Kants getauft, sofern sie seinen Grundgedanken, daß die zeiträumliche Welt Erscheinung sei, verwertet. Auch kann man fragen, ob sie nicht dem Christentum Anknüpfungspunkte bietet, indem sie schließlich das Verständnis auf den Gedanken Gottes als des alles umschließenden geistigen oder seelischen Allwesens hinausführt.

Indessen, dieser Zusammenklang mit dem Christentum ist doch bloßer Schein. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß der sinnige und ehrwürdige Fechner ein frommer Christ war und sein wollte. So mag es von anderen gelten, die seiner Lehre folgen. Von dieser Lehre selbst ist der christliche Glaube streng und scharf durch den Schöpfungsgedanken geschieden, durch die absolute Überordnung des geistigen persönlichen Gottes über die Welt — ein Gedanke, den wir nicht preisgeben dürfen, wenn wir am Christentum festhalten wollen. In der Lehre von der Allbeseelung wird er mit einem, wie mir scheint, schließlich doch verschwommenen, undenkbaren Pantheismus vertauscht. Der Grundirrtum, der auch hier herrscht, ist der oben genannte, daß das philosophische Weltverständnis als die direkte Fortsetzung der wissenschaftlichen Welterklärung gedacht wird. Vielmehr sollen

obachtung, daß wir in der inneren Erfahrung der
näher kommen als in der äußeren, bedeutet, daß wi
Ideen suchen sollen, aus denen wir dann alles Das
und verstehen. Aber sie bedeutet nicht, daß wir in ku
Erneuerung des uralten Animismus unser Wesen in a
auch die unbelebten, hineindeuten dürfen. Das läuft
auf einen durch die einfachste Erfahrung widerlegten
schen Irrtum hinaus.

Also bleibt es dabei: die Philosophie ist nicht di
Wissenschaft, aus Naturwissenschaft und Psychologie s
direkter Weg zu ihr. Die Philosophie ist vielmehr,
gelehrt hat, die Lehre vom höchsten Gut. Denn wenn
inneren Erfahrung nachgehen, dem geistigen Leben der
heit, wie es in der Geschichte konkrete Gestalt gewo
so kommen wir damit auf ein Erkenntnisgebiet, auf dem
den Schlüssel zum Verständnis alles Wirklichen finden
hoffen dürfen. Nicht die Naturwissenschaft, sondern die Gei
schaft wird uns dazu führen. Sie allein kann uns die Id
lehren, von denen wir vermuten dürfen, daß sie uns den
Daseins erklären. In der Geschichte der Menschen müssen wi
Ja, und wenn wir dort festen Boden unter den Füßen gewon
dann dürfen wir auch auf die Natur zurückblicken un
sollte nicht, was wir von der Natur wissen, dadurch d
Relativität entnommen werden können, daß wir es dem
der Geschichte unterordnen — einer Geschichte, die ebe
Gestaltung der Bedingungen des geistigen Lebens hir
wäre das nicht eine ihres Namens würdige Naturph
und drängt nicht die moderne Wissenschaft, die überall
wickelungsgedanken zum Führer nimmt, von selbst in di
Aber ich gehe dem nicht weiter nach. Ich wollte nur
daß doch eine indirekte Verbindung mit dem Naturerk
herstellen läßt, auch wenn wir die Philosophie erkenne
was sie ist, als die Lehre vom höchsten Gut.

wir die Welt und unser Leben verstehen können. In ihr fassen sich die in Betracht kommenden Momente unseres geistigen Lebens einheitlich zusammen. Daß ließe sich wohl durch eingehende Analyse und Beweise stützen. Ich berufe mich statt dessen hier einfach auf die Thatsache, daß das höhere philosophische Verständnis der Welt von jeher an dieser Idee sein Prinzip gehabt hat. Nicht bloß Kant tritt als Zeuge dafür auf, auch Plato darf dafür in Anspruch genommen werden. Ich gedachte dessen schon, als ich die Grundgedanken der vor-Kantischen idealistischen Philosophie entwickelte. Eben in diesen beiden großen Philosophen haben wir dann auch die Repräsentanten der beiden möglichen Antworten auf die Frage nach dem höchsten Gut vor uns. Sie entscheidet sich danach, was wir in den geistigen Funktionen des Menschen als das Höchste erkennen. Ist es das Denken, d. h. das Erkennen, oder ist es das sittliche Wollen und Handeln? Ein Drittes zu diesen beiden giebt es nicht. Die Religion. an die man allein daneben denken könnte, bleibt doch in Wahrheit außer Betracht, da sie ja in der Idee vom höchsten Gut unmittelbar darin liegt, die Frage nach dieser Idee keine andere ist, als die nach dem Wege zu Gott. Also: ist es das Erkennen oder ist es das sittliche Handeln, dem der erste Platz eingeräumt werden muß? Liegt in jenem oder diesem der Weg zu Gott? Sagen wir das erste, so folgen wir Plato und gelangen in die Bahnen der spekulativen Philosophie und in Wiederspruch mit der Reformation. Sagen wir das zweite, so folgen wir Kant, der zuerst den Grundgedanken der Reformation zu einem philosophischen Prinzip erhoben hat und der Philosoph des Protestantismus zu heißen verdient.

Wir werden aber Kant folgen müssen, nicht weil wir Protestanten sind, sondern weil es die Wahrheit so verlangt. Und das ist nun der zweite der beiden Grundgedanken, die ich der alten Verfassung der philosophischen Dinge entgegenhalten wollte. Der erste lautete: es führt kein direkter Weg aus der Wissenschaft

zur Philosophie, diese ist nicht die zentrale Wissen
die Lehre vom höchsten Gut. Der zweite lautet: d
deln muß überhaupt, und auch was die Erkennt
heit betrifft, dem Denken übergeordnet werden;
hang mit ihm erfassen wir die wahre Idee vom

Hegel ist der letzte in der Reihe der Nachfo
gefunden hat. Und es darf gewiß nicht verkann
viel wir Hegel, was die Belebung und Erneueru
Geschichte gerichteten Geisteswissenschaften betri
Ebenso wollen wir gern anerkennen, daß seine
urkräftiger Idealismus in enger Verwandschaft
lichen Glauben stand, wie er denn auch als P
denken konnte, das kirchliche Dogma neu zu ko
vielen Theologen die Brücke zum Kirchenglaub
Nichtsdestoweniger steht wohl heute außer Zwei
logische Pantheismus etwas ganz anderes ist al
tum, und daß die Nachwirkungen der Hegelsc
sich dem Christentum auf die Dauer gegnerisch
Diese Nachwirkungen, d. h. den daraus erwachs
gegen das geschichtlich-positive Christentum, um
wohnenden philosophischen Kraft willen zu fürch
der mindeste Anlaß vor. Denn abgesehen von d
unter denen seltsamer Weise diese deutsche Phi
wärtig einen Johannistrieb gezeitigt hat, abgesel
sie in der Gegenwart ihre verführerische Kraft
gebüßt. Ich sage das nicht von dem mancherlei
in den Geisteswissenschaften gewirkt, wohl aber
sophie selbst, deren Grundgedanken einer der tre
schen Schüler Hegels dahin formulierte: die Subst
ist das logische Sein.

Nein, sagen wir dem gegenüber mit Kant,
denn einmal dieser scholastischen Sprache bedienen
Substanz des Geistes ist nicht das logische, sond
Sein. Die Idee vom höchsten Gut, die der Ver

Wollen und Handeln den ersten Platz im Haushalt des menschlichen Geistes anweist. Anders ausgedrückt: das Denken und Erkennen ist das universelle Mittel des Geistes, darum unvergleichlich in seiner Bedeutung für alles Menschliche. Aber den Inhalt hat der Geist im Willen, im persönlichen Leben, in der Wechselwirkung von Person zu Person. Nur der Gedanke von Gott oder dem höchsten Gut, der dem entspricht, ist die Wahrheit, die wir unserer Philosophie zu Grunde legen können. Auch das Erkennen ist schließlich sittliches Handeln, und die wissenschaftliche Arbeit hat ihre nächste Bedeutung darin, daß sie ein Teil der sittlichen Aufgabe ist, auch in ihren Resultaten ein Korrelat dieser Aufgabe.

In der That, ich sehe es nicht anders. Auch wenn ich nicht Theologe wäre und Christ, würde ich über die Philosophie nicht anders urteilen können. Der Materialismus und Naturalismus wird durch die Erkenntniskritik unbedingt widerlegt, aus seinen psychologischen Quellen erklärt und als Vorurteil erwiesen. Der umgekehrte Versuch, die Natur auf geistige Prozesse zurückzuführen, scheitert an der Wirklichkeit, die uns immer wieder unzweideutig darüber belehrt, daß Geist und Natur eben zweierlei ist. Wir sehen uns in philosophischer Selbstbesinnung auf das gewiesen, was wir in uns selbst als den höchsten Sinn des Daseins erleben. Da thut sich dann wieder eine doppelte Möglichkeit auf. Aber die eine, von der wir noch eben hörten, die platonische, zuletzt von Hegel vertreten, ein Intellektualismus und Panlogismus in der höchsten Steigerung, scheitert nicht bloß an der Erkenntniskritik, sondern zugleich daran, daß sie die Natur und das reiche Leben des Geistes in logische Prozesse auflösen zu können meint. Obwohl auf einem richtigen Ansatz beruhend, führt sie doch in den Irrtum zurück. Es bleibt nur der Weg, in der ethisch bedingten Idee vom höchsten Gut den eigentlichen und letzten Schlüssel des Weltverständnisses zu suchen. Das ist die wahre Philosophie, die uns diesen Weg führt, eine Philo-

eifenden Abweic
ewegt.
h an die Schwelle
ser Glaube beruht a
eben der, die dem sittli
Platz über dem Erkenne
den anweist. Wir wisse
ne Gerechtigkeit giebt. U
ie Wahrheit erkennen und
entschlossen ist, den Willen
Das heißt aber nichts and
auf denselben Weg der Wa
hnen Kants sich bewegende
t sie uns eine neue Form, i
und der evangelische Glaube
fügen. Es sind die sittlichen Z
gründet. Denn die sind es, d
und die Wissenschaft dienen soll
en Aufnahme in das innerste Leb
isten evangelischen protestantischen C
in auch demnach das Christentum v
osophie sich nahe berühren, so bleib
Glaube für immer zweierlei. Die Phi
s von dem freien beweglichen Charak
kann, sie darf sich nie fest machen un
ibt immer bereit, ihre Sätze auf gute
und besserer Einsicht zu weichen. Dies
d überall offene Ohr ist ihr Ruhm und i
en damit ist gegeben, was ihre Schwäc
Hypothetisches behält, niemals den Charakte
Meinung verliert und niemals zur volle
it führt.
Mit dem Glauben verhält es sich umgekeh
Kraft durch die innere Gebundenheit, er wi

Gewißheit durch den Gehorsam und die freie Unterwerfung unter Gottes Offenbarung. Denn es ist so, daß wir diese, wie sie uns in der Geschichte, in Jesus Christus gegeben ist, nicht entbehren können. Von den allgemeinen Gedanken der Philosophie können wir nicht leben. Die Luft ist da zu dünn um zu atmen. Die Offenbarung allein macht uns im Glauben gewiß und schenkt uns die beseligende Wahrheit, die alle Zweifel überwindet. Wie wir bekennen, daß in keinem anderen Heil ist als in Jesus Christus, so bekennen wir es auch — nach seinem Wort — daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Wir können daher, was die Summe der Wahrheit in dieser Sache ist, nicht besser sagen, als wie es einst im Munde Justins hieß: das Christentum ist selbst Philosophie, nämlich die wahre Philosophie, weil göttliche Gewißheit, auf Gottes Offenbarung gegründet und des ewigen Lebens versichernd. Freilich, der Wechsel der Zeit und des geistigen Lebens ist ein ungeheurer, seit Justin so urteilte als der erste in der Reihe der christlichen Philosophen. Ich glaube nicht, daß dieser Wechsel der Zeit hier übersehen worden ist. Kommen wir dennoch zu demselben Resultat wie Justin, so mag das als Beweis dafür dienen, daß das Christentum, wie sehr auch die Philosophie wechselt, das eine selbe bleibt, weil es in Gott gegründet ist und den Charakter der Ewigkeit an sich trägt.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig:

Bereits in siebenter Auflage (20. bis 24. Tausend) liegt vor:

Hilty, Glück, Erster Teil.

Preis 3 M.; gebunden 4 M.; in Liebhaberband 5,50 M.

1. Die Kunst des Arbeitens.
2. Epiktet.
3. Wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst im beständigen Kampfe mit Schlechten, durch die Welt zu kommen.
4. Gute Gewohnheiten.
5. Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts.
6. Die Kunst, Zeit zu haben.
7. Glück.
8. Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, wer wohnt über den goldenen Sternen?

In Neudruck (9. bis 15. Tausend) ist soeben erschienen:

Hilty, Glück, Zweiter Teil.

Preis 3 M.; gebunden 4 M.; in Liebhaberband 5,50 M.

Der Inhalt dieses abschließenden Teiles ist:

1. Schuld und Sorge.
2. „Tröstet mein Volk."
3. Über Menschenkenntnis.
4. Was ist Bildung?
5. Vornehme Seelen.
6. Transcendentale Hoffnung.
7. Die Prolegomena des Christentums.
8. Die Stufen des Lebens.

Ferner erschien das vierte und fünfte Tausend von:

Hilty, Lesen und Reden.

Zwei Vorträge:

„Über das Lesen" und „Offene Geheimnisse der Redekunst".

Preis 1,40 M.; gebunden 2,40 M.

Besonders für die studierende Jugend geeignet.

Kirchengeschichte Deutschlands

von

Dr. Albert Hauck

Professor in Leipzig.

I. Band:

Bis zum Tode des Bonifatius.

VIII, 557 S. 1887. M. 10.50; geb. M. 12.10.

II. Band:

Die Fränkische Kirche als Reichskirche. Auflösung der Reichskirche.

IV, 757 S. 1890. M. 14 —; geb. M. 15.60.

III. Band

1. Hälfte:

Konsolidierung der deutschen Kirche.

II, 386 S. 1893. M. 7 —.

III. Band

2. Hälfte:

(Erscheint in Kürze!)

Das Übergewicht des Königtums in der Kirche und der Bruch desselben durch Rom. 1002—1122.

ca. M. 9 —

Preis des vollständ. III. Bandes ca. M. 16 —; geb. ca. M. 18 —.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

im Zweigverein des Evangelischen Bundes zu Berlin gehaltenen

apologetischen Vorträge

erschienen im unterzeichneten Verlage:

Das

Christentum und die Geschichte.

Von

D. Adolf Harnack,

ord. Prof. der Kirchengeschichte an der Univ. Berlin.

Dritte Auflage.

Preis 50 Pf.

Christentum und Naturwissenschaft

von

Dr. Gustav Kiehm,

Oberlehrer in Halle a. S.

Preis 50 Pf.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

3 9015
MAR 25 1946
LIBRARY

THE

PHILOSOPHICAL LIBRARY

OF

PROFESSOR GEORGE S. MORRIS,

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY,

1870-1889.

Presented to the University of Michigan.

Morris Library

BR
100
.K92

H. S. Morris

Das Weltproblem

70097

und seine Lösung

in der christlichen Weltanschauung.

Ein Beitrag
zur Beförderung einheitlicher Welterkenntnis
auf realistischer Grundlage.

Allen Gebildeten gewidmet

von

Heinrich Krak,
Doktor der Philosophie, Pfarrer a. D.
u. Gymnasial-Oberlehrer.

Karlsruhe und Leipzig
Verlag von H. Reuther
1887.

Vorwort.

Die Gedanken über Welt und Weltanschauung, die der geneigte Leser auf den nachfolgenden Blättern niedergelegt findet: sowohl die ganze Art, wie hier das zu lösende Problem einer- und die in der christlichen Weltanschauung gegebene Lösung desselben andererseits an- und aufgefaßt wird, als auch alle das Schlußresultat der Untersuchung irgendwie, sei's direkt, sei's indirekt, begründenden Einzelwahrnehmungen und -reflexionen, sind dem Verfasser, als Ertrag aus Studium, Beobachtung und Nachdenken, unter mannigfachem Wechsel der äußeren und inneren Situation und unter fortgesetzter Kontrole ihres Wahrheitsgehaltes allmählich zu bleibendem Eigentume erwachsen.

Wenn er dieselben jetzt, in seinem fünfzigsten Lebensjahre, der Öffentlichkeit übergiebt, so thut er dies zunächst ganz allgemeinhin in der Absicht und Hoffnung, damit einen, wenn auch bescheidenen, Beitrag, wie zur Orientierung über die das moderne Geistesleben so tief zerklüftenden theoretischen Gegensätze und die denselben zu Grunde liegenden Probleme, so und hauptsächlich zur Förderung einer auf genauer und umfassender Weltkenntnis sich aufbauenden realistischen Welterkenntnis zu bieten.

Zugleich aber möchte er damit im besondern allen denjenigen unter seinen Zeitgenossen, die zwar den Widerstreit der modernen Bildungselemente in sich selbst deutlich und — schmerzlich empfinden, denen es aber trotz ernsten Bemühens noch nicht hat

gelingen wollen, den Zwiespalt in ihrem Erkenntnisleben zu überwinden und durch „den Kampf der Meinungen“ hindurch zu einer einheitlichen, sie voll befriedigenden Welt- und Lebensauffassung vorzudringen, zur Erlangung einer solchen — alles Seiende umfassenden und von einer Grundidee getragenen, mit keiner erkannten Thatsache in Widerspruch stehenden und dem modernen Kulturleben vollen Raum lassenden, ja den Fortschritt in der Kultur selbst wie fordernden so zugleich fördernden und bei alledem klaren und bestimmten — Totalansicht über die Welt und das Leben behülflich sein.

Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß es — wie auch zweifellos der Fall — unter den vielen Gebildeten der Gegenwart, die sich von der für unser deutsches Volk, wie für alle christlichen Völker, historisch gegebenen christlichen Weltanschauung innerlich losgesagt haben oder noch unentschieden zwischen der christlichen und einer andern, gleichviel welcher, Gesamtauffassung des Seienden hin- und herschwanken, manche giebt, die sich bei diesem Stande ihres Geisteslebens keineswegs befriedigt und wohl fühlen, es vielmehr mit Dank annehmen würden, wenn ihnen jemand, der, selbst mitten in unserer Zeit stehend, alle modernen Kultur- und Bildungselemente voll auf sich hat einwirken lassen und den Gährungsprozeß, der sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit daraus zu ergeben pflegt, selbst in sich durchgemacht hat, einen Standpunkt aufzuzeigen vermöchte, auf dem sie die christlichen — sagen wir gleich: die echt- und wahrhaftchristlichen — Ideen und Anschauungen festhalten und dabei doch allen berechtigten Interessen und Bestrebungen der Gegenwart sich mit voller Freiheit hingeben könnten.

Verfasser vertritt, wie aus Vorstehendem bereits ersichtlich, die christliche Weltanschauung, und zwar — vom Erkenntnisstandpunkte aus beurteilt — als diejenige, die ihm das Weltproblem am vollständigsten löst; da er sich aber gleichzeitig bewußt ist, daß er unbedingt der Wahrheit die Ehre giebt d. h.

nur das anerkennt, was sich ihm bei immer erneuter Prüfung und unter Benutzung aller ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel als wahr ergeben hat, so darf er das Vertrauen in Anspruch nehmen, daß seine Leser hier nichts finden werden, was seine Aufnahme irgend welchem anderen Interesse als lediglich dem, die Wahrheit zu erkennen, zu verdanken hätte.

Verfasser wendet sich mit seinen Darlegungen an alle Gebildete, das Wort im weitesten Sinne genommen, doch bringt es die Natur des erörterten Gegenstandes mit sich, daß er nur bei denen auf Teilnahme und Verständnis rechnen kann, die nach ihrer Individualität und ihrem Bildungsgange gewohnt sind, mit ihren Gedanken über die nächstliegende Daseinssphäre und was dieselbe ihnen zu bieten hat bzw. von ihnen erheischt, hinauszugreifen und sich zu allgemeineren Anschauungen, weiteren Aus- und Durchblicken zu erheben, mit anderen Worten: die es als ein geistiges Bedürfnis empfinden, über die höheren und höchsten Probleme menschlicher Spekulation nachzusinnen, und nicht eher zur Ruhe kommen können, als bis sie damit zu einem sie voll befriedigenden Abschlusse gelangt sind.

Sollte indes auch unter den vielen anderen „Gebildeten", deren ganzes Lebensinteresse sich bis dahin in dem nächstliegenden Daseinsgetriebe erschöpfte, oder unter denjenigen, die sich bisher damit begnügten, Überkommenes — aus welchem Grunde immer — einfach beizubehalten, ohne weiter darüber nachzudenken, sich der eine und andere finden, die durch das hier Gebotene zu einer von ihrer bisherigen Weise zu sein und zu leben abweichenden, und zwar der eine zu einer höheren, edleren, der andere zu einer geistigeren, freieren, Welt- und Lebensanschauung erhoben würden, so würde Verfasser auch diesen Erfolg, so wenig er ihn auch direkt beabsichtigen konnte, mit Freuden willkommen heißen.

Neuwied a. Rhein, Pfingsten 1886.

Dr. H. Kraft.

Inhalt.

Seite.

Einleitung 1

Die Welt stellt sich dem menschlichen Erkenntnistriebe immer von neuem als Problem dar.

I. Teil.

Das Weltproblem.

1. Kap. **Genesis des Weltproblems:** 3

Gang der geistigen Entwickelung des modernen Gebildeten von seiner frühesten Kindheit an bis zur höchsten Stufe der Bildung. — Im Verlaufe dieser seiner geistigen Entwickelung sieht sich der moderne Gebildete früher oder später vor das Weltproblem gestellt und damit in die Notwendigkeit versetzt, sich über die Welt als Ganzes eine eigene selbständige Ansicht zu bilden bzw. eine der historisch gegebenen Auffassungen mit Bewußtsein zu der seinigen zu machen.

2. Kap. **Statistik des Weltproblems:** 35

Konstatierung des gesamten Weltbestandes d. i. alles dessen, was zur Zeit als Inhalt der Welt bekannt ist — und demnach für das Bewußtsein des modernen Gebildeten das Weltproblem (nach seiner materialen Seite hin) ausmacht.

II. Teil.

Die Lösung des Weltproblems in der christlichen Weltanschauung.

Seite.

3. Kap. **Inhalt der christlichen Weltanschauung:** . 181

Rekonstruktion der Weltanschauung Jesu Christi.

4. Kap. **Wert der christlichen Weltanschauung als Welterkenntnis:** 262

Beleuchtung der christlichen Weltanschauung gegenüber den bedeutsameren prinzipiellen Einwürfen und den hauptsächlicheren anderweitigen in der Gegenwart vertretenen Theorien über die Welt bzw. einzelne größere Ausschnitte des Weltganzen; zugleich Nachweis, daß die christliche Weltanschauung das Weltproblem besser als irgend eine andere löst und dabei mit keinem wirklich erwiesenen Resultate der Wissenschaften in Widerspruch steht.

Schluß: 320

Über die Zukunft der christlichen Weltanschauung.

Einleitung.

Die Welt d. i. das große Ganze, als dessen Teil sich jeder von uns von Jugend auf empfindet und weiß, stellt sich sowohl in ihren einzelnen Bestandteilen wie als Universum (= das Gesamte) dem menschlichen Erkenntnisvermögen immer von neuem als Problem dar.

Schon unsere Kinder empfinden frühe das Problemhafte der Welt, fühlen sich durch dieselbe zur Nachforschung irritiert; daher (etwa vom vollendeten zweiten Jahre an) ihr unablässiges Fragen: „Was ist das?", später auch: „Wem ist das?" „Wer hat das gemacht?", noch später* endlich: „Warum ist das?" —

Alle Wissenschaften beschäftigen sich damit, jede auf ihrem besonderen Gebiete, das in der Welt Gegebene zunächst zu konstatieren und sodann zu begreifen d. h. die Fragen, die das Seiende an den menschlichen Geist stellt, zu beantworten.

Insbesondere ist es Aufgabe der Philosophie, der Wissenschaft der Wissenschaften, das Weltproblem als ganzes aufzufassen und zu lösen.

Auch die Religion, jede Religion, ist nach ihrer theoretischen Seite hin nichts anderes als eine Antwort auf das System von Fragen, das sich aus dem Weltganzen erhebt; nur daß sie bei

* Bei meinem kleinen Paul habe ich dies zum ersten Male beobachtet, als er 2 Jahre 9 Monate alt war.

der Übermittelung ihres Gedankeninhalts, im Unterschiede von den Wissenschaften, gleich mit der Antwort beginnt, sodaß das Bewußtsein von den Fragen, die derselben zugrunde liegen, bei den meisten ihrer Bekenner gar nicht, bei anderen erst auf verhältnismäßig hoher Bildungsstufe aufkommt.

Eine zusammenhängende, von einem einheitlichen Grundgedanken ausgehend. und davon beherrschte („systematische") Lösung des Weltproblems pflegt man mit einem Worte eine Weltanschauung zu nennen.

I. Teil.

Das Weltproblem.

1. Kapitel.

Genesis des Weltproblems.

Der Mensch als Kind, der werdende Mensch, lebt sich erst ganz allmählich in die ihn umgebende Welt ein, und ebenso allmählich entwickelt sich in ihm, gleichen Schritt mit der Erfassung der Außenwelt haltend, dasjenige Bewußtsein von sich selbst — das Selbstbewußtsein — vermittelst dessen er sich von allem, was ihn umgiebt, unterscheidet. Erst der erwachsene — voll entwickelte — Mensch hat ein zur eigenen Lebensführung ausreichendes sowohl Welt- als Selbstbewußtsein; allerdings auch er nur ein relatives, und zwar um so vollkommeneres d. h. um so extensiveres Welt- und um so intensiveres Selbstbewußtsein, je gebildeter er ist, das vollkommenste der zugleich philosophisch gebildete.

Wieviel oder wie wenig geistiges Leben, d. h. nicht bloß Empfindung (und als Resultat derselben: Wahrnehmung — die hat auch das Tier), sondern reflektierte, bewußte Empfindung (und

Wahrnehmung),* schon in dem neugebornen Kinde vorhanden sei, entzieht sich jeglicher Beurteilung. Es fehlt eben das Fenster, durch das man von außen her in das Innenleben des Kindes hineinblicken, es fehlt zugleich das Mittel, durch das das noch sprachlose Kind von sich aus Aufschluß darüber geben könnte; bloße Bewegung und Schreien aber reicht hierzu nicht aus.

Die erste Innen- (d. h. an sich ausschließlich im Innern verlaufende) Empfindung des neugebornen Kindes, die sich zugleich nach außen durch Schreien (eine Art Weinen, doch noch ohne Thränen) und ein System von Bewegungen (die sog. Strampelbewegungen) kundgiebt, woraus auch allein auf das Vorhandensein jener Innen-Empfindung geschlossen werden kann, ist die des Mißbehagens, hervorgerufen durch innere oder äußere Zustände, die sein normales Befinden stören. Die Leerheit des Magens (genauer: die durch das Fehlen geeigneter Nahrung in dem Magen und seinen Wänden hervorgerufenen und von den Magennerven als unangenehm empfundenen Veränderungen) erzeugt das Gefühl des Nahrungsbedürfnisses, des Hungers, und dieses setzt sich dann sofort — ob durch Reflexion vermittelt oder lediglich durch unbewußtes und unwillkürliches Überspringen des Reizes von den sensiblen (Empfindungs-) auf die motorischen (Bewegungs-) Nerven, läßt sich, wie oben angedeutet, nicht sagen, doch nimmt man meist, von analogen Erscheinungen beim erwachsenen Menschen auf die Vorgänge im Kinde zurückschließend, und wohl mit Recht, das letztere an — in das Verlangen nach Nahrung und weiter in Schreien, Suchen nach der Mutterbrust, Saug- und Schlingbewegungen um. Von den Außen- (d. h. von der Außenseite des Körpers herstammenden) Empfindungen treten zuerst die der (äußeren) Haut auf, wie an eben jenen Zeichen des Mißbehagens zu erkennen, durch die das Kind gegen eine mit der Haut empfundene Unbequemlichkeit in der Lage oder sonst eine äußere Störung seines Wohlbefindens reagiert.

* S. die Kap. 2 unter II. B. 2 aufgestellte Skala der irdischen Existenzstufen.

Die übrigen der Außenwelt zugewandten Sinnesthätigkeiten gesellen sich nach und nach der der Haut hinzu: schon nach Ablauf weniger Tage das Sehen, dann das Schmecken (wie aus der Reaktion gegen ungewohnte Nahrung zu erkennen), das Hören, ganz zuletzt, kaum vor Ablauf des zweiten Jahres, das Riechen.

In raschem Fortschritt vervollkommnet sich von nun an die Empfindungs- (und Wahrnehmungs-) Fähigkeit des Kindes. Man kann deutlich beobachten, wie dasselbe immer besser sieht und hört (ob auch in den übrigen Empfindungssphären ein entsprechender Fortschritt stattfindet, läßt sich, wenigstens längere Zeit hindurch, nicht konstatieren, doch ist dies wahrscheinlich), und zwar ist dieser Fortschritt ein um so sichrerer und rascherer, je mehr man sich mit dem Kinde — doch ohne es zu überreizen — beschäftigt. Die Bildung des Menschen (das Wort „Bildung" hier als Aktion und im weitesten Sinne genommen) fängt in seiner „Wiege" an, sowohl das Sich-selbst-bilden als auch das Bilden desselben seitens anderer.

Die Ausbildung der Sinne erreicht verhältnismäßig frühe, schon im Knabenalter, ihren normalen Abschluß. Wohl kann auch im späteren Leben noch eine weitergehende Vervollkommnung einzelner Sinne, sei es überhaupt, sei es nach einer bestimmten Richtung hin, durch Übung stattfinden; erfolgreicher aber ist dieselbe jedenfalls, wenn sie bereits in der früheren Jugend, wo die Sinne (Funktionen wie Organe) noch bedeutend bildungsfähiger sind, begonnen hat — eine Erfahrungsthatsache, die nicht bloß bei der Heranbildung künftiger Musiker, sondern bei der Ausbildung der Jugend überhaupt zu beachten ist.

Mit Hilfe des Gedächtnisses, dessen Spuren sich bis in die ersteren Monate, ja Wochen des Kindes zurückverfolgen lassen, ist es schon sehr frühe, schon im ersten Halbjahre, imstande, einzelne Personen und Gegenstände seiner gewöhnlichen Umgebung, zuerst die Mutter oder Amme und eventuell die Saugflasche, wiederzuerkennen, also von anderen Personen und Gegenständen zu unterscheiden. Auch der Ortssinn entwickelt sich, gleichfalls mit Hilfe

des Gedächtnisses, schon vor Ablauf des ersten Jahres. Willkürliche Bewegungen (z. B. das Lachen, das Spielen mit den Händchen und Beinchen, das Öffnen des Mundes, um ein vorgesprochenes A nachzusprechen, u.. dgl. m.) zeigen sich ebenfalls schon sehr frühe, zum Teil schon im ersten Halbjahr (z. B. das Lachen nach Ablauf der ersten 6—8 Wochen), wenn sie auch anfangs noch sehr unbeholfen sind, ein Beweis, daß die motorischen Nerven noch nicht mit Sicherheit den freien Impulsen des Willens gehorchen, und — darf man weiter schließen — daß die Willensakte selbst noch nicht mit der nötigen Isoliertheit und Energie auftreten. Alle menschliche Lebensäußerung wird erst durch Übung zur Meisterschaft.

Mit seinen Sinnen ergreift der heranwachsende Mensch, das Kind, anfangs sich dabei ausschließlich passiv, dann zugleich, und je länger, um so vorwiegender, aktiv verhaltend, mit der Zeit immer mehr Besitz von der Außenwelt. Sein Gesichtskreis (im eigentlichen und übertragenen Sinne) erweitert sich von Tag zu Tag: es wird umhergetragen, -gefahren, später (gewöhnlich vom Beginn des zweiten Lebensjahres an) geht („läuft") es selbst umher und macht immer neue Entdeckungen, geistige Eroberungen. Seine Welt weitet sich immer mehr zu der Welt der Erwachsenen aus.

Sobald das Kind sprechen kann, ist des Fragens kein Ende; alles will es wissen, ein Beweis, daß es daraufhin veranlagt ist, sich die Außenwelt zu verinnerlichen, geistig anzueignen. Die Sprache bildet überhaupt, neben dem Gedächtnis, ein Hauptmittel, sich der Dinge und Vorgänge, die einen Eindruck auf uns machen, dauernd zu bemächtigen, die einzelnen Eindrücke zu fixieren, zu sondern und zu ordnen und so zu einem bleibenden Besitze zu erheben.

Nachdem das Kind — vom vollendeten ersten Halbjahre an — begonnen hat, ein ihm unzählige Male vorgesprochenes A und „Papa" nachzusprechen, geht es sehr bald dazu weiter, auch „Mama" zu sagen, dann aber erst nach einer langen Pause, ge-

wöhnlich nicht vor Beginn des zweiten Lebensjahres, dazu, auch andere ihm vorgesprochene Vokale und Wörter nachzusprechen. Eine Zeit lang bleibt das „Sprechen" des Kindes, abgesehen von dem Nachsprechen einzelner ganz leichten, zumteil eigens von den Erwachsenen für den Kindermund zurechtgeschnittenen (z. B. Mimi statt Milch, Wauwau statt Hund), Wörter (die leichtesten sind Papa und Mama, bestehend aus dem Vokal a, der durch einfaches Aushauchen der Luft bei offenem Munde entsteht, und aus Lippenlauten, deren Bildung das Kind, ebenso wie das Öffnen des Mundes beim A-sagen, dem Vorsprechenden direkt absehen kann), ein Stammeln („Kauderwelschen") d. h. ein Sich-äußern in unartikulierten Tönen, die aber für das Kind, wie der Gesang für den Vogel und das Gebell für den Hund, etwas zu bedeuten haben, nur daß es noch nicht imstande ist, seine Empfindungen, Wahrnehmungen und Willensakte in die konventionelle Sprache der Erwachsenen, die, wie alles Konventionelle, erst erlernt werden muß, zu kleiden. Dann folgt das so allerliebste „Radebrechen", die eigentliche Kindersprache, d. h. das Kind gebraucht neben richtigen Wörtern unrichtige, sei es ganz ungebräuchliche, die es selbst erfunden hat (so sagte eins meiner Kinder längere Zeit hindurch statt Kaffee regelmäßig „Beila"), sei's mehr oder weniger richtige, indem es sich die gebräuchlichen, ihm aber noch zu schweren Wörter entweder durch einfache Verstümmelung (z. B. „Opapa" statt Großpapa, „nug" statt genug) oder durch Ersetzung der schwierigeren Konsonanten (namentlich der Kehl- und Zischlaute) durch leichtere (z. B. „tomm" statt komm, „Tiegenbock" statt Ziegenbock) mundgerecht macht, ferner neben richtig gebildeten Wortformen unrichtig, aber häufig nicht ohne Methode (nach Analogie) gebildete (z. B. „ge-eßt" statt gegessen, „gefallt" statt gefallen, nach der Analogie von gesagt, umgekehrt „gekaufen" statt gekauft, nach gelaufen, „Nusse" statt Nüsse, „Buche" statt Bücher, „Hünde" statt Hunde, „vieler" statt mehr, „sehengucken" statt sehen oder gucken, „Rohrfern" statt Fernrohr, „Dreimarke" statt Freimarke, „hier war ich gesitzt"

[das französische être assis] statt: „saß ich“ u. s. w.). Auch in der Stellung der Wörter und überhaupt in der Bildung der Sätze, namentlich im Gebrauch oder vielmehr Nichtgebrauch der Conjunktionen und des Conjunktivs (Emmy berichtet z. B. anklagend von ihrem Schwesterchen: „Bertha sagt: Ich bin ein Gassenkind“ statt: „ich sei“ oder „daß ich . . . sei“) zeigt sich noch längere Zeit hindurch diese Unbeholfenheit des Kindes in dem auch nur notdürftigen Gebrauch der konventionellen Sprache, die auch für es „Muttersprache“ nur darum genannt wird, weil es sie (in der Regel) zunächst von der Mutter lernt, nicht etwa von der Mutter geerbt oder mit der Muttermilch eingesogen hat. Sprechen ist eine Kunst, kein Naturvermögen, wie Schreien und wie alle Tonäußerungen in der Tierwelt; es muß gelernt werden und will geübt sein. Nur die Fähigkeit dazu, und zwar sowohl die leiblichen Organe (Lippen, Zunge, Zähne, Kehlkopf, überhaupt die ganze Gestalt und Ausstattung der Mund-, Rachen- und Nasenhöhle) als auch der nicht minder zum Sprechenkönnen erforderliche geistige Hintergrund (s. Kap. 2, II. B. 2), ist ein Geschenk „der Natur“.

Ist das Kind einmal so weit, daß es nicht bloß einzelne Wörter mühsam nachsprechen, sondern auch selbst mehrere Wörter zu Sätzchen, wenn auch einstweilen noch nicht ganz richtig konstruierten, zusammenfügen kann, so macht es von da an in der Sprechfertigkeit, unterstützt von seinem Gedächtnis, ohne das überhaupt ein Sprechenlernen gar nicht denkbar wäre, da nur es das Kind befähigt, sowohl die gehörten Sprachformen an sich festzuhalten, als auch dieselben an richtiger Stelle d. h. den damit bezeichneten Objekten gegenüber anzuwenden, die raschesten Fortschritte, und zwar wieder um so raschere, je mehr man sich mit ihm beschäftigt. Allerdings bleibt das Sprechenkönnen noch lange und für viele zeitlebens eine sehr relative Kunst; ganz abgesehen vom Stottern, einer üblen Angewöhnung, die darin besteht, daß der Atem „sich versetzt“ d. h. nicht zur rechten Zeit und frei aus der Brust durch Kehlkopf und Mund heraustritt, und der

Schwierigkeit, gewisse Konsonanten (namentlich r und l) oder Konsonantenverbindungen (z. B. lh) auszusprechen — beides Mängel, die sich durch methodische Übung ganz oder doch fast ganz beseitigen lassen — haftet manchen Menschen, auch gebildeten, zeitlebens eine gewisse Schwerfälligkeit im Sprechen an, sei es als Folge abnormer Bildung oder Funktion einzelner Sprachorgane (z. B. zu große Länge oder Dicke der Zunge, Schlaffheit des Gaumensegels) oder als Folge unzulänglicher Übung in der Jugend oder endlich als Folge seelischer (z. B. habitueller Schüchternheit) oder geistiger (z. B. Mangel an Phantasie) Abnormitäten. Überhaupt stehen in Ansehung der Kunst zu sprechen, und zwar sowohl was Sprachrichtigkeit (Gebrauch richtiger Wörter, Wortformen und Satzkonstruktionen — reine Aussprache der Laute und richtige Betonung der Wörter), als auch was Sprachgewandtheit betrifft, die erwachsenen Menschen, auch die derselben geistigen Sphäre angehörigen, nicht auf der gleichen Stufe; es erklärt sich dies teils aus der Verschiedenheit ihrer individuellen leiblich-seelisch-geistigen Veranlagung, teils aus Differenzen in ihrem Bildungsgange. Neben dem Hause fällt bekanntlich besonders der Schule (s. darüber weiter unten) die Aufgabe zu, das Sprechvermögen des Kindes weiter auszubilden.

Seine Sprache befähigt nun das Kind, der Eindrücke, die, je mehr es heranwächst, in um so reicherer Fülle von allen Seiten auf dasselbe einstürmen, Herr zu werden, sich der Außenwelt geistig zu bemächtigen. Anfangs unterscheidet es sich noch gar nicht von dem, was es um sich her sieht und hört; es spricht noch von sich in der dritten Person: „der Albert," „die Elsbeth" statt: „ich", kommt sich also noch fremd, als ein Teil seiner Umgebung vor. Erst im dritten Lebensjahre nennt es sich, nachdem es vorher indirekt durch den Gebrauch des Fürworts „mein" sich zu isolieren begonnen hat, mit einem Male „Ich." Von diesem bedeutungsvollen, für ihn recht eigentlich Epoche machenden Augenblicke an datiert für den werdenden Menschen eine Zweiteilung seiner Welt und seines Be-

wußtseins; das, was das „Ich“ ist, empfindet, hat, thut — und das, was zu dem „Nicht-Ich“, der Außenwelt, gehört. Welt- und Selbstbewußtsein, Selbst- und Weltbewußtsein entstehen genau gleichzeitig, in Wechselwirkung mit einander: eins setzt das andere voraus, eins entwickelt sich im Gegensatz zum andern. Allerdings tritt das Ich-Bewußtsein im weiteren Verlaufe, wie wir weiter unten sehen werden, noch zu einem andern Faktor in Gegensatz und gewinnt dadurch neue Beleuchtung und Vertiefung, aber beim ersten Entstehen und für längere Zeit darnach noch ist es gebunden an sein nächstes Correlat: das Bewußtsein vom Nicht-Ich, der Welt.

Der Weg von jenem ersten Aufblitzen des Selbstbewußtseins im zwei- bis dreijährigen Kinde, womit dasselbe erst voll in die Reihe der Menschen eintritt, nachdem es sich bis dahin, wenigstens in seinen von außen her controllierbaren Lebensäußerungen, nur wenig, nur durch das Lachen und besonders durch seine Sprechanfänge, vom Tiere unterschieden hat, bis zur vollen Höhe, Klarheit und Intensität des Eigenbewußtseins im ausgereiften und zugleich höchst-gebildeten Manne ist allerdings ein überaus weiter; nicht alle erreichen diesen Abschluß, viele, die meisten bleiben auf halbem Wege stehen. Der Grad der Bildung, den jemand erreicht, ist gleichbedeutend mit dem Grade seiner Welt- und Selbsterfassung („Humanität“, lat. humanitas = Menschsein und Bildung). Darin liegt eben der unschätzbare Wert der „höheren Geistesbildung“, daß ich mit jedem Schritt weiter mich selbst und die Welt immer völliger, immer energischer erfasse, immer mehr von mir und der Welt „habe“, mit immer freierem Blicke mich und die Welt — beobachtend, beurteilend, genießend — überschaue und dadurch — es ist das ein Nebengewinn, den die Bildung einträgt — befähigt werde, auf „die Massen“, überhaupt auf alle, die weniger gebildet sind als ich, über die ich mich also durch mein Selbst- und Weltbewußtsein, mit anderen Worten: durch den Umfang, den Reichtum und die Klarheit meines geistigen Lebens, erhebe, leitend und bestimmend einzuwirken.

Die Bildung aber ist das Produkt vieler zusammenwirkenden Faktoren: Naturanlagen, Gunst der Umstände, Haus, Schule (im weitesten Sinne: jeder Unterricht, den jemand von anderen Personen empfängt: Einzelunterricht [Privatstunden, Hauslehrertum] und gemeinsamer Unterricht, letzterer „Schule" im engeren Sinne: private [Privatschulen, Institute, „Anstalten"] und öffentliche [staatliche oder kommunale] Bildungsanstalten), Bücher, eigenes Nachdenken, Reisen, das Zusammenleben mit den anderen Menschen, überhaupt die Erfahrung („das Leben", „die Schule des Lebens"), endlich der eigene Bildungsdrang (die Willigkeit, sich bilden zu lassen, und das Bemühen, sich selbst weiterzubilden), ohne den alle anderen Faktoren mehr oder weniger wirkungslos bleiben, und der für den Fall, daß der eine oder andere oder selbst mehrere der übrigen Faktoren fehlen sollten, bis zu einem gewissen Grade Ersatz dafür zu schaffen weiß.

Wir betrachten hier zunächst die Schule als diejenige besondere Veranstaltung innerhalb unseres — wie überhaupt jedes — Kulturlebens, welche ganz eigens auf Bildung abzweckt („Bildungsanstalt"), und demgemäß als denjenigen von außen her auf den Menschen einwirkenden unter den vorher genannten Bildungsfaktoren, von dem der Grad der allgemeinen Bildung, den ein Mensch in seinem Leben erreicht, wenigstens bis zu einer gewissen Höhe hinauf, in der Regel (Ausnahme: Autodidakten) zumeist abhängt, und zwar verfolgen wir den Bildungsgang des jungen Menschen, wie er sich gestaltet, wenn derselbe die ganze Stufenfolge der Bildungsanstalten von der untersten (Elementar- oder Volksschule — oder als Ersatz: Privatunterricht oder „Vorschule" zu einer höheren Bildungsanstalt) durch die mittlere (in Preußen: a) „Höhere Unterrichtsanstalten": 1. Gymnasium, 2. Realgymnasium, 3. Ober-Realschule, 4. Höhere Bürgerschule — nebst den entsprechenden unvollständigen Anstalten: 1. Progymnasium, 2. Realprogymnasium, 3. Realschule [in manchen Staaten werden alle Anstalten dieser Stufe mit Recht als „Mittelschulen" zusammengefaßt], b) „Mittelschulen" [im preußischen

Sinne — entsprechen den drei untersten Klassen der „höheren“ Schulen] — oder als Ersatz: Privatunterricht, Privatschulen und Institute; für Mädchen: „Höhere Mädchen- (besser als: Töchter-) schulen“ — oder als Ersatz: Privatunterricht oder Mädchen-Pensionate) bis zur höchsten Stufe (Hochschule, „Akademie“) hinauf durchmacht.

Das Kind tritt (in Preußen, und wo sonst „allgemeine Schulpflicht“ herrscht, z. B. in allen übrigen deutschen Staaten) nach Ablauf seines 6. Lebensjahres in die Elementarschule ein; hier lernt es, wie oben bereits erwähnt, besser d. h. sprachrichtiger und gewandter sprechen, sodann lesen, schreiben, rechnen: lesen d. i. die konventionellen (ererbten) Zeichen, durch welche die Laute seiner Sprache („Muttersprache“) in Druck und Schrift für das Auge sichtbar dargestellt werden, die Buchstaben („kleine“ und „große“, „deutsche“ und „lateinische“ — ursprünglich dieselben), einzeln nacheinander kennen und geläufig zu Silben, Wörtern und Sätzen zusammen-„lesen“ — schreiben d. i. die Schriftbuchstaben einzeln „schön“ (kalligraphisch) nachmalen und sprachrichtig (orthographisch) zu Wörtern zusammensetzen — rechnen d. i. die konventionellen symbolischen Zeichen, durch welche die Zahlen für das Auge sichtbar dargestellt werden (für jedes Zahlwort von eins bis neun nur ein einfaches Zeichen, während in der Schrift jeder Laut ein besonderes Zeichen, Buchstaben, hat), die („arabischen“ — ursprünglich indischen) Ziffern, kennen und mit den Zahlen im Kopfe und den Ziffern schriftlich innerhalb des üblichen (gleichfalls konventionellen) Zahlensystems (des Zehnersystems) sicher und gewandt operieren: „die vier Species“ (Arten): Zählen in Einheiten und Komplexen von Einheiten 1. aufwärts a) einfach (Addieren), b) in abgekürztem Verfahren (Multiplizieren), 2. abwärts a) einfach (Subtrahieren), b) in abgekürztem Verfahren (Dividieren); Rechnen mit Ganzen und Teilen von Ganzen (Brüchen — „gemeinen“ = beliebig-teiligen und Decimal- = zehnteiligen), mit unbenannten und benannten Zahlen, Anwendung der 4 Species auf Fälle des praktischen Lebens, Regel de tri (aus drei bekannten Größen die vierte zu

bestimmen) und ihre Verwertung zur Lösung von Aufgaben „aus dem Leben“ — drei Künste, das Lesen, Schreiben und Rechnen, die für das Kind viel schwieriger sind, als wohl die meisten meinen, und die, so sehr sie auch auf das Gedächtnis desselben basiert sind, doch zugleich, zumal das Rechnen, sein Denkvermögen ganz gewaltig in Anspruch nehmen und gerade dadurch in vortrefflicher Weise zur weiteren Ausbildung bezw. Übung, wie seines Gedächtnisses, so namentlich auch seines Verstandes (d. i. der Fähigkeit zu vergleichen, zu unterscheiden, zu abstrahieren [das Allgemeine aus dem Besonderen zu erkennen], zu subsumieren [das Besondere in das Allgemeine einzuordnen], zu urteilen und zu schließen) beitragen.

Daneben wird gleichzeitig der geistige Horizont des Kindes ausgeweitet durch den — wenn auch nur elementaren — Unterricht in der Naturkunde, der Geographie und der Geschichte (den sog. Realien): die Naturkunde schärft seinen Blick für bereits bekannte Naturobjekte und führt ihm zugleich neue (Tiere, Pflanzen, Mineralien) vor — die Geographie macht es zunächst näher mit seiner Heimat, und nachdem es gelernt hat, die ihm bekannten örtlichen Verhältnisse derselben in dem durch konventionelle Zeichen (Striche, Linien, Figuren) dargestellten verkleinerten Abbilde, der Heimatskarte, wiederzuerkennen, mit Hülfe anderer, ähnlicher Karten mit immer neuen, ferneren Gegenden, Ländern, Meeren, Erdteilen und so nach und nach mit der ganzen Erdoberfläche, wenn auch nur anfangsweise, bekannt und giebt ihm zugleich Aufschluß über die Erde als Weltkörper d. i. als Teil des Weltganzen (an sich und in ihrem Verhältnis zu anderen Teilen dieses Ganzen) sowie über die gewöhnlicheren Himmels- (d. h. außerhalb der Erde verlaufenden oder wenigstens von dort herstammenden) Erscheinungen — die Geschichte erzählt ihm von dem, was vor unserer Zeit „in der Welt“ (= auf der Erde), zumal in seinem eigenen Vaterlande, gewesen ist und geschah.

Während aber so die Kenntnis des Kindes von der Welt mit jedem Tage wächst, es immer mehr von der Welt in sein

Bewußtsein aufnimmt und schon dadurch indirekt auch sein Selbstbewußtsein verstärkt wird, fehlt es dem Unterrichte auch nicht an Elementen, welche mehr direkt oder ganz eigens auf Erweiterung und Belebung seines Eigenbewußtseins hinwirken. Schon alles, was die Schule an Erziehung (= Bildung des Gemüts und des Willens) leistet, ist hierhin zu rechnen; besonders aber kommt in dieser Beziehung der (übrigens nicht etwa auf die ihm eigens zugewiesenen Unterrichtsstunden beschränkte, sondern mehr oder weniger allen Lehrstunden als gemeinsame Aufgabe zufallende) Unterricht in der Muttersprache und zumal der Religionsunterricht in Betracht. Indem das Kind angehalten und angeleitet wird, sich mündlich und schriftlich sprachrichtig auszudrücken, mit anderen Worten: seine Gedanken bezw. Empfindungen und Willensregungen, mögen dieselben von außen her in ihm hervorgerufen sein oder lediglich seiner Innenwelt angehören, bestimmt und korrekt zu formulieren, wird es notwendig immer mehr sich seiner selbst als dessen, der diese Innenzustände hat und sie nun in Worten auszugestalten bemüht ist, bewußt. Kein Teil des Unterrichts aber übt auf die (allgemeine) geistige Entwickelung des Kindes einen gleichfördernden Einfluß aus wie der Religionsunterricht, weshalb — und zwar schon allein um dieser seiner allgemein-psychologischen Bedeutung willen, ganz abgesehen von seinem besonderen Inhalte — diejenigen sehr thöricht handeln, die ihre Kinder, aus Furcht, sie möchten einzelne oder überhaupt nur irrige Vorstellungen in sich aufnehmen, von demselben fernhalten (z. B. die Libres-penseurs in Frankreich und der Schweiz).

Der Unterricht in der Religion, nach seinen historischen (biblische Geschichte, „Bilder" aus der Kirchengeschichte), lehrhaften (Bibelsprüche, Katechismus) und lyrischen (Psalmen, Kirchenlieder) Bestandteilen, lenkt die Aufmerksamkeit des Kindes zwar auch auf die Welt (Gegenwart, Vergangenheit und — Zukunft derselben), mehr aber noch auf es selbst, sein Innenleben, und zwar regt er es nicht bloß ganz allgemeinhin an, über sich selbst, sein eigenes

Empfinden und Wollen, nachzudenken, sondern er setzt auch — und das kommt hier besonders in Betracht — einen ganz neuen Faktor in ihm in Bewegung: die Religion. Das Kind bringt zwar in der Regel gewisse religiöse Anschauungen bereits aus seinem Vorleben (Elternhaus, Kleinkinderschule, Umgang mit Gespielen, event. auch Geschwistern) mit: es ist ihm daheim (gleichviel von wem, und wäre es auch von Eltern, die selbst ungläubig sind, nur um das drängende Fragen des Kindes „loszuwerden") gesagt worden vom „lieben Gott", daß er alles gemacht habe, daß er im Himmel wohne, daß, wenn es brav („fromm") sei, auch „zu ihm in den Himmel komme" (wie es in dem bekannten Kindergebetchen heißt); auch weiß es bereits vom „Christkindchen", von Engeln u. s. w. Der Religionsunterricht nun erweitert (ergänzt und entwickelt) diese paar mitgebrachten Vorstellungen zu einem vollständigen Systeme, der christlichen Glaubenslehre. Es wird dem Kinde gesagt, und es liest dies zugleich in seinen Büchern (Biblische Geschichte, Bibel, Katechismus, Gesangbuch), daß es außer und über allem, was es sieht, ein großes unsichtbares Wesen gebe — Gott — von dem alles Übrige, auch es selbst, abhänge, geschaffen sei, erhalten und geleitet („regiert") werde, daß die Menschen, auch es selbst, diesem erhabenen, an Kraft, Weisheit und Güte uns unendlich überragenden Wesen („der Herr" — „der Allmächtige", „der Allweise", „der Allgütige") gegenüber bestimmte Verpflichtungen (dankbare, in Anbetung und Gehorsam sich bethätigende Liebe) haben, daß aber schon die beiden ersten Menschen, Adam und Eva, unser aller Stammeltern, diesen Verpflichtungen nicht nachgekommen (vermöge ihrer Freiheit „in die Sünde gefallen") seien und von da an das Böse (= das Gottwidrige) unter den Menschen der Urzeit rasch überhand genommen habe, daß Gott, als Herr der Welt und zugleich als der Heilige (= Reine, allem Bösen Widerstrebende), dasselbe eine Zeit lang durch Strafen und „Strafgerichte" (Vertreibung der beiden ersten Menschen und damit zugleich aller ihrer Nachkommen aus dem „Garten Eden" [= Wonne — später Paradies genannt] und Verurteilung der-

selben zur Arbeit und schließlich zum [leiblichen] Tode, des Weibes außerdem zu besonderen Beschwerden in ihrem weiblichen Berufe und zur Unterordnung unter den Mann, Verbannung des Brudermörders Kain, Herabsetzung des menschlichen Lebensalters auf 120 Jahre [1. Mose 6, 3 — nach dem hebräischen Urtexte], Sint- [= allgemeine] flut [erst nach der Zeit Luthers „Sündflut" genannt]; Zerstreuung der Menschen, Untergang der vier gottlosen Städte) zu hemmen gesucht, daß er dann, um, gemäß seiner Liebe, das „gefallene" Menschengeschlecht aus der Sünde wieder loszumachen (zu „erlösen") und zugleich zu sich heranzuziehen, den Weg der Erziehung beschritten (Abraham, Erzväter, Volk Israels, Moses, Propheten — „der Alte Bund"), daß er sich innerhalb des von ihm erwählten Volkes durch von ihm erleuchtete Männer (zuerst Moses, später die Propheten) je länger, je vollkommener und zuletzt abschließend in „seinem Sohne" Jesus genannt Christus (= Gesalbter = König) „offenbart" d. i. sein Wesen und seinen Willen kund gethan habe, daß der Träger dieser abschließenden Offenbarung („des Neuen Bundes") zugleich als „Heiland der Welt" d. h. aller sich gläubig an ihn anschließenden Menschen ihre Schuld nach Gottes Willen durch seine Passion (unschuldiges, freiwilliges, heiliges Leiden und Sterben) gesühnt habe, daß fortan nur, wer an ihn glaube (= sich innerlich an ihn anschließe) zum „Königreiche Gottes" auf Erden gehöre und dereinst „bei Gott" („im Himmel") ewige Seligkeit (d. i. nach Zeit und Grad unbegrenzte Wonne — vgl. Eden, den ersten Aufenthaltsort der Menschen) erlangen, wer dagegen „das Heil in Christo" verschmähe, an einem „Orte der Qual" („Hölle") ewigem Verderben („ewigem Tode") verfallen werde, daß endlich das aus den Gläubigen („Kindern Gottes") bestehende „Königreich Gottes" sich immer mehr auf der Erde ausbreiten, und daß mit der Vollendung desselben „das Ende der Welt" (d. h. der gegenwärtigen Weltentwickelungsphase) kommen werde — das alles, um nur die Grundzüge der christlichen (genauer: protestantisch-kirchlichen) Glaubenslehre hier anzugeben, wird dem Kinde mitgeteilt, und zugleich

wird die Anforderung an dasselbe gestellt, alle diese Mitteilungen über „Gott und göttliche Dinge“ zu glauben (zunächst = für wahr halten), d. h. zu glauben, daß dies alles wirklich sei bzw. gewesen sei und so sei, wie ihm gesagt worden, und auch nicht bloß das alles für wahr zu halten, sondern auch sich innerlich und äußerlich dem entsprechend zu verhalten. Und das Kind thut, wie ihm gesagt worden — darin liegt eben die Macht der Erziehung (im weiteren Sinne): sie findet in dem Kindessinne ein noch völlig bildsames („empfängliches“, weil noch von keinen „Vorurteilen“ und überhaupt keinen festgewordenen Anschauungen und Ansichten in Beschlag genommenes) Material vor — es „glaubt“ und übt zugleich nach Kräften „seine“ Religion. So erzeugt der Religionsunterricht in dem Kinde ein ganz neues Bewußtseins-Element, eine neue Sphäre seiner Gedanken: es weiß nun nicht mehr bloß sich selbst und die es umgebende Welt, es weiß daneben gleichsam eine neue „Welt“: Gott und Göttliches; es hat nicht mehr bloß ein Selbst- und ein Welt-, es hat zugleich ein Gottes-Bewußtsein. Es wird hier noch ganz davon abgesehen, ob das, was im (protestantisch-)christlichen Religionsunterrichte gelehrt wird, Wahrheit ist, d. h. ob das alles sich in der Wirklichkeit so verhält, wie gelehrt wird, ob beispielsweise das, was mit dem Namen „Gott“ bezeichnet wird, wirklich außer uns existiert; es handelt sich uns hier lediglich darum, den Gang zu zeichnen, den die geistige Entwickelung eines Menschen in seiner Kindheit unter uns (und bei allen höchstcivilisierten Völkern — es sind das eben christliche) heutiges Tages in der Regel nimmt.*

Indem aber so der Religionsunterricht als ein Hauptfaktor in der Bildungsgeschichte des Kindes die Gottesidee (das Bewußtsein von Gott und Göttlichem) in ihm erzeugt bzw. befestigt und ausgestaltet, bringt er, wie oben bereits angedeutet, sein Ich und

* Dafür verschlägt es auch nichts, ob die Glaubenslehre, die das Kind lernt, die protestantisch- oder die katholisch-kirchliche ist; Verfasser hat gerade die erstere vorgeführt, weil diese die ihm persönlich nächstliegende ist.

die Welt vor seinem Bewußtsein in eine ganz neue Beleuchtung: bisher bewegte sich das Denken des Kindes ausschließlich in dem Gegensatze: Ich und Nicht-Ich (= die Außenwelt), jetzt weiß es sich noch einem dritten (auch einem Nicht-Ich, das aber von der Welt verschieden ist) gegenüber: Gott. Dadurch aber wird sein Eigenbewußtsein ganz bedeutend verstärkt: in je mehr Beziehungen zu anderem ich mich erkenne, um so lebhafter empfinde ich mich selbst, um so heller strahlt, um in einem Bilde zu reden, der Mittelpunkt, von dem aus jenes andere seine Beleuchtung empfängt; jeder dem Centrum entlockte Strahl nach außen hin wirkt erleuchtend auf dasselbe zurück — wir sehen bekanntlich die Sonne nur in ihrem eigenen Lichte.

Zugleich bietet der Religionsunterricht dem Kinde eine fertige „Weltanschauung" d. h. eine Totalansicht von sich, der Welt und Gott, in der alles einzelne seine bestimmte Stellung hat, in der alle großen Rätsel der Welt und des Lebens, noch ehe sie ihm als solche zum Bewußtsein gekommen sind, eine bestimmte Lösung gefunden haben, und indem dieselbe von dem Kinde in naivem Glauben, wie thatsächlich bei allen Kindern der Fall, an- und aufgenommen wird, bildet sie fortan die (allgemeine) geistige Unterlage, auf der, wenigstens fürs erste und für eine lange Zeit, alle weitere Bildung sich aufbaut.

Was so der elementare Unterricht, an Anregung, Bereicherung und Disziplinierung des jugendlichen Geisteslebens, begonnen hat, setzt der höhere*, bis zur Hochschule hinauf, fort, indem er sowohl

* Die höheren Schulen schließen zwar nicht in der Weise an die Elementarschule an, daß sie ihre Schüler erst nach Absolvierung derselben (mit dem vollendeten 14. Lebensjahre) aufnehmen, vielmehr findet der Eintritt in dieselben gewöhnlich im 10. Lebensjahre statt; aber was ihren Schülern infolge dessen an elementarer Ausbildung noch abgeht, ersetzen sie in denjenigen Gegenständen, die sie mit der Elementarschule gemeinsam haben, in den „unteren" Klassen: Sexta, Quinta, Quarta — die in dieser Beziehng die Elementarstufe der „höheren Schulen" bilden. Unter dem höheren Unterrichte, von dem oben die Rede ist, ist also für die bezeichneten Gegenstände erst der von Untertertia an zu verstehen.

das dort gebotene positive Wissen nach den verschiedensten Seiten hin erweitert als auch ganz neue Bildungselemente herbeizieht und, was ihn namentlich vom Elementarunterrichte unterscheidet — es ist das ein Unterschied der Unterrichtsmethode neben jenem des Unterrichtsstoffes — zugleich, und zwar auf den je höheren Stufen um so nachdrücklicher, auf Erzeugung von Einsicht (= Verständnis aus Gründen) und endlich — es ist das die Krönung des ganzen Gebäudes — auf Erfassung des betreffenden Unterrichtsgebietes als eines Ganzen, einer Wissenschaft d. i. eines auf allgemeinen Voraussetzungen (Axiomen) sich aufbauenden und von allgemeinen Gesichtspunkten (Prinzipien = Grundgedanken) beherrschten Systems von Erkenntnissen hinarbeitet.

Der höhere Unterricht in der Muttersprache zunächst übt den heranwachsenden Menschen (den Knaben und Jüngling) weiter im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, fährt somit fort, ihn zu veranlassen, sich selbst zu objektivieren (vergegenständlichen), auf sich selbst zu achten, über sich zu reflektieren, sich seiner selbst und seiner Zustände und Lebensäußerungen immer mehr bewußt zu werden; besonders geschieht dies dadurch, daß er ihn in der Grammatik und Stilistik mit den Formen und Regeln des sprachlichen Ausdrucks und schon damit zugleich — da alles Sprechen lautes (hörbares), alles Schreiben sichtbares Denken bzw. Fühlen oder Wollen ist — mit dem gesetzmäßigen Verlauf der geistigen Innenbewegungen, dann aber weiterhin — was sich ja im weiteren Verlauf dieses Unterrichts in der einen oder anderen Weise und in größerer oder geringerer Ausdehnung an denselben anzuschließen pflegt — noch eigens in der Psychologie mit den Zuständen und Prozessen unseres Innenlebens sowie in der Logik, einer Unterabteilung der Psychologie, noch besonders mit den Formen und Gesetzen des Denkens näher bekannt macht.

Auch der Unterricht in den fremden Sprachen, sowohl den „toten" wie den noch „lebenden", und der in der Mathematik = Lehre von den reinen (ganz allgemein, ohne Rücksicht auf ihr

Vorkommen in der Wirklichkeit, gedachten) Größen (Geometrie = Lehre von den reinen Raumgrößen: Planimetrie: einer Ebene, Stereometrie: mehrerer Ebenen, Trigonometrie: Berechnung des Dreiecks aus dem Verhältnis zwischen Winkeln und Seiten; Arithmetik = Lehre von den reinen Zahlgrößen, ausgedrückt entweder durch die bestimmten Zahlzeichen, die Ziffern, oder durch unbestimmte, allgemeine Zahlzeichen, Buchstaben [Algebra = Buchstabenrechnung], oder durch beides nebeneinander; Differential- und Integral-Rechnung [auch Infinitesimal-Rechnung genannt — von Leibnitz 1684 und Newton 1687 erfunden] = Lehre von der Berechnung einer stetig zu- oder abnehmenden Größe [z. B. einer Bewegung, nach Raummaß, Schnelligkeit, Richtung — überhaupt eines Werdenden] aus den unendlich kleinen die Veränderung bewirkenden Teilchen für einen beliebigen Zeitpunkt, und umgekehrt der in einem beliebigen Zeitpunkt mit derselben vorgehenden Veränderung [„die Mathematik des Werdens und des Gewordenen“]) tragen außerordentlich zur inneren Befreiung des jugendlichen Geistes bei, und nicht mit Unrecht rühmt man daher ihre große formal-bildende Kraft.

Bei der (erstmaligen) Erlernung einer fremden Sprache werde ich genötigt, mich von meiner Muttersprache, in der bisher mein ganzes inneres Leben, soweit es sich überhaupt über den Zustand dumpfer Empfindung erhob, seinen alleinigen Ausdruck gesucht und gefunden hat und ja auch noch fernerhin seinen gewöhnlichen Ausdruck finden wird, die sich mir demnach als die unentbehrliche Form, in der sich das flüssige Metall meines Innenlebens zu barer Münze ausprägte, und eben damit als mächtige Fördrerin des letzteren, auf die Dauer aber zugleich auch als eine Art Tyrannin erwies, die jede aufsteigende Regung meines Innern sofort in das von ihr gewiesene Geleise einzulenken zwang, innerlich zeitweilig zu emanzipieren, um zuerst, und zwar anfangs rein gedächtnismäßig, das mir geläufige muttersprachliche Wort (in seinen verschiedenen Formen) durch das fremdsprachliche zu ersetzen, dann, zugleich mit Hülfe des Verstandes, kleinere und

mit der Zeit auch größere (sprach-) organische Gebilde der fremden Sprache (Sätze, Perioden — Erzählungen, Reden, Poesien) nach ihren (der fremden Sprache) und den allgemein-sprachlichen Gesetzen („Regeln") sowohl zu verstehen (als Kontrole dient die Übersetzung derselben in der Muttersprache — wodurch nebenbei auch diese wieder geübt wird) als auch selbstthätig, wenn auch noch unter Anlehnung an die Muttersprache, zu erzeugen (das Übersetzen aus der Muttersprache in die fremde Sprache), schließlich aber — und das ist der ideelle Abschluß des fremdsprachlichen Unterrichts, wenn derselbe auch nicht gerade für jede fremde Sprache angestrebt (im Gymnasium z. B. nicht für das Griechische — bei dem das Verständnis der Klassiker als Ziel gilt) und überhaupt innerhalb des Schulunterrichts nur unvollkommen erreicht wird — meine inneren Zustände direkt und ohne alle bewußte Mithülfe der Muttersprache in das fremde Idiom sprechend oder schreibend einzukleiden („in der fremden Sprache zu denken bzw. zu fühlen und zu wollen"). Das hier Gesagte gilt, wie oben bereits angedeutet, in vollem Maße allerdings nur von der zuerst erlernten fremden Sprache, aber auch jede weitere trägt dazu bei, das Band, das von Jugend auf die Muttersprache um unser inneres Leben geschlungen hat, zu lösen, uns innerlich zu befreien, uns auf uns selbst zurückzuweisen und in unserer Selbständigkeit allem von außen her Gekommenen, wozu auch die für uns traditionelle Muttersprache gehört, erkennen zu lassen. Eine geistige Förderung im einzelnen liegt außerdem darin, daß die beständige Anpassung der einen Sprache an die andere die Verstandesthätigkeit übt, die Aufmerksamkeit für die einzelnen Sprachformen und die darin zum Ausdrucke kommenden geistigen Prozesse (Gedanken, Gefühle und Willensakte) schärft und mit alledem den Sprachsinn (Sinn für die Richtigkeit, den Reichtum und die Schönheit der eigenen wie der fremden, überhaupt der menschlichen Sprache) bildet.

Die Mathematik sodann, diese freieste aller „freien Künste" (sieben — nach der mittelalterlichen Einteilung der höheren

Studien in a) Trivium: 1. Grammatik, 2. Rhetorik, 3. Dialektik [= Logik]; b) Quadrivium: 1. Arithmetik, 2. Geometrie [diese beiden zusammen = Mathematik], 3. Musik, 4. Astronomie), leitet ihren Schüler an, sich von allen sinnlichen (konkreten = in der äußeren Wirklichkeit gegebenen) Erfahrung loszumachen, sich ausschließlich mit (wenn auch ursprünglich von konkreten Erfahrungsthatsachen abstrahierten und immer wieder darauf anwendbaren) Erzeugnissen seiner Gedanken (Raum- und Zahlgrößen) zu beschäftigen, sie nach ihren inneren (immanenten), von keiner Erfahrung erst abhängig zu machenden „Gesetzen" (allgemeinen Eigenschaften und Funktionen) zu betrachten und zu behandeln. Zwar kann auch die Mathematik, so „rein" d. h. abstrakt sie auch im allgemeinen ist, für einzelne ihrer Gebiete der sinnenfälligen Erfahrung, namentlich für den Anfänger, insofern nicht ganz entbehren, als sie genötigt ist, ihre Aufstellungen an Zeichnungen (Linien, Figuren) „anschaulich" zu machen; doch bleibt ihre Freiheit auch diesen gegenüber gewahrt, denn weder entsprechen die gezeichneten Linien und Figuren (wegen der Stofflichkeit des Materials, aus dem sie hergestellt werden, der Flüchtigkeit, mit der sie vielfach entworfen werden müssen, der Unfähigkeit der menschlichen Hand, eine wirklich gerade Linie zu zeichnen, der Unvollkommenheit der Instrumente und der Unebenheit der Unterlage: Papier, Tafel) genau dem, was sie darstellen sollen (ein gezeichneter Kreis z. B. ist keineswegs identisch mit dem dabei gedachten Kreis, er ist nur ein höchst mangelhafter Nothehelf, um letzteren zur Anschauung zu bringen, nur das Symbol desselben — auf etwas mehr oder weniger Vollkommenheit kommt es daher auch bei den mathematischen Figuren nicht an), noch sind die Aufstellungen der Mathematik an die gerade gegebene Zeichnung (z. B. das gerade in einer Zeichnung vorliegende Rechteck) gebunden, gelten vielmehr für alle Raumgrößen derselben Art: die mathematische Zeichnung hat also nicht die Bedeutung einer einzelnen irgendwo in der Welt wirklich gegebenen Figur, sondern hat schematischen Charakter d. h. vertritt, frei nach dem

Gedanken — nur zu seiner Veranschaulichung für das Auge — konstruiert, alle überhaupt denkbaren (möglichen) Raumgrößen derselben Art (das gezeichnete Quadrat z. B. alle Quadrate). Die Mathematik bewegt sich demnach auch bei ihren Figuren doch auf dem Gebiete des reinen (von aller sinnenfälligen Wirklichkeit absehenden) Gedankens. Was könnte daher mehr als sie dazu dienen, im jugendlichen Geiste das eigentliche (bewußte — freie — „abstrakte") Denken, dieses höchste, weil am spätesten sich entwickelnde, und zugleich selbständigste, alle übrigen inneren und äußeren Lebensvorgänge regulierende und den gesamten Bereich des Wahrgenommenen in souveräner Weise beherrschende Vermögen des Menschen, auszubilden und somit das centrale Element in dem sich entfaltenden Geistesleben des Knaben und Jünglings, das Sich-selbst-wissen, das Ich-Bewußtsein, zu beleben und zu verstärken!

Gleichzeitig wird der heranwachsende Mensch durch den höheren Unterricht in immer ausgedehnterem Maße und nach immer mehr Seiten hin mit der Außenwelt bekannt gemacht und somit sein Weltbewußtsein extensiv erweitert und intensiv gesteigert, und zwar durch folgende Reihe von Unterrichtsgegenständen: mutter- und fremdsprachliche Lektüre und Mitteilungen aus der Litteraturgeschichte, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften (a. Naturgeschichte, besser: Naturkunde = Einteilung und Beschreibung der materiellen irdischen Wesensgruppen, b. Naturlehre: α) Physik = Lehre von den allgemeinen Eigenschaften und den Bewegungserscheinungen der materiellen Welt, β) Chemie = Lehre von der Zusammensetzung und Veränderung der Stoffe, γ) Physiologie = Lehre von dem Bau und den Lebensprozessen der Organismen), ferner, um gleich hier auch die Universität mitzuberücksichtigen, je nach dem Studiengange des einzelnen, die Philologie = Wissenschaft von den Sprachen (ihrem Bau, ihrer Verwandtschaft, ihrer Geschichte und ihren litterarischen Denkmalen), die Medizin = Wissenschaft von den Krankheitserscheinungen und den Mitteln zu ihrer Heilung — oder, nach der gegenwärtig immer mehr zur Geltung

kommenden Auffassung: von der Gesundheit, ihren Bedingungen, ihren Störungen und ihrer Wiederherstellung, die Jurisprudenz = Wissenschaft von den Rechten und Gesetzen, und namentlich die Astronomie = Wissenschaft von den Eigenschaften und Bewegungen der Weltkörper.

Daß auch alle diese Unterrichtsgegenstände bzw. Wissenschaften, deren Schwerpunkt nach der Seite des Weltbewußtseins hin liegt, doch zugleich auch wieder zur Belebung des Selbstbewußtseins beitragen, und zwar sowohl indirekt, durch Verstärkung des Gegensatzes desselben, des Weltbewußtseins (vgl. oben S. 10), als auch direkt dadurch, daß sie das Vorstellungs- und Denkvermögen in Anspruch nehmen und üben, bedarf nur dieser kurzen Andeutung.

Der Religionsunterricht endlich fährt auch auf dieser Stufe, unterstützt durch den öffentlichen Kultus und alle dazu gehörigen besonderen Veranstaltungen (Konfirmation und Vorbereitung dazu, Gottesdienst, Festfeier, Schulandachten), fort, dem sowohl durch den fortschreitenden Unterricht als auch durch die beständige unmittelbare Lebenserfahrung an Energie und Umfang stetig zunehmenden Welt- und Ich-Bewußtsein des jungen Menschen gegenüber Gottesbewußtsein in ihm zu erhalten und zu erzeugen, mit anderen Worten: solche Vorstellungen in ihm, sei's aufzufrischen, sei's neu zu pflanzen, in denen er „das Unsichtbare", „die religiöse Welt" als ein drittes, von ihm selbst und der Außenwelt Verschiedenes, sich gegenüber weiß und sich auf sie und sie auf sich bezieht. Die ihm bereits auf der elementaren Stufe — dort allerdings erst in einfachster Form (eben nur „die Elemente" der christlichen Religion [in der nach Zeit und Ort giltigen kirchlichen Fassung derselben — wir denken auch hier wieder zunächst an die protestantisch-kirchliche]: die wichtigeren Begebenheiten und Lehren nebst dazu gehörigen Sprüchen und Liedern umfassend) — übermittelte (christlich-)religiöse Weltanschauung wird jetzt — und zwar in gleichem Schritte mit der zunehmenden Gesamtbildung des Schülers — nicht bloß, durch Zuführung neuen, besonders histo-

rischen (Bibel, Kirchengeschichte), dogmatischen (Glaubenslehre) und ethischen (Sittenlehre) Materials, reicher und feiner ausgeführt, sondern auch, durch Vermittelung der christlichen (d. h. der in der betreffenden kirchlichen Fassung als solche geltenden) Ideen und Thatsachen mit den von ihm bereits angesammelten anderweitigen Bildungsfonds sowie durch Aufzeigung des Zusammenhangs zwischen den einzelnen religiösen Daten und Sätzen (Glaubenssätzen, Dogmen) — und zwar sowohl, wie Data und Data, Sätze und Sätze, als auch, wie Data und Sätze, Sätze und Data zusammenhängen — sowohl (positiv) näher begründet als auch (negativ) gegen Einwürfe verteidigt (Apologetik). Abschließend geschieht dies allerdings erst durch die der Universität angehörige Theologie (= Wissenschaft von Gott), aber auch, wer von einer niedrigeren Stufe des höheren Religionsunterrichtes, sei's „ins Leben", sei's zu anderweitigen Studien übergeht, nimmt in den allermeisten Fällen die christliche Weltanschauung (in der einen oder anderen kirchlichen Ausprägung) als seine eigene (wenigstens als die einzige, über die er gebietet), und zwar nicht, wie der Elementarschüler, als eine ihm nur nach ihren allgemeinen Umrissen (Hauptdaten und -lehren) bekannte und von ihm naiv geglaubte, sondern als eine ihm, je nach der erreichten Bildungsstufe, auch im Detail geläufige und zugleich verstandesmäßig vermittelte, aus der Schule mit sich hinweg. Auch für ihn bildet daher die christliche Weltanschauung (in der oben bezeichneten besonderen Formulierung) den Ausgangspunkt seines weiteren Denkens, das System, in das er seine weiteren Lebenserfahrungen wie die Ergebnisse seiner Studien und seines Nachdenkens einzufügen — wenigstens zunächst — versuchen wird.

Auch von dem höheren Religionsunterrichte gilt außerdem wieder, was bereits von dem elementaren gesagt wurde (S. 14. 18), daß er nämlich (neben dem Gottesbewußtsein) zugleich auch wieder das Welt- und das Selbstbewußtsein des jungen Menschen erweitert und erhöht, und zwar ersteres (das Weltbewußtsein) nicht nur durch seine historischen Bestandteile, sondern auch dadurch,

daß er Zustände und Vorkommnisse der gegenwärtigen Welt in den Kreis seiner Betrachtung zieht, letzteres (das Selbstbewußtsein) sowohl indirekt, durch Stärkung der beiden Gegensätze desselben (des Welt- und des Gottesbewußtseins), als auch direkt dadurch, daß er zur Beobachtung des menschlichen Innenlebens veranlaßt.

Wir übergehen hier alle der Universität oder anderen abschließenden Lehranstalten (Akademien, technischen Hochschulen) angehörigen Spezialwissenschaften, wie: Archäologie = Altertumswissenschaft, Geologie = Lehre vom Bau der festen Erdrinde, Anthropologie = Lehre von dem Menschen nach seinen allgemeinen Eigenschaften und seiner Entwickelung in der Vergangenheit, Pharmakologie = Heilmittellehre, Mechanik = Lehre von den konstant-wirkenden Naturkräften und den Gesetzen ihrer Ruhe (Statik) und Bewegung (Dynamik) u. s. w. u. s. w., da sie sich enger oder loser an eine der bereits besprochenen Wissenschaften anschließen bzw. Teile derselben sind, von ihnen daher im wesentlichen dasselbe gilt, was von jenen gesagt worden ist, desgleichen alle mit Rücksicht auf ein praktisches Bedürfnis zusammengestellten, wenn auch unter einem einheitlichen Namen zusammengefaßten, Gruppen von Wissenschaften, wie: die Forst-, Berg-, Bau-, Kriegs- u. s. w. Wissenschaft.

Nur von einer Wissenschaft, die wir absichtlich bis zuletzt aufgespart haben, muß noch im besonderen gehandelt werden, wenn auch gerade sie nur wenigen zugänglich ist und selbst unter denen, die sich pflichtmäßig mit ihr beschäftigen, nur die wenigsten wirkliches Verständnis für dieselbe besitzen, derjenigen Wissenschaft, die den denkbar höchsten Abschluß, die Krone sozusagen, der intellektuellen Entwickelung eines Menschen bildet, von der Philosophie, der Wissenschaft der Wissenschaften. Bei ihr handelt es sich, wenigstens in ihren letzten und höchsten Bestrebungen, nicht mehr darum, wie bei allen übrigen Wissenschaften, das menschliche Wissen (Kennen und Erkennen) in irgend einer einzelnen Richtung zu erweitern und zu ordnen, sondern die ganze Summe aller menschlichen Erkenntnis rücklaufend zu überschauen,

unter höheren, allgemeineren Gesichtspunkten zu systematisieren und schließlich das Ganze des Seienden von einem Gesichtspunkte aus zu beleuchten und zu begreifen. Sie bildet gleichsam die Revisionsinstanz für den ganzen bisherigen Bewußtseinsinhalt (für alles bis dahin, sei's direkt Erfahrene, sei's Gelernte — überhaupt für alle menschliche Erkenntnis): sie prüft alles auf seine allgemeinen Gründe, scheidet aus, was sich als nicht stichhaltig erweist, und ordnet das Ganze der menschlichen Erkenntnis zu einem Gesamtsystem, in dem jede Einzelerkenntnis ihre Stelle, ihre Bedeutung und ihre Begrenzung findet.

Indem die Philosophie in der Psychologie = Seelenlehre die sämtlichen nicht- oder genauer: über-leiblichen Vorgänge des menschlichen Innenlebens sowie die Umstände, durch die sie bedingt sind, und die Formen, in denen sie verlaufen, zunächst erfahrungsmäßig konstatiert und einfach systematisiert (empirische Psychologie), sodann, sei's von den leiblichen Lebensfunktionen (physiologische Psychologie), sei's von allgemeinen (übersinnlichen, metaphysischen — s. weit. unten) Prinzipien ausgehend (spekulative Psychologie), zu erklären versucht, in der Logik = Denklehre (im besonderen — einer Abzweigung der Psychologie, ebenso wie die weiter zu nennende Ästhetik und Ethik) das menschliche Denken untersucht, sei's die Formen und Gesetze desselben einfach erfahrungsmäßig zusammenstellt (formale Logik), sei's das menschliche Erkennen an sich von allgemeinen (metaphysischen) Prinzipien aus auf seine Möglichkeit und Wahrheit prüft (spekulative Logik — Erkenntnistheorie), in der Ästhetik = Lehre von den Gefühlen (im besonderen) die Formen und Gesetze des menschlichen Fühlens, in der Ethik = Lehre vom Willen (im besonderen) die des menschlichen Wollens (der Gesinnung = bewußten Willensrichtung) incl. der unbewußten Triebe und der Verwirklichung des Willens in Handlungen bzw. Einrichtungen erörtert und nach allgemeinen (metaphysischen) Prinzipien normiert (auch Ästhetik und Ethik unterliegen einer empirischen und einer spekulativen Behandlungsweise), in der Geschichte

der Philosophie sodann* zusammenstellt, in inneren Zusammenhang zu bringen sucht und beurteilt (eine Beurteilung, die natürlich je nach dem verschiedenen philosophischen Standpunkte, von dem aus sie erfolgt, sehr verschieden ausfällt), was die reifsten Geister aller Zeiten über die Totalität ihrer Erkenntnis oder einzelne Teile derselben ausgesagt haben, in der Metaphysik = Wissenschaft von „den letzten Gründen" (d. i. Prinzipien, Grundthatsachen) endlich das gesamte Sein bis in seine „letzten" d. h. nicht weiter auflösbaren (durch weiter fortgesetzte Zerlegung [Analyse] nicht weiter aufzuhellenden), gleichsam die Elemente des Seienden (semina rerum) bildenden Urformen (Daseinsarten, Erscheinungsweisen, Verlaufsgesetze) erforscht (analytisches Verfahren) und sodann, umgekehrt aus den gefundenen „letzten Gründen" (Prinzipien) heraus das gesamte, so unendlich mannigfaltige und komplizierte Seiende begrifflich rekonstruierend (synthetisches Verfahren), ein einheitliches System des menschlichen Erkennens aufbaut — führt sie (die Philosophie) den jungen Menschen durch alle Tiefen und Höhen menschlicher Forschung, stellt ihn vor alle Probleme (Einzelprobleme und das Gesamt-, das Weltproblem), bietet ihm zur Prüfung und freien Wahl die historisch gegebenen Lösungsversuche dar, übt ihn so im Nachdenken fremder Gedanken (entbindet zugleich in den dazu veranlagten Ingenien die eigene weiterstrebende Spekulation) und entläßt ihn mit dem weitesten und freiesten geistigen Horizonte, den Studien überhaupt zu geben vermögen.

---

* Der hier eingehaltene Gang in der Aufzählung der Einzeldisziplinen (und -aufgaben) der Philosophie ist nur der besseren Übersichtlichkeit wegen gewählt; es versteht sich von selbst, daß in dem wirklichen Verlauf des philosophischen Denkens, was hier vorangestellt ist, zum Teil erst den Abschluß bildet, sowie daß die Aufstellungen auf jedem Einzelgebiete beständig durch die Bearbeitung jedes anderen beeinflußt bzw. berichtigt werden. Alles menschliche Erkennen ist eben „Stückwerk" d. h. ein nicht abgeschlossenes, fertiges, vollkommenes, vielmehr werdendes, nach Vollendung (der absoluten Wahrheit) ringendes.

Haben wir so in Vorstehendem den Gang der geistigen Entwickelung eines modernen höchstgebildeten Mannes, wie derselbe sich unter dem Einflusse der Schule (im weitesten Sinne, also incl. des Privatunterrichts und incl. der Hochschule) zu gestalten pflegt, aufgezeigt und beschrieben, so bleibt nur noch mit einigen Worten der anderen bei der Ausbildung eines modernen Menschen auf allen Stufen, bald mehr, bald weniger, und oft in hohem Grade, mitwirkenden Faktoren (s. S. 11) zu gedenken. Schon die beständige unmittelbare Erfahrung in und außer dem Hause, daheim und auswärts (auf Ausflügen und Reisen), sodann die Lektüre (besonders die belehrende, aber auch, wenn auch in bedeutend geringerem Grade, die unterhaltende: Bücher, Zeitschriften, Zeitungen),* das Hören von fremden Erfahrungen und Gedanken im freien Umgang mit Altersgenossen und Erwachsenen — alles dies wirkt anregend und gestaltend, meist fördernd, bisweilen auch hemmend, auf die fortschreitende Entwickelung des jungen Menschen ein.

So wächst, unter dem gleichzeitigen Einfluß von Schule und „Leben", der heutige Mensch ganz allmählich zu dem heran, was man einen reifen, seiner voll bewußten, „auf der Höhe der Bildung stehenden" Menschen nennt. Auf „das Traumleben" der Kindheit folgt — um die Phasen der geistigen Entwickelung noch nach ihrem Gesamttypus zu charakterisieren — zunächst „der

---

* Daß unsere 8—12jährigen Kinder Märchen lesen, ist nicht zu verwerfen, weil dadurch ihre Phantasie, dieses neben dem Verstande nicht zu verachtende menschliche Geistesvermögen, in einem Alter, wo der Verstand ohnehin erst schwach fungiert, mächtig angeregt und gefördert wird; schädlich für die Gesamtausbildung, wie manche meinen, wirkt es auf keinen Fall, da die Gestalten, Situationen und Vorgänge der „Märchenwelt", soweit sie denen der wirklichen Welt nicht entsprechen (Zauberer, daumenlange Zwerge, baumhohe Riesen, „Tischchen deck dich" u. dgl. m.) vor der fortschreitenden Kenntnis dieser letzteren und dem aufdämmernden Lichte des Verstandes rasch wieder zu verschwinden pflegen.

Halbtraum" des Jünglings, der Jungfrau, auch dies, trotz aller bereits vorhandenen und beständig zunehmenden Wachheit des Bewußtseins, doch verhältnismäßig, mit dem vollbewußten Dasein des (beispielsweise) 40jährigen Mannes verglichen, noch eine Periode halben „Träumens", die Zeit „der Jugendträume", „der Illusionen", des phantastischen Jugend-Idealismus, wo man, wie sehr man auch bereits mit der Welt in Nähe und Ferne durch Erfahrung und Lehre bekannt geworden, doch dieselbe, wenigstens vieles in ihr (Dinge, Menschen, Verhältnisse, Zustände, Geschehnisse) — zum Teil allerdings, weil man sie eben noch nicht genügend kennt — immer noch nicht recht sieht, wie sie ist, sondern wie man wünscht, glaubt und hofft, daß sie sei, wo man neben und über der wirklichen Erfahrung mit allerlei Einbildungen, den Erzeugnissen der den Verstand noch überflügelnden Phantasie, rechnet, wo infolge dessen das ganze Leben wie mit einem rosigen Schimmer überhaucht vor uns liegt — und auf diese letzte Übergangsstufe dann endlich, immer noch ganz allmählich und bei jedem nach dem Grade der erreichten Bildung, der helle Tag des vollen, „wachen", reflektierten Daseins. Wann dieser Abschluß der geistigen Entwickelung — d. h. der eigentlichen, von der hier die Rede ist; denn in einem allgemeineren Sinne findet auch darnach, auch im mittleren und selbst im höheren Lebensalter noch Entwickelung, weitere Entfaltung und namentlich Potenzierung der Geistesvermögen, besonders des intellektuellen (Auffassen und Verstehen betreffenden) und ethischen (das Wollen betreffenden) statt — also die Epoche der geistigen Reife einzutreten pflege, läßt sich nicht wohl näher bestimmen, da dieselbe dafür viel zu sehr variiert, und zwar nicht bloß im großen, nach Rasse, Klima, Volk, Kulturstufe, sondern auch ganz im einzelnen, innerhalb der geistig im allgemeinen gleich situierten Gruppen, ja nach der Individualität und dem Lebensgang des einzelnen; doch läßt sich soviel wenigstens sagen, daß sie jenseits des Reifepunktes für die leibliche Entwickelung (volle Geschlechtsreife, Aufhören des Wachsens und Zahnens — bei uns für den Mann etwa das 24.,

für das Weib das 20. Lebensjahr) liegt und bei uns in der Regel (Ausnahmen: geistige „Frühreife", „Wunderkinder" — s. Kap. 2. II. B. 2. am Schluß unter b) zwischen das 24. und 30. Lebensjahr fällt.

Im Verlaufe der in Vorstehendem skizzierten geistigen Entwickelung des modernen (gebildeten) Menschen kann es nun, bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Einflüsse (persönlichen wie sachlichen), unter denen dieselbe verläuft, kaum ausbleiben und tritt auch thatsächlich in den allermeisten Fällen ein, und zwar um so regelmäßiger, je höher jemand auf der Skala der Bildungsgrade aufsteigt, daß irgendwann einmal, bei dem einen früher, bei dem andern später, die bis dahin friedlich nebeneinander gelagerten und nach dem gegebenen (vgl. S. 25) Schema der („christlich"-) religiösen Weltanschauung zu einem Mikrokosmus („kleinen Welt") geordneten Bewußtseinselemente durch irgend welchen Anstoß von innen oder von außen (Gang der Studien, Lektüre, Umgang, Schicksale) in einen — mehr oder weniger heftigen, bewußten und nachhaltigen — Konflikt mit einander geraten und so ein — dem chemischen vergleichbarer — geistiger Zersetzungs- und Neubildungsprozeß entsteht, dem namentlich alle allgemeineren Gedankengebilde (zusammenfassenden „Ansichten", z. B. über Welt, Leben, Religion, Sittlichkeit, Unsterblichkeit „der Seele", Freiheit des Menschen, Weltordnung u. s. w.) unterliegen. In dieser Periode innerer Unsicherheit steht der Mensch sich selbst und allem, was außer ihm ist, was er wenigstens bis dahin als außer ihm seiend gewußt bzw. geglaubt hat, als einer Sphinx, einem großen Unbekannten, einem ungeheuren Komplexe von Problemen, mit einem Worte: dem Weltprobleme gegenüber und sieht sich genötigt, sich durch eigenen Fleiß seine Weltanschauung, seine Gesamtauffassung von allem, was (für ihn) ist, auf der Trümmerstätte der alten, so gut er vermag, neu aufzubauen.

Wer Philosophie getrieben hat, ich meine nicht: oberflächlich, wie die meisten, die einmal während ihrer Studienzeit ex officio sich mit der einen und andern philosophischen Disziplin (gewöhn-

lich Logik und Geschichte der Philosophie) beschäftigt haben, sondern mehr in die Tiefe gehend, aus Neigung und innerem Drange, ist sozusagen ganz in die Auffassung und Behandlung des Seienden als eines Problems untergetaucht und mit allen Detailfragen und den verschiedenen historisch gegebenen Versuchen, sie zu lösen, vertraut geworden. Aber auch derjenige (moderne) Gebildete, der nie in dem bezeichneten Sinne Philosophie getrieben hat — und in diesem Falle sind eben die allermeisten — ist doch irgend wann und wie einmal, wenn auch vielleicht nur sehr oberflächlich und sehr vorübergehend, von der Rätselhaftigkeit der Welt erfaßt worden, wäre es auch nur insoweit, daß ihm die Gesamtanschauung von allem, das ist, in die er bisher jede Einzelerfahrung und -erkenntnis einzubauen gewohnt gewesen — und dies ist, wie oben (S. 25) dargethan, eben die (christlich- d. h. ihm als solche übermittelte) religiöse — sei es im ganzen, sei es in einzelnen ihrer Teile ins Schwanken geraten, mit anderen Worten: daß ihm Zweifel gekommen (in ihm selbst aufgestiegen oder von außen her in ihm angeregt worden) seien, ob das, was „die Kirche“ über Gott und „göttliche Dinge“, über Ursprung, Sein, Bestimmung und Zukunft der Welt und des Menschen und über einzelne Personen und Fakta der Weltgeschichte lehrt, wirkliche d. h. dem wirklichen Sein entsprechende Wahrheit sei. In unserer Zeit, wo soviel gelesen wird und die Menschen so mannigfach mit einander in Berührung kommen, wäre es sehr zu verwundern, wenn es unter den gebildeten Erwachsenen, selbst innerhalb des weiblichen Geschlechts, auch nur einen gäbe, der von den modernen, auf alle denkbare Weise durch Schrift und Wort (wissenschaftliche Werke, „populäre“ Darstellungen, belletristische Erzeugnisse, z. B. Romane, Zeitschriften für Unterhaltung — Vorträge, Gespräche) Verbreitung findenden un- oder widerchristlichen, überhaupt ir- oder antireligiösen Vorstellungen und Ideenkreisen ganz unberührt und — unbehelligt geblieben sei. Jeder aber, dessen Glaube an die Wahrheitsbeständigkeit der christlichen Weltanschauung (in der ihm gerade übermittelten kirchlichen Ausprägung derselben) einmal,

in welchem Grad und Umfang immer, erschüttert worden ist, kann nicht umhin — das Bedürfniß, über die wichtigeren Erscheinungen im Menschen- und Weltleben eine bestimmte Ansicht zu haben, läßt sich nun einmal nicht abweisen, schon deshalb nicht, weil man beständig praktisch in und außer sich Stellung dazu nehmen muß — irgendwie Ersatz für das Verlorne zu suchen. Diejenigen „Gebildeten" nun, deren ganzes „Sinnen und Trachten" in den Äußerlichkeiten des Lebens aufgeht, und deren Erkenntnistrieb entweder ganz schlummert oder sich nur auf das Nächstliegende erstreckt — und zu dieser Zahl gehört der überwiegende Bruchteil der „modernen Gebildeten" — werden sich, wenn sie, gewöhnlich aus ziemlich oberflächlichen Gründen, „das Ererbte" preisgegeben haben, bei ihrer intellektuellen — und häufig auch sittlichen — Indifferenz, mit ein paar irgendwo aufgerafften und nicht weiter geprüften, weil mit ihrer praktischen (sinnlichen) Lebensrichtung bestens harmonierenden, modernen Schlagwörtern und „Ansichten" begnügen, die sie dann gelegentlich als ihre „praktische Lebensphilosophie" zur Schau tragen. Für diejenigen dagegen, deren Erkenntnisbedürfnis — und sittliche Energie — sich nicht so leichten Kaufes abfinden läßt, und für sie möchte ich die Bezeichnung „Gebildete" in besonderem Sinne vorbehalten, wird es, wenn sie einmal in die Lage gekommen sind — und daß auch sie darein kommen, ist, wie oben dargelegt, kaum zu vermeiden, ja bei ihrem lebhaften Sinn für die Wahrheit erst recht zu erwarten — daß sie die überkommene (religiöse) Weltansicht, so wenigstens, wie sie ihnen überkommen ist, sei's ganz, sei's teilweise, nicht länger vor ihrem „Wissen und Gewissen" vertreten können, ein wirkliches, tief und schmerzlich empfundenes Bedürfnis sein, über die quälenden Zweifel und die innere Unsicherheit hinaus und zu einer — wenigstens sie subjektiv — befriedigenden Gesamtansicht über alle die ernsten und schwierigen Fragen, welche zusammen das Weltproblem bilden, zu gelangen: sie können nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie, sei es die wankend gewordene bisherige Weltanschauung, nach Ausscheidung alles Unhaltbaren,

event. Einfügung soliderer Pfeiler und Streben, neu befestigt, sei es an Stelle der zertrümmerten entweder die alte auf „gesunderer“ Basis oder eine ganz neue, (vermeintlich) bessere sich aufgebaut haben.

Daß es auch von dieser letzteren Art moderner Gebildeten, denen, wie gesagt, das Problem des Daseins, das Weltproblem, nicht bloß aufgegangen ist, sondern denen es auch wie ein Alp auf der Seele liegt, und die nichts sehnlicher wünschen, als zu einer den modernen, mitten im vollen Strom der modernen Kultur und Wissenschaft und zugleich mitten im ernsten Drange des Lebens stehenden Menschen (nicht bloß den Gelehrten, auch den „Mann der That“, den Geschäftsmann, Krieger, Staatsmann, Beamten u. s. w.) vollbefriedigenden Lösung des uralten Problems zu gelangen, eine gute Zahl — wenn auch die Minderzahl — giebt, haben wir von Anfang an bei Abfassung dieser Blätter (s. Vorrede) vorausgesetzt. Es kann auch nicht wohl anders sein: woher käme es sonst, daß mit solcher Begierde nach allen neuen Publikationen, die Aufschluß über „die Rätsel des Daseins“ einerseits und über das Wunder der Geschichte, Jesus Christus und das Christentum, andererseits versprechen, gegriffen wird? Man erinnere sich des Aufsehens, das zu ihrer Zeit die Schopenhauer'schen, Strauß'schen, Renan'schen, v. Hartmann'schen Schriften gemacht haben. Es ist kein Zweifel, es giebt unter den modernen Gebildeten nicht bloß viele, die nicht mehr haben, was sie hatten, sondern auch manche, die, was sie verloren, weil sie's vermissen, sei's wiederzugewinnen, sei's zu ersetzen bemüht sind.

Wir haben in diesem ersten Kapitel den Entwickelungsgang des modernen Gebildeten von dem ersten Aufblitzen geistiger Regung im „unmündigen“ Kinde bis zu der — relativen — Höhe und Reife des Bewußtseins, wo sich der vollerwachsene Mensch vor das Weltproblem gestellt findet, und damit dieses letztere selbst nach seinem (innermenschlichen) Werden aufgezeigt.

Im zweiten Kapitel werden wir nunmehr eben dieses Weltproblem, wie es sich für das Bewußtsein des modernen Gebildeten stellt, statistisch d. h. an der Hand der Erfahrung und nach dem gegenwärtigen Stande der Weltkenntnis auseinanderlegen, um, nachdem so der Blick für die Weite und Tiefe desselben genügend geschärft ist, sodann im zweiten Teile dazu überzugehen, die Lösung des Weltproblems in der christlichen Weltanschauung zunächst (Kap. 3) vorzuführen und sodann (Kap. 4) kritisch zu beleuchten.

---

2. Kapitel.

Statistik des Weltproblems.

Wer es unternimmt, das uralte Rätsel, das die Welt durch ihr Dasein und die Art ihres Seins dem menschlichen Denken „aufgiebt", durch eine Weltanschauung d. i. ein einheitliches, alles, was ist und geschieht, und wie es geschieht, in sich befassendes und aus seinen „letzten Gründen" (vgl. Metaphysik S. 28) heraus klarlegendes Gedankensystem zu lösen — bekanntlich ist dies die Aufgabe, die sich jeder Philosoph (vgl. S. 1 und S. 27) wie nicht minder jeder Religionsstifter (vgl. S. 1), wenn auch letzterer vielleicht weniger bestimmt und bewußt, gestellt hat bzw. stellt — desgleichen, wer eine historisch gegebene Lösung des Weltproblems auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen bzw. als probehaltig nachweisen will, muß zuvor die wirkliche Welt, eben das, um dessen Erklärung (erkennendes Erfassen und Durchdringen) es sich handelt, soweit sie überhaupt zu seiner Zeit bekannt ist, selbst, sei es durch direkte Erfahrung, sei es „vom Hörensagen", kennen gelernt, in sich gleichsam ein Weltinventar, und zwar ein möglichst vollständiges, wenigstens alle irgend wesentlicheren „Stücke" umfassendes, auf-

genommen haben, weil sonst Gefahr vorhanden ist, daß ganze Ausschnitte der wirklichen Welt und somit auch des Weltproblems unberücksichtigt bleiben und die auf unzureichende Weltkenntnis hin aufgestellte oder anerkannte Weltanschauung sich dem vollen Inhalte der wirklichen Welt gegenüber nachgerade doch als unzulänglich, mithin irrig erweise. Eine Welterklärung, die heutiges Tages genügen soll, muß alle zur Zeit bekannten Weltphänomene (= Erscheinungen: „Dinge", Zustände, Verhältnisse, Prozesse) umspannen und als Teilglieder in sich aufgenommen haben oder wenigstens aufzunehmen fähig sein. Giebt es auch nur ein bekanntes Phänomen, das sich in eine auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfende Weltanschauung nicht ohne Widerspruch mit ihrem Grundgedanken oder einem einzelnen Teile derselben einfügt, so ist dies ein vollgültiger Beweis, daß die betreffende Weltanschauung das Weltproblem nicht löst, also den Namen „Weltanschauung" nicht verdient. Wir müssen daher, ehe wir dazu übergehen können, diejenige Lösung des Weltproblems, die sich uns als die allein probehaltige und zugleich voll ausreichende bewährt hat, vorzuführen (Teil 2, Kap. 3), zuvor das Weltproblem selbst in seiner ganzen Breite und Fülle statistisch auseinanderlegen, mit anderen Worten: alle — wenigstens alle irgend wesentlicheren — Phänomene, wenn auch nur kurz, konstatieren, welche vereinigt für das Bewußtsein des modernen Gebildeten das Weltproblem ausmachen.

Dem ersten Menschen stand, wie noch jetzt dem Kinde, nur mit dem Unterschiede, daß diesem alsbald die Erfahrung (im weitesten Sinne) der Erwachsenen zu Hilfe kommt, die Welt (Außenwelt) zunächst als ein einziges Bild, ein ungeteiltes Ganzes, und zwar, soweit Bewegung darin, als ein Chaos, ein wirres Durcheinander von Erscheinungen gegenüber; erst allmählich, infolge wiederholten Vorkommens derselben oder einer ähnlichen Erscheinung und zugleich infolge seiner fortgesetzten Betrachtung dessen, was ihn umgab, schärfte sich sein Blick für Einzelheiten, er lernte vergleichen und unterscheiden, und indem er sodann, von seinem Sprachver-

mögen Gebrauch machend, seine Wahrnehmungen (zuerst in Tönen, später) in Worten fixierte und sie auf diesem Wege (wenigstens hauptsächlich, wenn auch noch lange, ja mehr oder weniger bis auf den heutigen Tag, Geberden unterstützend mitwirkten) den neben ihm Heranwachsenden mitteilte, legte er den ersten Grund zu dem von Generation zu Generation sich forterbenden und zugleich immer mehr anwachsenden Schatze positiver Weltkenntnis, der dem heutigen Menschen als Angebinde der Vergangenheit gleichsam schon „in die Wiege" gelegt wird. Mit der Zeit verlief der Prozeß fortschreitender Welterfassung (Beobachtung immer neuer Einzelheiten, Fixierung der gemachten Wahrnehmungen durch Worte, Zusammenordnung derselben zu gleichartigen Gruppen u. s. w.) immer schneller; eine Reihe von Erfindungen, namentlich die unvergleichliche Erfindung, dem gesprochenen Worte durch die Schrift Dauer zu verleihen, sowie später die in ähnlicher Weise epochemachende der Buchdruckerkunst, ferner alles, was das Kennenlernen bisher unbekannter Teile der Erdoberfläche sowie die Mitteilung von Nachrichten ermöglichte oder erleichterte (die sog. Verkehrsmittel: Schiffahrt, Post, Eisenbahn, Telegraphie), sodann die Pflege des Wissens um seiner selbst willen (als Wissenschaft und in Schulen), Handel, Mission, Kriege, Entdeckungsreisen — alles dies trug dazu bei, daß das Wissen von der Welt sich immer mehr erweiterte und zugleich dem einzelnen immer bequemer und zuverlässiger darbot. Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß neben wahrer (der Wirklichkeit entsprechender) Weltkenntnis auch allerlei Irrtümer (ungenaue Beobachtungen, Übertreibungen, Täuschungen, falsche Erklärungsversuche, Trugschlüsse u. s. w.) mit unterliefen und sich zum Teil recht lange erhielten, ehe sie vor nachfolgender besserer Bekanntschaft mit den oder Einsicht in die fraglichen Erscheinungen das Feld räumen mußten; jede nachfolgende Generation hat daher die Aufgabe, das ihr von der vorangehenden überlieferte Weltwissen von ihrem Standpunkte aus und mit ihren Mitteln einer Revision zu unterwerfen und alles Falsche darin auszuscheiden.

Auch unsre heutige Weltkenntnis, so sehr sie auch die jedes voraufgegangenen Zeitalters an Umfang und Zuverlässigkeit übertrifft, ist noch keine vollständige; es bleibt immer noch vieles zu ent= d. i. aufzudecken (auf der Erde z. B. die Polargegenden, Inner=Asien, =Afrika, =Neuholland, der Meeresboden, hohe Berge, das Erdinnere u. s. w.) und noch mehr zu ergründen. Doch nähert sich das Wissen von der Welt, sowohl das rückwärts gewandte, als auch das in die Breite gehende, mit immer rascheren Schritten den an sich überhaupt möglichen Zielen; das Weltbewußtsein des heutigen Gebildeten, reicher als das irgend jemandes zuvor, umspannt bereits die ganze Erde und reicht, wie räumlich bis zu den jenseits aller Einzelgestirne gelagerten Nebelgebilden hinauf, so zeitlich bis in die Urperioden der Menschen= und Erdgeschichte zurück.

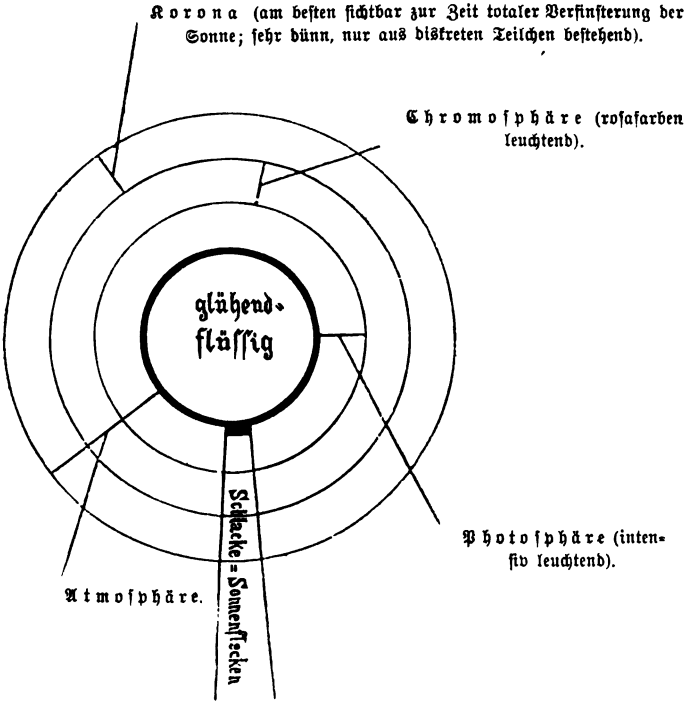
Indem wir nach diesen einleitenden Worten nunmehr im Folgenden die Welt, soweit sie uns (den modernen Gebildeten) bekannt ist, d. h. das, was wir von der Welt und als „die Welt“ kennen, und was sich sonach eben für uns als das Weltproblem darstellt, dessen befriedigende (und zwar unser ganzes geistiges Sein, nicht etwa bloß den Erkenntnistrieb, wenn auch ihn zunächst, befriedigende) Lösung wir von einer Weltanschauung, die für uns moderne Menschen gelten soll, erwarten müssen, in allen ihren — irgend wesentlicheren — Bestandteilen und nach allen — irgend belangreicheren — Seiten hin statistisch aufzunehmen versuchen, teilen wir das gesamte Weltinventar der Übersicht wegen zunächst ein in: I. Siderisches, II. Irdisches, und letzteres wieder in: A. Anorganisches und B. Organisches; die organische Welt werden wir dann seiner Zeit in weitere Unterabteilungen zerlegen.

I. Sideriſches.

Auch die Erde, „unſer aller Mutter", der Schauplatz ſowohl des einzelnen Menſchenlebens wie der geſamten Menſchen- („Welt"-) geſchichte, gehört hierher, doch nur als Ganzes, als Geſtirn (sidus), Welt- oder Himmelskörper: ein Planet (= Wandelſtern — der um die Sonne kreiſt), mit ihrem Trabanten, dem Monde — ſodann die Sonne*: ein Fixſtern (= der [verhältnismäßig] feſtſteht; eigentlich und urſprünglich: stella coelo infixa), mit ihren Pla-

---

* Die Sonne (nach Zöllner).



neten (8 großen: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn [diese sechs bereits im Altertume bekannt, nur daß man die Erde nicht zu den Wandelsternen rechnete], Uranus [1781 von William Herschel entdeckt] und Neptun [1846 von Galle in Berlin auf Grund von Berechnungen des Pariser Astronomen Leverrier entdeckt] — wozu also auch die Erde gehört [Kopernikanisches System — Kopernikus † 1543] — und einer zahlreichen, durch immer neue Entdeckungen sich noch von Jahr zu Jahr vermehrenden [Mitte 1886 : 259] Gruppe kleiner, der Asteroiden oder Planetoiden, zwischen Mars und Jupiter), die ihrerseits wieder zum Teil von einem oder mehreren „Monden" (Trabanten, Satelliten) begleitet sind (der Saturn ist außerdem noch von einem Ringsysteme umgeben), ferner mit den Kometen (= „Haarsternen", auch Bart- oder Schwanzsterne genannt), einem zwischen der Venus- und der Marsbahn um die Sonne rotierenden „Nebelring" (beruht bis jetzt nur auf einer astronomischen Hypothese, durch die man das sog. Zodiakallicht [s. weiter unten u. II. A.] zu erklären versucht hat) und endlich mehreren Schwärmen bzw. Ringen von Meteor-Asteroiden (ebenfalls nur eine Annahme, um die periodische [besonders zwischen dem 9. und 12. August und am 13. und 14. November beobachtete] Häufigkeit von „Sternschnuppen" [s. w. u. u. II. A.] zu erklären) — die Fixsternwelt, wozu auch die Sonne gehört, mit ihren Einzelsternen verschiedener „Größe" (d. i. Lichtstärke — auf der ganzen Erde mit bloßem Auge sichtbare Fixsterne : 5716) und Farbe, Doppelsternen, Sternbildern, Sternhaufen, der Milchstraße (man hat die Zahl der in der Milchstraße zusammengedrängten teleskopischen d. h. nur mit Hülfe des Teleskops einzeln sichtbaren Sterne auf 18 Million berechnet) und den Nebelsternen (Sternen, die je von einer leuchtenden Dunsthülle umgeben sind) — die Nebelflecke (im engeren Sinne, d. h. solche leuchtende Gebilde von teils regelmäßiger, teils unregelmäßiger Gestalt, die sich auch in den stärksten Fernröhren nicht als Sternhaufen darstellen: glühende Gasmassen von zum Teil ungeheurer Ausdehnung — „noch nicht geballter Weltdunst",

„Stoff für künftige Welten“ — besonders häufig am südlichen Himmel) — das Ganze ein Bau oder besser System von wunderbarster Großartigkeit, das von jeher die genialsten Geister (z. B. Kant) mit Staunen und Entzücken erfüllt hat, und dessen verständnis- und gemütvolle Betrachtung mehr als alles andere den Menschen weit über die engen Gesichtspunkte des alltäglichen Lebens hinauszuheben und auch seiner Weltanschauung von vorn herein die nötige Höhe und Spannweite zu geben vermag — frei im „Weltenraum“ schwebend, die einzelnen Gestirne je nach Größe, Dichtigkeit und Entfernung einander wechselseitig anziehend (Gravitation = Massenanziehung im freien Weltraum — Newton 1682) und zu Teilsystemen, deren untergeordnete Glieder um ihren Centralkörper revolvieren (Bahnen — Revolution) und, soweit sie zu Kugeln ausgebildet sind, zugleich (ebenfalls infolge der Gravitation) um sich selbst rotieren (Rotation = Achsendrehung), geordnet, teils in glühendem Zustande und leuchtend, wie die Sonne, teils starr und dunkel, wie die Erde, ursprünglich (nach der bis jetzt nicht verdrängten Kant-Laplace'schen Theorie) alle in gasförmigem Zustande, eine Periode ihrer Existenz, während welcher die untergeordneten Glieder der Teilsysteme von je ihrem Centralkörper infolge der Rotation dieser abgeschleudert wurden (Übergangsstadium: die Ringe des Saturn).

II. Irdisches.

Die Erde erleidet von außen her, von den anderen Weltkörpern, verschiedenartige Einwirkungen: sie wird angezogen, besonders von der Sonne, zu deren Teilsystem sie gehört, wie sie ihrerseits wieder anzieht, besonders den Mond, der mit ihr ein (nur aus zwei Körpern bestehendes) Teilsystem bildet und auch sie hinwiederum anzieht (wie besonders in Ebbe und Flut zu erkennen); außerdem erfährt die Erde von den leuchtenden Himmelskörpern Lichteinwirkungen, besonders von der Sonne, und von

letzterer zugleich Wärmeeinwirkung*, sodaß die Sonne als die physische Quelle alles irdischen Lebens (wozu außer dem vorhandenen festen und flüssigen Stoffe und den Lebenskeimen, die gleichfalls gegeben sein müssen, Licht und Wärme erforderlich) angesehen werden muß.

Das rein Irdische läßt sich am füglichsten zunächst in A. Anorganisches und B. Organisches einteilen.

A. Anorganisches.

Der Erdkörper, eine nach den beiden Polen hin, wie jeder rotierende Weltkörper, etwas (nur unbedeutend, $^1/_{299}$ — d. h. die halbe Erdaxe ist um $^1/_{299}$ kleiner als der Halbmesser des Äquators, der Durchmesser des Äquators verhält sich also zu der ganzen Erdaxe wie 598 : 596; wirkliche Länge des Äquator-Durchmessers rund 1719, der Erdaxe 1713, Unterschied 6 geogr. Meilen, genau [nach Bessel] 42636 m) abgeplattete Kugel, ist rings umgeben von der, wie man annimmt, 9—12 Meilen dicken (die Grenze nach dem „Weltraum" zu ist noch nicht genügend festgestellt) Lufthülle (Atmosphäre) und besteht an seiner Oberfläche zu einem Viertel aus Festland und zu drei Vierteln aus Wasser.

Die überaus bewegliche (flüssige) Luft (das Luft„meer") mit ihren verschiedenen Erscheinungen und Gebilden: Bewegungserscheinungen: Durcheinanderwirbeln der Luftteilchen auch bei Windstille (an den Schwingungen des Rauches und Dampfes und besonders deutlich und schön im Winter an dem Auf- und Ab- und Durcheinandertanzen der winzigen Schneeflöckchen bei „ruhigem" Schneegestöber zu beobachten), regelmäßige Luftströmungen in bestimmter Richtung (wärmere Luft steigt auf, kältere sinkt —

* Der zur Erklärung der Licht- und Wärmeerscheinungen von den Physikern heutzutage angenommene Äther läßt sich als realer, wirklich existierender Körper nicht nachweisen; seine Existenz beruht auf einer Hypothese, einer Unterstellung, mit anderen Worten: auf einem physikalischen Glaubenssatze.

„Land- und Seewind", „Berg- und Thalwind", Passatwinde, infolge der Oberströmungen vom Äquator nach den Polen und der Unterströmungen von den Polen nach dem Äquator hin, Antipassate: Gegenwirkung der Passate, in den oberen Luftregionen — periodische Winde: z. B. der Monsun im indischen Ocean), unregelmäßige Luftströmungen in einer gewissen Richtung („Winde", nach dem Grade der Geschwindigkeit, „der Stärke", unterschieden als: Wind, Sturm [Minimalstärke: 20 m in der Sekunde] und Orkan [40 m in der Sekunde]), unregelmäßige Luftströmungen, die fortschreiten, indem sie sich zugleich um einen Mittelpunkt (Centrum) drehen (je nach dem Grade der „Heftigkeit" unterschieden als Wirbelwind und Wirbelsturm: Windhose [auf dem Lande, dasselbe, was Wasserhose, die Wirkung einer Windhose, auf dem Wasser], Cyklon [auch Tornado genannt — in den Tropen], Taifun [in den chinesischen Gewässern]) — Schallerscheinungen, Wirkungen der Bewegungserscheinungen: Sausen, Brausen, Geräusch, Knall, Laut (Stimme), Ton (Musik, Gesang), Donner, Donnerschlag — Lichterscheinungen: Morgen- und Abendröte, Regenbogen, Blitz (Entladung der in der Luft befindlichen und besonders in Gewitterwolken angesammelten Elektrizität), Wetterleuchten, „St. Elmsfeuer" (beides ebenfalls Wirkungen der Elektrizität), „Irrlichter" (nicht genügend beglaubigt, wahrscheinlich identisch mit dem „St. Elmsfeuer"), Sternschuppen (kleine Weltkörper, Meteore oder Meteor-Asteroiden [s. o. u. I.], die in irgend einem — noch nicht völlig aufgehellten — Zusammenhang mit Kometen [s. o.] zu stehen scheinen und bei ihrem Durchgang durch die Atmosphäre infolge des Widerstandes der Luft [Umsetzung der Bewegung in Wärme] glühend und dadurch leuchtend werden), Polarlicht („Nord- und Südlicht" — nach Zöllner eine Wirkung des von den Elektrizitätsströmungen in der Erde, die ihrerseits wieder von dem Sonnenmagnetismus erregt werden [Übereinstimmung zwischen den Perioden der Sonnenflecken- und denen der Nordlicht-Maxima] erzeugten Erdmagnetismus), Zodiakallicht (besonders deutlich in den Tropen, am schönsten in der Nähe des Äquators

— noch nicht genügend erforscht, vielleicht ebenfalls Wirkung des Erdmagnetismus, vielleicht gar nicht an die Erdatmosphäre gebunden, sondern ein um die Sonne kreisender Nebelring [s. o. u. I.]) — Wärmeerscheinungen: „Wärme" und „Kälte", nur gradweise verschieden — Gebilde aus den der Luft beigemischten Wasserteilchen (Atmosphärilien): Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Hagel — umspült beständig den Erdkörper, bringt in alle großen und kleinen Öffnungen desselben ein, wirkt mechanisch (zertrümmernd und dislocierend) und chemisch (zersetzend und neubildend) auf die Oberfläche desselben (Land und Wasser) ein, ermöglicht und unterhält das organische (pflanzliche und tierische) Leben auf und bis zu einer gewissen Tiefe in der Erde bzw. dem Wasser und ist so ein überaus wichtiger Faktor in dem großen „Haushalte der Natur".

Das ebenfalls sehr bewegliche (flüssige) und sich jeder gegebenen Raumform anschmiegende Wasser, welches gegenwärtig, wie bereits bemerkt, etwa drei Viertel der Erdoberfläche einnimmt, in früheren Perioden aber, wie aus der Bildung mancher Erdschichten und Gesteinsarten, dem Vorkommen von Wassertierresten in Höhen und überhaupt an Orten, die jetzt nicht mehr von Wasser überlagert sind (die bis zu 14000 Fuß Höhe, z. B. in den Anden, sich findenden Seemuscheln beweisen nicht, daß diese Gebirge früher einmal vom Meere überflutet gewesen sind, aber jedenfalls, daß der Teil der Erdoberfläche, aus dem sie sich erhoben haben, vorher einmal Meeresboden war), sowie aus anderen geologischen Beobachtungen (Gletscherschliffe, erratische Blöcke u. dgl. m.) geschlossen werden muß, eine weitere und zugleich von der gegenwärtigen vielfach abweichende Verbreitung hatte, überdeckt nicht nur den festen Erdkörper an seinen tieferen Stellen (Rinnen, Thäler: Bäche, Flüsse, Ströme — Einsenkungen: Seeen, Meere, Oceane) in größerer oder geringerer „Mächtigkeit" (größte bis jetzt ermittelte Meerestiefe : 8500 m — im Stillen Ocean, östlich von Japan; der höchste Berg der Erde, der Gaurisanka oder Mount Everest im Himàlaya, erhebt sich ungefähr ebenso hoch

über das Meeresniveau, wie der — bis jetzt bekannte — tiefste Meeresboden unter demselben liegt. — Volumen des Weltmeeres: 3138000 Kubikmeilen), sondern dringt auch (von den Flüssen, Seeen und Meeren aus seitwärts und nach unten hin, als Regen von der Oberfläche her nach der Tiefe zu) mehr oder weniger in denselben ein (Grundwasser — Gebirgsspalten: Wasseradern, Quellen) und bildet auf und in der Erde eine einzige (überall irgend wie zusammenhängende) Masse, die sich auch an der Oberfläche, mit alleiniger Ausnahme der verhältnismäßig wenig zahlreichen Seeen und Flüsse, die nicht ins Meer ablaufen, als ein großer, allerdings zipfel- und franſenreicher (Teilmeere, Buchten, „Straßen", Flußläufe) Mantel um den festen Erdkörper, besonders seine südliche Hälfte, legt. Dabei ist es, ähnlich wie die Luft („das Luftmeer"), in beständiger Bewegung: regelmäßige Bewegungserscheinungen: Abfließen nach tiefer gelegenen Stellen, Aufsteigen der wärmeren und Niedersinken der kälteren Wasserteilchen, Unterströmungen von den Polen her nach dem Äquator hin und Oberströmungen vom Äquator her nach den Polen hin, Westströnung (mit Abänderungen) infolge der Umdrehung der Erde nach Osten zu; als Wirkung der Westströmung in Verbindung mit der besonderen Gestalt des umliegenden Festlandes (nebst Inseln) besondere (regelmäßige) Meeresströmungen, z. B. der Golfstrom (an der Ostküste von Nord-Amerika); Ebbe und Flut (Wirkungen der Anziehungskraft der Sonne und des Mondes) — unregelmäßige Strömungen, infolge von Winden, Erdbeben (s. w. u.) bzw. Erschütterungen des Meeresbodens — verwandelt sich bei niedriger Temperatur (0° Réaumur) in Eis (Wintereis in den gemäßigten Zonen, „ewiges" Eis in den Polarzonen [Eismeere, Eisberge] und auf sehr hohen Gebirgen [Grenze nach unten: „Schneegrenze"; jenseits derselben: „ewiger" Schnee bzw. Eisfelder; außerdem, auch bis unter die Schneegrenze herab, periodisch vordringend und wieder zurückweichend: Gletscher]), bei höherer (80° Réaumur) in Dampf — steht, teils infolge letzterer Eigenschaft in Verbindung mit der Fähigkeit der Luft,

die Wasserdampfbläschen zu tragen, teils infolge der Fähigkeit der trockenen Luft, überhaupt Wasserteilchen zu absorbieren, in einem beständigen Kreislauf (Meer bzw. Land — Wolken — Regen — Land — Meer) — wirkt, wie die Luft, mechanisch (zertrümmernd und dislocierend) und chemisch (zersetzend und neubildend) auf den festen Erdkörper ein, ermöglicht und unterhält das organische (pflanzliche und tierische) Leben auf dem Festlande und in sich selbst (sowohl in allen größeren Ansammlungen des Wassers bis zu bedeutender Tiefe hinab als in kleinen stagnierenden und mit organischen Zersetzungsprodukten geschwängerten Wassermengen [mikroskopische Pflanzen- und Tierformen: Bakterien und Infusorien]) und ist so, neben dem Lichte, der Wärme und der Luft, ebenfalls ein Hauptagens der Natur.

Der feste Erdkörper selbst endlich ist an seiner mannigfach gestalteten (vertikal: Ebenen [Tief- und Hochebenen], Berge und Gebirge [= zusammenhängende Bergmassen]; in letzteren: Thäler, Schluchten, Joche, Spitzen, Grate u. s. w. — horizontal: Continente [= größere zusammenhängende Landmassen] und Inseln [= kleinere, rings von Wasser umgebene Landmassen]; an beiden größere und kleinere Einbiegungen [schmaler Landstreifen zwischen zwei Einbiegungen: Landenge] und Vorsprünge [Halbinseln, Landzungen, Kaps]) Oberfläche, unter Einwirkung von Licht, Wärme, Luft und Wasser, zum größten Teile mit Pflanzenwuchs bedeckt und besteht, soweit man bis jetzt in das Innere desselben eingedrungen ist (etwa 1000 m), aus festem (d. h. nicht flüssigem, wenn auch zum Teil mehr oder weniger lockerem oder losem) Gestein; nur hin und wieder ist dasselbe unterbrochen durch größere oder kleinere Hohlräume (zum Teil nach der Oberfläche hin offen: Grotten, Höhlen, z. B. die Adelsberger Grotte in Krain [mit Hallen von 100′ Höhe und bis zu 600′ Länge und Breite]; größte bekannte Höhle: die Mammutshöhle in Kentucky, Nordamerika) oder flüssige (Wasser, Öle, z. B. Petroleum, besonders in Nordamerika) oder weiche (verschiedene Thonarten, Erdharz [Asphalt], Meerschaum u. s. w.) Einlagerungen. Die Art der Struktur und

der Lagerung der verschiedenen Gesteinsmassen weisen auf Einwirkung von Wasser (Neptunismus) und Feuer (Plutonismus) hin; nach diesen und anderen (Alter, Lage über oder unter einander, organische Einschlüsse [s. weiter unten]) geologischen (Geologie = Lehre von der Erde — als Ganzem: ihren allgemeinen Verhältnissen, ihrer Entstehung, allmählichen Veränderung und ihren Bestandteilen) Gesichtspunkten unterscheidet die Geognosie (= Erdkunde, eine Unterabteilung der Geologie, die im besonderen von dem Bau und den Bestandteilen des festen Erdkörpers handelt) folgende 7 Haupt-Gesteinsbildungen (=Formationen):

A. Geschichtetes (sedimentäres) Gestein:

1. Quartär-Formation:
   a) Alluvium,
   b) Diluvium (von manchen auch zu 2 gerechnet);
2. Tertiär-Formation:
   Molasse;
3. Sekundär-Formation:
   a) Kreide,
   b) Jura,
   c) Trias;
4. Primär-Formation:
   a) Zechstein,
   b) Kohle,
   c) Grauwacke („Übergangs-Formation").

B. Krystallinisch-schiefriges Gestein:

5. Schiefer-Formation:
   Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer.

C. Krystallinisches (eruptives) Gestein:

6. Plutonische Formation:
   Granit, Porphyr u. a.;
7. Vulkanische Formation:
   Basalt, Lava u. a.

(die Reihenfolge in vorstehender Übersicht der Gesteins-formationen entspricht von oben nach unten, mit Ausnahme der vulkanischen Formation, die nicht auf eine einzelne Zeitperiode beschränkt ist und alle anderen Formationen von unten nach oben durchbricht, sowohl dem steigenden Alter der verschiedenen Formationen [Alluvium die jüngste, die plutonische die älteste F.] als auch, wenigstens im allgemeinen, ihrer Lagerung nach der Tiefe zu [Alluvium die oberste, die plutonische die unterste Formation, nur daß letztere, ähnlich wie die vulkanische, die übergelagerten Formationen vielfach durchsetzt und stellenweise ganz zu Tage liegt]). Die oberen (und jüngeren) Erdschichten (die 4 unter A 1—4 genannten Formationen) enthalten nicht bloß versteinerte („fossile") Überreste (Petrefakten) von teils untergegangenen („antediluvianischen" = vorflutlichen), teils noch existierenden Pflanzen- und Tierarten, sondern bestehen selbst zum Teil ganz (Kohle, Torf; auch das obengenannte Erdöl und Erdharz, überhaupt alle brennbaren Mineralien, „Brenze", mit Ausnahme des Schwefels, gehören hierher) oder teilweise (Kalk, Kreide u. a.) aus solchen Überresten bzw. Teilen oder Rückständen organischer Wesen.

Die je tiefer liegenden Erdschichten haben im allgemeinen eine höhere Temperatur („innere Erdwärme", Eigenwärme der Erde) als die ihnen auf- oder übergelagerten (Zunahme: 1° Celsius auf 30 m, etwa 1° Réaumur auf 100—150'), woraus (in Verbindung mit den weiter unten zu nennenden besonderen Vorkommnissen) gefolgert werden muß, daß der Erdkörper von einer gewissen Tiefe an nach dem Mittelpunkte zu glühend, sei's flüssig- (schmelzflüssig- bzw. — weiter nach dem Innern zu — gasförmigflüssig-), sei's (wegen des ungeheuren Drucks) fest-glühend ist.

An vielen Stellen der Erdoberfläche dringen heiße Massen (Gase, Dämpfe, Wasser) beständig oder in (mehr oder weniger) regelmäßig wiederkehrenden Perioden (die Geysir auf Island [der große schleudert alle 1½ Stunden eine Säule heißen Wassers von 9' Dicke bis zu 140' empor], am Yellowstone in Nordamerika

[71; einzelne bis 200′ hoch] und auf Neu-Seeland) aus der Erde hervor (können unter Umständen auch künstlich erbohrt werden), an anderen (Vulkane, gleichsam die Ventile für die in der Tiefe verhaltene Glut und die dadurch erzeugten hochgespannten Dämpfe) finden von Zeit zu Zeit Explosionen, Ausbrüche aus dem Innern der Erde, verbunden mit Auswürfen von Gasen, Dämpfen, Wasser bzw. Schlamm, verbranntem Gestein (Lava) statt, beides ebenfalls Beweise für die in der Tiefe der Erde vorhandene hochgradige Hitze (s. w. o. — nach einer neuen, von dem Engländer Mallet aufgestellten Theorie sind die vulkanischen Eruptionen und alle verwandten Erscheinungen zwar nicht auf den Glühzustand des ganzen Erdinnern als Ursache zurückzuführen, aber doch immerhin auf eine in den tieferen Schichten der festen Erdrinde vorhandene bzw. neu entstehende enorme Hitze; die Entstehung der bezeichneten Vorgänge erklärt der genannte Forscher in folgender Weise: die fortschreitende Abkühlung des Erdkörpers bewirkt eine Kontraktion der Erdrinde — durch den starken Druck werden an den minder widerstandsfähigen Stellen Gesteinsmassen zertrümmert und zugleich ein hoher Grad von Hitze erzeugt — kommt nun gelegentlich Wasser von der Oberfläche her hinzu, so entsteht eine starke Dampfspannung und schließlich eine Explosion).

Der feste Erdboden (auch der Boden des Meeres) ist ferner, je nach der Gegend, besonders in der Nähe von Vulkanen, mehr oder weniger häufigen und starken Erderschütterungen, „Erdbeben“ (z. B. das von Lissabon 1755; in neuerer Zeit besonders heftige in Kleinasien, Südamerika, auf den Sundainseln und Ende 1884 und Anfang 1885 in Südspanien) ausgesetzt (die Ursachen der verschiedenen Erdbeben sind zum Teil noch unbekannt; häufigste Ursachen: der Vulkanismus, daneben anderweitige im Erdinnern vorgehende Veränderungen: Einsturz der Decke vorhandener oder durch Auslaugung neu entstehender Hohlräume, Verschiebungen in den Lagerungsverhältnissen der Erdschichten [„Gebirgsstauung“: die durch die fortdauernde Abkühlung des Erdkörpers verursachte Schrumpfung der Erdrinde bewirkt an den nachgiebigeren Stellen

eine Faltung und Aufstauung der Erdschichten, wobei diese vielfach zerreißen, sich heben, senken, verschieben und dadurch weithin spürbare Erschütterungen hervorrufen] — Falb'sche Theorie: Einfluß des Mondes auf das flüssige [?] Erdinnere, wodurch eine Art innerirdischer Flut und Ebbe entstehen soll).

Die Bestandteile des Erdkörpers (excl. des Wassers), die Mineralien, teilt die Oryktognosie (= Gesteinskunde) nach ihren Formverhältnissen, physikalischen und chemischen Eigenschaften zunächst in folgende 4 Klassen ein: 1. Brenze, 2. Metalle, 3. Steine und Erden, 4. Salze — und diese dann weiterhin in „Familien" (z. B. die Brenze in Kohlenbrenze, Harzbrenze, Schwefelbrenze) und Arten (z. B. die Kohlenbrenze in: Steinkohle, Braunkohle u. s. w.). Die meisten Mineralien (auch das Wasser) haben die Eigentümlichkeit, unter gewissen (in der Natur vorhandenen bzw. entstehenden oder künstlich erzeugten) Bedingungen sich in einer bestimmten Form (Krystallform) zu individualisieren; es ist dies, die Krystallisation, innerhalb der irdischen Welt die erste (unterste) Stufe von Individuation (Zusammenfassung von Stoff zu einem in sich abgeschlossenen, der übrigen Welt — relativ — selbständig gegenüberstehenden Individuum).

Die letzten nachweisbaren Bestandteile aller irdischen (flüssigen und festen, anorganischen wie organisierten) Materie (ob aller Materie überhaupt, also auch der außerirdischen, ist noch fraglich; zwar ist es mit Hülfe der von Bunsen im Verein mit Kirchhoff [1859 —] 1861 erfundenen Spektralanalyse bereits gelungen, eine ganze Reihe der auf der Erde vorkommenden Stoffe auch auf anderen Himmelskörpern nachzuweisen, doch bleibt die Möglichkeit bestehen, daß irgendwo im unendlichen Weltraum auch noch andere neue, auf der Erde nicht vertretene Stoffe vorkommen) sind die sog. Elemente (Grundstoffe), deren man bis jetzt 67 kennt und die man als Metalloide (nicht-metallische Stoffe, z. B. Sauerstoff, Schwefel) und Metalle (z. B. Kalium, Magnesium — Eisen Gold) unterscheidet. Ob im letzten Grunde alle Elemente nur Variationen („verschiedene Verdichtungsstufen") eines

und desselben „Urstoffs“ sind (die nur infolge verschiedener Lagerung ihrer „kleinsten Teilchen“ verschieden wirken und daher verschieden erscheinen), darf vermutet werden, ist aber zur Zeit noch nicht erwiesen (die von der Physik und Chemie behufs Erklärung der in der Körperwelt konstatierten Erscheinungen angenommenen „Moleküle“ [= kleinste Körperchen], sowie die von letzterer Wissenschaft außerdem supponierten „Atome“ [= kleinste Teilchen] sind nicht realiter [d. h. an sich, abgesehen vom menschlichen Denken] existierende, wenigstens noch von niemand aufgezeigte, sondern eben nur „angenommene“ [supponierte], also lediglich gedachte Wesen; ihre Annahme [Hypothese = Voraussetzung] ist nicht ein Akt wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern wissenschaftlichen [Kant: „doktrinalen“] Glaubens).

Alle Materie, organisierte wie nicht-organisierte, ist beständig beherrscht von den physikalischen und chemischen „Gesetzen“, d. h. zeigt unter gleichen Bedingungen überall und zu jeder Zeit die gleichen Erscheinungen, die man als physikalische (soweit die Materie selbst dabei nicht verändert wird — Anziehung, Ausdehnung, Druck, Fall, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus) und chemische (bei denen die Materie selbst Veränderungen erleidet — das Sich-trennen und -verbinden der Bestandteile) unterschieden hat*; die „Gesetze“ sind nichts anderes, als die an den Erscheinungen beobachtete, von denselben abstrahierte und in Formeln gefaßte Regelmäßigkeit derselben (nach Art, Größe, Verlauf u. s. w.). Diese Regelmäßigkeit der physikalischen und chemischen Prozesse selbst aber, mit andern Worten: die Thatsache, daß, sobald irgendwo die erforderlichen Bedingungen gegeben sind, sofort und unaufhaltsam die entsprechenden „Kräfte“ (ebenfalls nur eine Abstraktion) in Aktion treten und die entsprechende Wirkung hervorbringen, ist der wesentlichste Bestandteil dessen, was man „die physische Welt-

* Beide Arten von Erscheinungen, physikalische und chemische, finden sich allerdings bei manchen Naturprozessen, z. B. der Elektrizität, unter gewissen Umständen vereinigt, doch wird dadurch die Unterscheidung an sich nicht hinfällig.

ordnung“ nennt, d. h. bildet in ihrer Starrheit („Naturgesetzlichkeit“) die feste Grundlage für den ganzen Bestand und Ablauf der (gegenwärtigen) Welt. Ihr ist es zugleich zu verdanken, daß es nirgendwo einen „toten Punkt“ giebt, vielmehr überall, auch wo wir Menschen nicht Zeugen davon sind, regstes, mannigfaltiges (physikalisches und chemisches) „Leben“ (Thätigkeit, Wirksamkeit) herrscht, und daß die Natur, auch derjenige Ausschnitt derselben, den man gewöhnlich, im Unterschiede von der organischen, „die tote“ nennt (Luft, Wasser, Mineralien), sich uns Menschen überall und zu aller Zeit so willig zu unseren Zwecken fügt.

B. Organisches.

Das Organische unterscheidet sich von dem Anorganischen durch Leben im eigentlichen Sinne = individuelles Leben: Wachstum von innen heraus infolge Aufnahme und Assimilation von „Nahrung“ seitens eines gegebenen „Lebenskeimes“, Ausbildung von Organen zu bestimmten Lebensfunktionen (Prinzip der Arbeitsteilung) und Fortpflanzung (Erzeugung neuer Lebenskeime). Es bildet unter sich eine ununterbrochene Stufenfolge von den nach Bau (Organisation) und Lebensart einfachsten (nur aus Protoplasma, dem allen organischen Wesen gemeinsamen, aber für jede Art spezifisch verschiedenen Grundstoffe, bestehenden) Organismen (niedrigste Pflanzen: einzellige Algen und Pilze — niedrigste Tiere: „Urtiere“, z. B. die Amöben) bis hinauf zu dem vollkommensten irdischen Wesen („der Krone der Schöpfung“), dem Menschen. Wir folgen diesem in der Natur selbst vorgezeichneten Gange, indem wir zuerst die untermenschliche organische Welt: Pflanzen und Tiere — und sodann den Menschen betrachten.

1. Untermenschliche Organismen: Pflanzen und Tiere.

Wenn sich auch nach dem heutigen Stande der Naturkenntnis nicht auf allen Punkten eine genügend scharfe Grenzlinie zwischen

Pflanze und Tier ziehen läßt (es giebt eben in der Natur nirgendwo ein ganz leeres Grenzgebiet, nirgendwo ganz unvermittelte Übergänge; alles Höhere ist irgendwie in Niederem bereits vorbereitet — woraus übrigens keineswegs folgt, daß, wie der Darwinismus will, es überhaupt nur eine organische Daseinsstufe, nur mit verschiedenem Grade der Entwickelung, gebe, und daß alles Höhere durch lediglich naturgesetzliche Weiterentwickelung **aus** dem Niedrigeren **hervorgegangen** sei), so ist doch die althergebrachte Unterscheidung der untermenschlichen organischen Wesen in „Pflanzen" und „Tiere" eine im ganzen viel zu wohlbegründete, als daß die besonnene Forschung irgend welcher neueren Theorie (etwa dem Darwinismus) zuliebe davon abweichen sollte.

a) Die Pflanzen.

Die Pflanze charakterisiert sich im Unterschiede von dem Tiere — von den beiderseitigen niedrigsten Typen, die einander in Bau und Lebensweise (z. B. in der Fortpflanzung — die bei den einfachsten Pflanzen wie Tieren „ungeschlechtlich": durch Teilung oder Knospung vor sich geht; in der Bewegung: die Algensporen bewegen sich frei im Wasser wie Tiere, die Polypen sitzen fest wie Pflanzen, die einzelligen Pflanzen [s. o. — z. B. der auf Gerberlohhaufen vorkommende Schleimpilz] und Tiere [s. o.] bewirken gleichmäßig einen Ortswechsel durch Kontraktion ihres Protoplasmakörpers; in der „Empfindung": reagieren gleichmäßig auf Licht und Elektrizität) allerdings sehr nahe stehen, abgesehen — durch einen geringeren Grad der Organisation und, was die Folge davon, den Mangel von eigentlicher Empfindung und willkürlicher Bewegung, besonders der willkürlichen Ortsveränderung.

Das Pflanzenreich bedeckt überall, wo die Bedingungen zu seiner Existenz (Lebenskeim = Samen, Unterlage, Licht [nur die Pilze können ohne dasselbe existieren], Wärme, Nahrung [haupt-

sächlich: Wasser, Kohlensäure und Ammoniak]) gegeben sind, die Außenseite des Erdkörpers, im Thal und auf den Höhen, von den Tropengegenden bis hin zu den Polarregionen. Die Unterlage der meisten Pflanzenarten ist der feste Erdboden („das Trockene"), doch giebt es auch Pflanzen auf und in dem Wasser (bis zu 250 m Tiefe) und anderen Flüssigkeiten (z. B. die Hefepilze in gährenden Stoffen), ferner auf anderen Pflanzen („Schmarotzer", z. B. die Mistel auf Obstbäumen, die Orobanche-Arten, Schwämme, Pilze, Algen), ja sogar in Tieren und Menschen (mikroskopisch-kleine pflanzliche Organismen — die Träger und Erreger von Krankheiten, z. B. Cholera, Typhus, Diphteritis u. a.). Durch seine Massenhaftigkeit, als Gras, Buschwerk und Wald, trägt das Pflanzenreich hauptsächlich dazu bei, der Erdoberfläche, je nach Höhenlage, geographischer Breite (Lage im Verhältnis zu den Polen) und Wasserreichtum, ihr verschiedenartiges Gepräge zu geben, beeinflußt das Klima (Schutz gegen Winde, Zurückhaltung der Bodenfeuchtigkeit, Regulierung des Wasserkreislaufs [s. S. 46], vermehrt den Sauerstoffgehalt der Luft (alle Pflanzen [mit alleiniger Ausnahme der Pilze, deren Stoffwechsel, soweit er durch die Atmung erfolgt, dem der Tiere — s. w. u. — gleich ist] nehmen am Tage Kohlensäure [in Gasform] aus der Luft auf und scheiden Sauerstoff [„Reduktionsprozeß"] und Wasserstoff aus, bei Nacht dagegen nehmen sie Wasserstoff und etwas Sauerstoff auf und scheiden Kohlensäure aus) und bildet schon dadurch allein die notwendige Voraussetzung für alles höhere organische Leben (alle tierischen Organismen nehmen beständig Sauerstoff auf und scheiden Kohlensäure aus [„Oxydationsprozeß"]).

Die sämtlichen Pflanzen-Individuen sondern sich nach dem Grade der Ähnlichkeit in Pflanzen derselben oder verschiedener Art (Species: alle Individuen desselben — bei der Fortpflanzung beständigen — Typus umfassend, z. B. alle Steineichen [unsere gewöhnlichste Eichenart], alle Wachholdersträucher, alle Maßliebchen- (Gänseblümchen-) pflanzen u. s. w.). Die sämtlichen bisher bekannten Arten lassen sich dann wieder nach gewissen gemeinsamen

Merkmalen zu immer höheren Einheiten (Gattungen, Familien, Ordnungen . . . . . das Pflanzenreich) zusammenfassen. Eine geordnete Übersicht sämtlicher (bekannten) Pflanzenarten nennt man ein „System". Der schwedische Naturforscher Linné († 1778) begründete sein Pflanzensystem (2 Hauptabteilungen: Phanerogamen = „offenblühende" und Kryptogamen = „verborgen-blühende" Pflanzen — und 24 Klassen), das, als das erste, lange Zeit in Ansehen blieb und auch heute noch für Anfänger in der Botanik (z. B. in Schulen) sich durch seine Einfachheit empfiehlt, ausschließlich (d. h. für die höheren Einheiten der Klassen und Ordnungen, nicht für die niedrigeren Einheiten der Familien, Gattungen und Arten) auf die Beschaffenheit der Fortpflanzungsorgane (Staubfäden und Stempel); doch ist dieses „künstliche" System durch die auf den ganzen äußeren und inneren Bau der Pflanzen basierten „natürlichen" Systeme (bereits im vorigen Jahrhundert angebahnt durch die beiden französischen Botaniker Jussieu) längst wieder aus der Wissenschaft verdrängt worden. Durch immer genauere Beobachtung und Vergleichung und, auf Grund derselben, immer sichrere Feststellung der wirklich charakteristischen Merkmale, in Verbindung mit dem Auffinden neuer ordnender Gesichtspunkte, wird die Wissenschaft der Botanik ihr „natürliches" System den in der Natur gegebenen Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten zweifellos immer mehr annähern, doch wird sie niemals vergessen dürfen, daß die von ihr gezogenen Grenzlinien (mit alleiniger Ausnahme des Unterschieds, ob zwei irgend wann und wo gegebene Pflanzenindividuen nach allen irgend wesentlichen physiologischen [den Bau betreffenden] und biologischen [die Lebensweise betreffenden] Merkmalen zu derselben oder zu verschiedenen Arten gehören) in der Natur selbst nicht existieren, daß dort vielmehr nur die reichste (selbst bis auf die verschiedenen Individuen derselben Art sich erstreckende, wenn auch hier nur in Unwesentlichem sich äußernde) Mannigfaltigkeit vorliegt, über die dann der denkende (vergleichende, unterscheidende und ordnende) Mensch das Netz seines Systems ausbreitet. Auch wird es nie ganz an Meinungs-

verschiedenheiten betreffs Abgrenzung der Arten (ein klassisches Exempel ist beispielsweise die Brombeere, Rubus, bei der die Botaniker noch schwanken, ob sie nur eine oder 50 und mehr Arten statuieren sollen) und ihrer Ordnung zum Systeme fehlen, eben weil „die Natur" nicht nach einem fertigen Systeme (das demnach auch in der Natur, wenn auch einstweilen noch mehr oder weniger verborgen, vorläge und von der fortschreitenden Wissenschaft nur immer völliger entdeckt werden müßte) geschaffen, sondern einfach alle unter den jeweilig gegebenen Bedingungen möglichen (verschiedenen) Typen und Exemplare desselben Typus hat entstehen lassen, die sich dann im allgemeinen zwar ganz leicht nach der größeren oder geringeren Ähnlichkeit in Gruppen sondern lassen, im einzelnen aber nirgendwo schroffe Abstände, vielmehr — infolge des allmählichen Übergangs (und zwar sowohl des zeitlichen — für die Pflanzenarten verschiedener Perioden, von dem ersten Auftreten pflanzlichen Lebens in der Periode der Primär-Formation [s. S. 47] an bis herab auf das jüngste [noch jetzt existierende und schon „seit Menschengedenken" — der Ausdruck hier im weitesten Sinne genommen — sich unverändert immer nur wiedererzeugende] Pflanzen„geschlecht", als auch des örtlichen — für die in irgend einer Periode gleichzeitig nebeneinander existierenden Pflanzenarten) der einen Existenzbedingungen in die anderen — überall aufs mannigfachste, und zwar bei jedem einzelnen Typus (Art) nach den verschiedensten Seiten hin, „vermittelte" Übergänge zeigt (Linné's Ausspruch: „Die Natur macht keine Sprünge" — woraus übrigens wieder nicht folgt, daß die je einander nächststehenden Arten **aus** je einer gemeinsamen Vorform **entstanden** seien, wie der Darwinismus behauptet; die relativen [kleineren und größeren] Unterschiede in den Existenzbedingungen bei dem ersten Entstehen der Pflanzenarten derselben Periode genügen allein, die relative Ähnlichkeit wie die relative Verschiedenheit dieser letzteren begreiflich erscheinen zu lassen).

Bietet so das Pflanzenreich, eben wegen der erstaunlichen Mannigfaltigkeit seiner Formen und Existenzweisen, dem menschlichen Erkenntnistriebe ein überaus reiches „Arbeitsfeld" dar so spielt es andererseits in „dem Haushalte der Natur" selbst eine nicht minder bedeutsame Rolle, indem es auch an seinem Teile (ähnlich wie Sonne, Luft und Wasser) die Voraussetzung für die Existenz aller höheren Organismen bildet: es bereichert, wie wir bereits gesehen, die Luft mit Sauerstoff, liefert, teils direkt, teils indirekt, Tieren und Menschen ihre Nahrung, dient zugleich vielen Tieren, besonders Vögeln und Insekten, als Heim- und Brutstätte, gewährt dem Menschen einen Teil seiner Kleidung, dazu Holz und anderes Material zum Bau seiner Wohnung, zu Arbeitsgerät und Waffen, endlich Farbstoffe, Arzneien, Genußmittel (Wein, Bier u. s. w.) und — Gifte.

Aber auch damit ist die Bedeutung des Pflanzenreichs, wenigstens für den Menschen, das höchste organische Wesen, noch nicht erschöpft. Wir haben, neben den leiblichen und intellektuellen (auf Erkenntnis gerichteten), auch gemütliche (unser Fühlen betreffende) Bedürfnisse, und auch nach dieser Seite hin ist das Pflanzenreich für uns eine Quelle reicher — und reiner — Befriedigung („Lebensgenuß"): die prächtige Färbung mancher Blumen*, der

---

* Es ist zwar richtig, daß die Farbe als Empfindung erst in uns selbst entsteht, aber ebenso richtig — wenigstens für den, der, wie Verfasser, die Welt realistisch auffaßt (vgl. darüber Kap. 4 unter 2) — daß das, was bei gewöhnlicher Beleuchtung (im Tageslichte) konstant dieselbe Farbenempfindung in uns hervorruft d. h. das Sonnenlicht so modifiziert, daß in uns die betreffende Farbenempfindung entsteht, an den Blumen selbst haftet; da wir hier nun nicht von einer utopischen (nirgends realiter existierenden) Welt handeln, auch nicht von der Welt, wie sie etwa einem anders als wir Menschen gearteten Wesen erscheinen würde, sondern nur von „der Welt des Menschen" d. h. von dem, was sich uns Menschen, wie wir nun einmal sind (nach unserer Organisation), bei unbefangener Beobachtung als „die Welt" giebt, so bleibt es für uns gleich, ob wir sagen: „Diese Blume hat an dieser Stelle die Eigenschaft, bei Sonnenlicht in uns eine Empfindung hervorzurufen, die wir „„rot"""

Duft anderer, die zierliche Form eines Blattes, einer Blüte, eines Samens, der Wohlgeschmack einer Frucht (Beere, Obst u. s. w.), die Majestät der Baumriesen, der „Odem" des Waldes, der grüne Schmelz einer Wiese, die „paradiesische" Reinheit der eben aufbrechenden Knospe, die mikroskopische Kleinheit der in der Luft umherstäubenden Pilzsporen, auch die — für die Wissenschaft fast beängstigende — Mannigfaltigkeit der Gestalten selbst — alles das macht auf den sinnigen Betrachter einen wohlthuenden, sein geistiges (Gefühls-)Leben nährenden Eindruck.

Und endlich noch, um auch dieses rätselvolle Gebiet nicht ganz zu übergehen, die „Kuriositäten" des Pflanzenreichs: die seltsame, an allerlei anderes (z. B. einen Vogel, einen Schmetterling, einen Tierrachen, das menschliche Gesicht u. s. w.) gemahnende Form und Zeichnung mancher Blüten, die wasserhaltende Kanne mit Deckel am Blattende der Nepenthes- (Kannenstrauch-)Arten (auf Madagaskar, in Ostindien und auf dem indischen Archipel) und ähnliche „Spiele der Natur", die eigentümlichen Vorgänge bei der Befruchtung mancher Pflanzen (z. B. bei einzelnen Orchideen und anderen Pflanzenarten: notwendige Beihilfe von Insekten und Vorrichtungen, dieselben anzulocken und zurückzuhalten; bei der schraubenstieligen Vallisnerie: die männlichen und die weiblichen Blüten befinden sich auf besonderen Pflanzen am Grunde von Gewässern — behufs Befruchtung rollen sich die Stiele der weiblichen bis zur Oberfläche des Wassers auf, während gleichzeitig die männlichen Blüten sich von ihren kurzen, nicht schraubenförmigen Stielen ganz lösen und zur Oberfläche emporsteigen — dort empfängt die weibliche Blüte den Blütenstaub von der männlichen und kehrt alsdann, indem ihr Stiel sich wieder zusammenrollt, auf den Grund des Wassers zurück), die „künstlichen" Vorrichtungen zur Verbreitung des Samens (Haarkrone, Häkchen, Flügel

---

nennen" — oder, ob wir kürzer sagen: „Diese Blume ist an dieser Stelle rot"; jedenfalls *sehen wir* sie an der betr. Stelle rot, d. h. so oft wir sie an der betr. Stelle sehen, verbindet sich für uns damit die Empfindung „rot".

u. ſ. w. — bei der Balſamine ſpringt die reife Samenhülle bei Berührung auf [indem die Lappen derſelben ſich raſch ſpiralförmig zuſammenrollen] und ſchleudert die Samenkörner weit hinaus), die Spuren von Empfindung (z. B. bei dem beweglichen Süßklee, der ſchamhaften Sinnpflanze, der amerikaniſchen Fliegenfalle u. ſ. w.) und Eigenbewegung (ſog. Reizbewegung — z. B., außer bei den genannten, bei allen Pflanzen mit Ranken oder ſich windendem Stengel, bei den Sporen einiger Algenarten; ferner die eigentümliche Bewegung der Staubfäden mancher Pflanzen bei Berührung oder Erſchütterung u. Ähnl. m.), die Winterruhe („Winterſchlaf") der perennierenden Pflanzen unter kälteren Himmelsſtrichen (eine ähnliche Erſcheinung bietet die Selaginella rediviva auf der Halbinſel Kalifornien, die faſt das ganze Jahr über braun und vertrocknet iſt und nur nach einem heftigen Platzregen [etwa 3—4 mal im Jahre] ſich für einige Stunden öffnet und grünt, dann aber, infolge der Sonnenhitze, ſich wieder ſchließt und eintrocknet), ferner die gärtneriſchen Kunſtſtücke in Erzielung neuer (in der freien Natur nicht gegebener) Formen und Farben u. dgl. m.; auch dieſe „Seltſamkeiten" bieten dem menſchlichen Geiſte reichen Stoff zu Betrachtung, Forſchung und Genuß.

b) Die Tiere.

Hart an der Grenze der Pflanzenwelt (über die Thatſache, daß dieſe Grenzlinie ſich zur Zeit nicht auf allen Punkten mit genügender Schärfe ziehen läßt, vgl. S. 52 u. 53) erhebt ſich die Tierwelt von den niedrigſten, einfachſten (ſ. o. S. 52) zu immer höheren d. h. vollkommener organiſierten und infolge deſſen zu reicherer Lebensäußerung befähigten Einzelweſen.

Das Tier unterſcheidet ſich von der Pflanze (von den beiderſeitigen niedrigſten Typen [vgl. darüber S. 52] ſowie von gewiſſen Ausnahme-Erſcheinungen innerhalb des Pflanzenreichs, in denen die höhere [Tier-]Stufe bereits mehr oder weniger vorbereitet, vorgebildet iſt [vgl. z. B. S. 58 f.] abgeſehen) durch die höhere

Stufe der Organisation und die dadurch ermöglichten umfassenderen und zum Teil höheren Lebensäußerungen, namentlich durch die Empfindung und die freie Bewegung. Es giebt Tiere unter den allerverschiedensten besonderen — die allgemeinen: Luft und als Nahrung, neben Wasser und Salzen, organische Stoffe, vorausgesetzt — Existenzbedingungen: auf und in der Erde, jedoch nur so weit, als die atmosphärische Luft dringt, im Wasser, bis zum Boden der Ozeane hinab, auf hohen Bergen, in dunkeln Höhlen und selbst auf und in anderen Tieren, auch an und in dem Menschen. Dem entsprechend ist die Gestalt und Lebensweise die allerverschiedenste; jedes Tier ist den besonderen Existenzbedingungen, unter denen es lebt, angepaßt, mit anderen Worten: es verdankt die besondere Art seines Seins eben diesen Existenzbedingungen. Wie bei den Pflanzen, so gilt auch hier der Satz, daß alle Tierformen existieren, welche unter den gegebenen verschiedenen Bedingungen möglich gewesen sind. Auch gilt von allem Organischen (Pflanzen, Tieren, Mensch) der weitere Erfahrungssatz, daß in der gegenwärtigen Weltperiode keine neuen (d. h. nach ihrer Art neuen) Wesen entstehen, sondern immer nur die vorhandenen sich durch Fortpflanzung erneuern. Das im Vergleich mit dem ganzen Bestande der organischen Natur verschwindend seltene Auftreten von bisher nicht vorhandenen, aber mit den bestehenden nächstverwandten Formen, mag man dieselben „Arten“ oder nur „Abarten“ (bei Tieren und Menschen: „Rassen“, z. B. die verschiedenen Hunderassen) oder, falls sie sich bei der Fortpflanzung nicht auf die Dauer erhalten, „Spielarten“ („Varietäten“, z. B. die 1500 verschiedenen veredelten Birnensorten) oder, bei einander nicht nächst-, aber doch nahevertwandten Arten, „Kreuzungen“, „Bastarde“ (z. B. bei den Tieren: Maultier — aus Pferdemännchen und Eselweibchen, Maulesel — aus Eselmännchen und Pferdeweibchen) nennen, beweist nichts gegen den oben ausgesprochenen Satz, da dieselben, wie gesagt, im Verhältnis zum ganzen Bestande der organischen Natur verschwindend selten sind und in der freien Natur überhaupt nur bei den niedrigeren Or-

ganismen, den Pflanzen, infolge Übertragung des Blütenstaubes zwischen einander räumlich benachbarten und auch an sich nächst- oder doch naheverwandten Formen, und auch hier nur verhältnismäßig ganz selten, im übrigen (bei einander weniger nahestehenden Pflanzenarten und überhaupt bei Tieren) aber nur unter freier Einwirkung des Menschen (der sich auch in dieser Beziehung — innerhalb einer gewissen Grenze — als Herr über die Natur erweist: Begünstigung der freien oder absichtlich-künstliche Übertragung des Blütenstaubes, „Veredlung" von „Wildlingen" durch Pfropfen, Okulieren und Kopulieren, absichtliche Paarung von Tieren) oder doch innerhalb seiner Kulturwelt (Kulturpflanzen, Haustiere) vorkommen und endlich sich samt und sonders, namentlich soweit sie auf die Dauer fortpflanzungsbeständig sind (die „Abarten" bei den Pflanzen und die „Rassen" bei den Tieren; ferner die „Bastarde" bei manchen Pflanzen, aber nicht die „Spielarten" bei den Pflanzen und die „Bastarde" bei den Tieren), doch nur verhältnismäßig ganz unbedeutend von den vorher vorhandenen Formen, aus denen sie entstanden sind, unterscheiden*.

Auch die Tier-Individuen scheiden sich (ebenso wie die Pflanzen-Individuen) in Tiere derselben Art (Species — z. B. alle Löwen, alle Forellen, alle Perlmuscheln, alle Kreuzspinnen u. s. w.) und in Tiere anderer Arten. Auch hier kann man die sämtlichen (bekannten) Arten zu höheren Einheiten (Gattung, Familie u. s. w. — das Tierreich) zusammenfassen und gelangt so wieder zu

* Aus der Thatsache solcher Umbildungen vorhandener Formen auf eine analoge Entstehung aller gegenwärtig existierenden Pflanzen- bzw. Tierarten (durch allmähliche, unendlich lange Zeiträume hindurch sich fortsetzende Differenzierung einfacher Urformen — deren Existenz selbst dabei doch völlig rätselhaft bliebe) zu schließen, wie der Darwinismus thut, ist verfehlt; dafür bewegen sich, wie oben gezeigt, die bisher konstatierten fortpflanzungsbeständigen Umbildungen doch auf einem viel zu eng umgrenzten Gebiete und sind auch an sich viel zu unbedeutend. Das Dasein der verschiedenen Pflanzen- und Tierarten bleibt für die Naturwissenschaft bislang ein ungelöstes Rätsel.

einem „Systeme“. Linné teilte sämtliche Tierformen in 6 Klassen: Säugetiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Würmer; die neueren Zoologen dagegen (auf den Vorarbeiten des französischen Naturforschers Cuvier † 1838 weiterbauend) nehmen meist 15 Klassen an: Säugetiere, Vögel, Reptilien, Fische, Insekten, Spinnen, Krustentiere, Würmer, Weichtiere, Stachelhäuter, Quallen, Polypen, Aufgußtierchen, Wurzelfüßer, Gittertierchen.

Zeigte sich schon bei dem Pflanzenreiche eine staunenerregende Mannigfaltigkeit der Formen, so noch weit mehr bei den Tieren: welcher Unterschied ist z. B. zwischen einem Elefanten, einem Eichhorn, einer Schwalbe, einem Frosche, einem Schmetterlinge, einem Krebse, einem Regenwurm u. s. w.! Alle Möglichkeiten sind sozusagen durchprobiert. Und wie in der äußeren Gestalt, so zeigt sich, damit im Zusammenhang stehend, auch im inneren Bau und in der Lebensweise, z. B. dem Aufenthaltsorte, der Art der Bewegung, der Ernährung, der Fortpflanzung u. s. w., die allergrößte Verschiedenheit.

Von den untersten, am unvollkommensten organisierten Klassen abgesehen, ist der Leib des Tieres, und zwar je weiter hinauf, in desto höherem Maße, ein überaus kompliziertes System von Vorrichtungen für besondere Funktionen (das Prinzip der Arbeitsteilung in seiner — innerhalb der Natur — weitesten Anwendung): Sinnesorgane, Freßwerkzeuge, Bewegungs-, Atmungs-, Verdauungs-, Empfindungs- und Fortpflanzungs-Apparat, und das alles, wenigstens bei den höchsten Klassen, um ein festes Gerüste (*inneres* Skelett — andere, niedrigere Tiere, z. B. die Insekten, haben ein *äußeres* Skelett) herum (nur das Gehirn, als das wichtigste Organ, ist rings von den festen Schädelknochen umschlossen — außerdem liegen nur noch der Atmungsapparat, die Lungen, und das Centrum des Blutumlaufs, das Herz, in einer vom Skelett, den Rippen, gebildeten Höhlung) in äußerst zweckentsprechender Weise angebracht, durch eine äußere Haut zusammengehalten, innerlich durchzogen und belebt von dem in die feinsten Verzweigungen auslaufenden und von dem Pump-

werk des Herzens immer neu mit Blut, dem „Lebenssafte", versorgten Adernetze, und endlich der ganze Bau nochmals durchzogen von dem noch feineren, im Gehirn (wenigstens größerenteils) centralisierten Netzwerk der Nerven, der Träger der Empfindung und Erreger sämtlicher Lebensprozesse. Anders, aber darum nicht minder kunstvoll ist die Organisation eines winzigen (kaum stecknadelkopfgroßen) und nach seinem gesamten Sein und Leben einer minder hohen Tierklasse (der der Insekten) angehörigen Mückleins: 6 Beinchen, 2 Flügel, 2 Fühlhörner, Saugwerkzeuge — alles, wenn auch noch so winzig-klein, doch beweglich, also auch mit Vorrichtungen zu Empfindung (Nerven) und Bewegung (Muskeln) versehen — und innerlich, zwar nicht Lunge und Herz, wie bei den höheren Tieren, aber doch besondere Vorrichtungen zum Atmen (Luftröhrchen, Tracheen), zum Blutumlauf, zur Verdauung, zur Fortpflanzung — man begreift nicht, wie das alles in dem kleinen Raume in dieser Vollständigkeit und Vollkommenheit (Sicherheit der Leistungen) untergebracht sein kann! In einem solchen Tierchen ist die „träge" Materie mindestens in gleich hohem Grade, wenn auch anders, organisiert, belebt und beseelt, wie in denjenigen Tieren, die die systematisierende Wissenschaft ihm überzuordnen pflegt; ja der Stoff ist hier, bei den minimalen Verhältnissen, gleichsam ganz in die Idee, deren Träger er ist, aufgegangen: ein solches Tierchen ist gleichsam eine lebendig gewordene Flugmaschine en miniature, und zwar die vollkommenste, die man sich denken kann, da sie sich zugleich selbst unterhält und reguliert.

Überhaupt erscheint in der Tierwelt neben und über dem Stoffe, der nur noch die Rolle des „Trägers" (Vehikels: Unterlage und Funktionsmittel) spielt, ein neues, höheres „Prinzip": der Stoff ist nicht mehr bloß individualisiert, wie schon im Krystall, auch nicht mehr bloß organisiert, wie in der Pflanze, sondern zugleich durch Verbindung mit irgend etwas Anderem, Höherem, jedenfalls Überstofflichem, mag man dasselbe nun nennen, wie man will — der geläufigste Ausdruck dafür ist „Seele" — inerseits zu einem (wenigstens bei allen irgend höheren Tier-

arten) völlig selbständigen (von dem übrigen Stoffe durch das Vermögen willkürlicher Ortsveränderung völlig losgelösten) Ganzen zusammengefaßt und andererseits zu (im Vergleich mit den Pflanzen) bedeutend höherer Leistungsfähigkeit „entbunden". Man vergegenwärtige sich beispielsweise die Erscheinung eines Sperlings: eine Stoffmasse, nicht größer als ein Hühnerei, rennt behende hin und her, pickt nach Nahrung, hebt sich frei in die Luft, schwingt sich von Ast zu Ast, musiziert, scherzt mit Seinesgleichen — alles nach eigenstem Belieben. Das ist offenbar nicht mehr bloß Stoff, auch nicht bloß organisierter Stoff, wie in der Pflanze, das ist mehr, ist Stoff im Dienste von etwas Höherem, von diesem Höheren „beschwingter" (belebter und beseelter) Stoff. Eben dadurch wird die Tierwelt dem tiefer blickenden Forscher so interessant, weil er an ihr beobachten kann, zu welchen neuen, höheren Leistungen der beharrliche Stoff auf einer höheren Stufe des Daseins (eben der Tierstufe) befähigt wird.

Wir haben bisher das Tierreich im ganzen und nach seinem allgemeinen Charakter (der allgemeinen Natur der Tiere, besonders im Unterschiede von der der Pflanzen, den allgemeinen Lebensverhältnissen u. s. w.) ins Auge gefaßt; dasselbe bietet aber neben den allgemeinen (allen Tierwesen mehr oder weniger gemeinsamen) Eigentümlichkeiten und auf der Unterlage derselben eine ganze Reihe besonderer dar. Schon die Differenzierung der Individuen derselben Art in zwei „Geschlechter" (männliches und weibliches), die innerhalb des Pflanzenreichs zwar bei allen höheren Pflanzen (Phanerogamen = Offenblütigen) bereits (und zwar in zwei Stufen: 1. männliche und weibliche Geschlechtsorgane in derselben Blüte, 2. männliche und weibliche Blüten auf derselben Pflanze) vorbereitet ist, aber nur bei verhältnismäßig ganz wenigen Arten (den sog. zweihäusigen Pflanzen, wie Hanf, Brennessel, Pappel, Weide u. s. w.) wirklich stattbat, innerhalb des Tierreichs dagegen bei allen höheren Tierarten vollständig und ausnahmslos durchgeführt ist, und die zur Folge hat,

daß die Fortpflanzung nur durch Zusammenwirken der beiden Geschlechter (Verbindung des Eies des Weibchens und des Samens des Männchens — bei einigen Fischarten, einem Teile der Reptilien, den Insekten, Vögeln und Säugetieren, wie auch beim Menschen, innerhalb, bei den übrigen zweigeschlechtigen Tieren außerhalb des Leibes des Weibchens) zu stande kommen kann, das seinerseits wieder, soweit eine wirkliche Kopulation des männlichen und weiblichen Individuums dazu erforderlich ist (bei denjenigen Tieren, bei denen die Befruchtung des Eies im Leibe des Weibchens vor sich geht — s. vorher), durch einen der stärksten Naturtriebe (den Geschlechtstrieb) und das mit dem Coitus selbst verbundene Lustgefühl gesichert ist, äußert sich nicht bloß in einer teilweisen Verschiedenheit des inneren und äußeren Baues und vielfach des ganzen äußeren Habitus der Individuen des einen und des anderen Geschlechts (z. B. Stier und Kuh, Hahn und Henne, Johanniskäfermännchen und -weibchen u. s. w.), sondern hat auch allerlei Besonderheiten im Verhalten derselben vor, während und nach der Paarung (z. B. Nestbau bei den meisten Vögeln), besonders des Weibchens (z. B. Säugen bei den Säugetieren) im Gefolge. Dazu kommen dann aber noch viele andere besondere Eigentümlichkeiten, z. B. die Sicherheit, mit der jede Art die ihr bzw. ihrer Nachkommenschaft zuträgliche Nahrung wählt (daß z. B. das Insektenweibchen seine Eier gerade dahin legt, wo das künftige, ihm selbst meist völlig unähnliche und unter ganz anderen Bedingungen existierende, Junge seine Nahrung findet), der bei allen höheren Tieren, wie beim Menschen, regelmäßig alle 24 Stunden eintretende Schlaf (Wechsel zwischen voller und verminderter Lebensthätigkeit), der Winter- (bzw. in heißen Gegenden „Sommer"-) schlaf mancher Tierarten, das Wandern anderer, z. B. Lemming, Wandertaube, Prozessionsspinner-Raupe, Heerwurm, Heuschreckenschwärme u. s. w.), besonders das regelmäßige Hin- und Zurückwandern, sei's um, je nach der Jahreszeit, überhaupt den Wohnort zu wechseln (z. B. die Strich- und Zugvögel), sei's um nur eine geeignete Brutstätte aufzusuchen (z. B. Salm, Hering

u. ſ. w.), die Verwandlung (Metamorphoſe) der nackthäutigen Reptilien (z. B. Ei — Kaulquappe — Froſch) und der meiſten Gliedertiere, beſonders der Inſekten (z. B. Ei — Raupe — Puppe — Schmetterling), der ſog. Generationswechſel (von der Metamorphoſe nicht weſentlich verſchieden) der Eingeweidewürmer (z. B. Ei — Finne — Bandwurm) und anderer niederen Tiere (einiger Quallen, der meiſten Polypen), die ſog. Tierkolonien der Polypen oder Korallen (auch Pflanzentiere genannt — „Übergang“ vom Pflanzen- zum Tierreich — die einzelnen Individuen innerhalb der Kolonie immer, aber auch letztere meiſt feſtſitzend, alſo ohne Ortsveränderung), die ſog. Tierſtaaten der Ameiſen, Bienen und Weſpen, die Kunſtfertigkeit vieler Tierarten, ſei's beim Bau der Wohnung (z. B. Biber, Ameiſen, Bienen, Weſpen u. ſ. w.), ſei's bei der Anlage der Brutſtätte (Neſter der Vögel, beſonders des Schneider- und des Webervogels in Indien und Afrika) oder von Vorrichtungen zur Erlangung der Nahrung (z. B. die Netze der Spinnen) oder eines Gehäuſes für die nachfolgende Verwandlungsſtufe (bei einzelnen Raupen, z. B. der Seidenraupe), die erſtaunliche Kleinheit vieler Tiere, ſowohl ziemlich hoch organiſierter (es giebt z. B. Käferchen, Mücken und andere Inſekten, die kaum größer ſind als ein I-Punkt) als beſonders der nur mit Hilfe des Mikroſkops ſichtbaren niedrigſten, an der Schwelle des Tierlebens ſtehenden Lebeweſen (z. B. der Infuſorien, von denen viele Millionen in einem Waſſertropfen Raum haben) u. a. m.

Mit alledem iſt aber das Eigentümliche der Tierwelt noch keineswegs erſchöpft: es bleiben noch die, bisher nur gelegentlich berührten, *ſeeliſchen* Funktionen zu beachten: 1. Sinnesthätigkeit und als nächſtes Reſultat derſelben: Wahrnehmung, 2. Vorſtellungen und auf Grund derſelben: Gedächtnis, Schrecken, Furcht, Freude, 3. Willensäußerungen, veranlaßt teils durch Innen-Empfindungen, teils durch äußere Wahrnehmungen (vermittelſt der Sinnesorgane) bzw. die dadurch hervorgerufenen Vorſtellungen, endlich 4. Überlegung (Verſtand, z. B. Erkenntnis und Prüfung der Gefahr, Auswahl der geeigneten Mittel u. ſ. w.); freilich

zeigen sich diese höheren (seelischen) Lebensbethätigungen nicht alle bei allen Tieren und nicht überall in gleichem Grade, vielmehr gilt im allgemeinen die Regel: je höher die (leibliche) Organisation, desto ausgebildeter auch das Seelische. Auch ist zu unterscheiden zwischen solchen Leistungen, die das betreffende Tier gleich jedem anderen Individuum derselben Art und sogleich von seiner Jugend an (und dann sein ganzes Leben hindurch in stets gleichem Grade) zeigt, bei denen also das Seelenleben noch völlig gebunden erscheint — und nur hierfür dürfte das übrigens nichtssagende Wort „Instinkt" verwendet werden — und solchen, bei denen mit dem fortschreitenden Alter des Tieres eine Entwickelung zum Vollkommneren, ein seelischer Fortschritt erkennbar ist, das Seelische also zu einer gewissen Freiheit entbunden erscheint. — Zu welchen seelischen Leistungen Tiere unter dem Einfluß des Menschen gelangen, gehört eigentlich nicht hierher, sondern in „das Kapitel" vom Menschen, doch beweist es immerhin die Entwickelungs- und Bildungsfähigkeit der Tierseele, wenigstens bei den betreffenden (höheren) Tieren, z. B. vor allem bei dem Hunde, dessen Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Freude beim Wiedersehen seines Herrn, Schmerz bei der Trennung von demselben, Scham bei Vergehungen, Gelehrigkeit, spontane Klugheit (auf der Jagd und sonst) und anderes mehr den Gipfelpunkt tierischer Seelenthätigkeit bezeichnen.

Schließlich giebt es auch in der Tierwelt eine ganze Reihe von „Kuriositäten", die der Vollständigkeit, zum Teil auch ihrer eigenen Bedeutung wegen, noch kurz erwähnt werden müssen: das absonderliche, oft geradezu abenteuerliche Aussehen mancher Tiere (z. B. das blau und rot gefärbte Gesicht [Backen hellblau, Nase feuerrot] des alten Pavian-[Mandrill-]Männchens, der Satansaffe [eine Art Pithecia: kohlrabenschwarz, mit Bart — ganz wie „der leibhaftige Satan"], das Schnabeltier [Säugetier mit Entenschnabel, doppeltem Schlüsselbein, wie die meisten Vögel, und einer „Kloake" = einer Öffnung für alle Ausscheidungen des Körpers, wie die Vögel und Reptilien; legt häutige Eier, wie

die Reptilien — neben den Pelzflatterern und den Fledermäusen eine Zwischenform zwischen Säugetier und Vogel, wie die Robben und besonders die Wale zwischen Säugetier und Fisch, und zugleich durch die Beschaffenheit seiner Eier eine Zwischenform zwischen Säugetier und Reptil], manche Reptilien, z. B. das Chamäleon [mit seinem gespensterhaften Blick — die in ihrer Bewegung von einander unabhängigen Augen stehen oft nach ganz verschiedenen Richtungen — und seinem in wechselndem Farbenspiele schillernden Körper], der Moloch [eine Eidechsenart, deren ganzer Körper in wunderlichster Weise mit großen und kleinen Dornen besetzt ist], viele Fische, z. B. der Hammerfisch [Schiller: „des Hammers greuliche Ungestalt"], der Meerteufel [Lophius piscatorius], der Meerdrache [Pegasus draco], das Seepferdchen, der Klumpfisch, das Vierhorn [Octracion quadricorne: 2 Stacheln, „Hörner", vorn am Kopfe und 2 hinter dem After], der Sattelkopf [in den japanesischen Gewässern], der „durchsichtige Fisch" [Ambasse ranga, in Indien — hat durchscheinende Schuppen, sodaß man, wenn man ihn gegen das Licht sieht, alle inneren Teile und das ganze Skelett erblickt] u. v. a., ferner manche Insekten, z. B. „das wandelnde Blatt" [Phyllium siccifolium, eine Art Blatt- oder Krebsheuschrecke — sieht lebend einem grünen, tot einem dürren Laubblatte zum Verwechseln ähnlich] sowie die übrigen „Gespenstschrecken" [Phasmodea — sehen aus, als wären sie aus lauter dürren Holzstückchen zusammengesetzt — „wandelnde Äste"], die meisten Polypen-Kolonien [vgl. S. 66 — haben große Ähnlichkeit mit einer Pflanze, einer Blume, einem Baume, einer Feder] u. s. w.), die Verschiebung im Bau bei den Schollen (in der Jugend liegen die Augen auf verschiedenen, im späteren Alter beide auf einer Seite), daß einige Fischarten (z. B. der Zitteraal) Elektrizität entwickeln, daß gewisse Tiere leuchten (phosphoreszieren — z. B. das Johanniskäferchen, mehrere, besonders die mikroskopisch-kleinen, Quallenarten [„Meerleuchten"] und andere Bewohner des Meeres, besonders nach der Tiefe zu), andere „nesseln" (d. h. einen auf der Haut brennenden Saft von sich

geben — einzelne Quallen- und Polypenarten), der eigentümliche Bau einzelner Körperteile, z. B. des Magens bei den Wiederkäuern (das gefressene Futter gelangt zuerst in den geräumigen Vormagen [Pansen oder Wanst], tritt aus diesem später zurück ins Maul, wird hier durchgekaut und gelangt dann erst zurück in den eigentlichen Magen, wo es verdaut wird), der Zunge bei den ameisenfressenden Säugetieren (Ameisenbär u. a. — wurmförmig, klebrig), bei den honigfressenden Vögeln (Meliphagidæ, in Asien — bildet eine Bürste), bei den (insektenfressenden) Chamäleonarten (können die lange, am vorderen Ende dickere und klebrige Zunge pfeilschnell weit herausschleudern), der Flügel, z. B. bei dem amerikanischen Wehrvogel (Palamedea — ein starker Sporn aus Hornmasse vorn an jedem Flügel; eine Art hat außerdem noch ein 8 cm langes, dünnes Horn auf dem Kopfe), des Schwanzes, z. B. beim Pfauen-Männchen (prächtig gefärbt [„Augen"], kann halbkreisförmig aufgerichtet und in zitternde Bewegung gesetzt werden), bei der Klapperschlange (trägt eine aus losen Hornringen zusammengesetzte Klapper am Schwanzende), der Füße, z. B. bei der Honigbiene (jedoch nur bei den „Arbeitern": am hintersten Beinpaare eine Vertiefung, „das Körbchen", und am ersten Fußgliede der Hinterbeine eine „Bürste" — zum Aufsammeln des Blütenstaubes), mancherlei Seltsamkeiten bei der Fortpflanzung, z. B. bei den Beuteltieren (Känguruh u. a. — die ganz winzigklein und unentwickelt zur Welt kommenden Jungen werden von dem Muttertiere in einem Hautsacke, der sich an der Bauchseite vor den Zitzen befindet, weiter ausgetragen), bei unserem Kuckuck und dem südamerikanischen Kuhvogel (Cassicus pecoris — legen ihre Eier einzeln in fremde Nester und kümmern sich nicht weiter um dieselben; die Bebrütung der Eier und Aufzucht der Jungen werden von den Nestinhabern, beim jungen Kuckuck letztere, sobald er das Nest verlassen hat, von anderen kleinen Vogelarten besorgt), beim brasilianischen Pfefferfresser (Rhamphastus toco — das Weibchen mauert sich mit Hülfe des Männchens behufs Vornahme des Brutgeschäftes soweit ein, daß nur noch der Schnabel her-

vorsieht, um die Nahrung, die das Männchen herbeibringt, aufnehmen zu können), bei der Wabenkröte (Pipa dorsigera: das Männchen streicht die von ihm vorher befruchteten Eier auf den Rücken des Weibchens; dort bilden sich Hautzellen, und in diesen entwickeln sich die Jungen — ähnlich bei einer Laubfroschart: die Jungen entwickeln sich in einem Sack, den das Weibchen auf dem Rücken trägt, und in den das Männchen die Eier bringt), bei der Höhlenkröte (Alytes obstetricans — das Männchen hilft dem Weibchen beim Laichen, „entbindet" dasselbe, indem es sich die Eierschnur um die Hinterbeine schlingt und so weiter hervorzieht; dann schleppt es dieselbe solange mit sich herum, bis die Jungen auskriechen wollen, alsdann begiebt es sich, während es sonst, ebenso wie das Weibchen, nur auf dem Trockenen lebt, für eine Zeit lang ins Wasser, da nur hier die Jungen auszuschlüpfen und, so lange sie Quappen sind, zu existieren vermögen), bei den Spinnen (die Unterkiefertaster des Männchens sind löffelartig gebildet; mit denselben nimmt es den Samen auf und bringt ihn an das Abdomen des Weibchens; dabei muß es sehr vorsichtig und behend zu Werke gehen, da, wenn das Weibchen es bei dieser Verrichtung erhascht, es auffrißt), daß ferner einige Tierarten (Affen, Hamster) Backentaschen zum Aufbewahren von Speisevorräten haben, einzelne Fischarten auf das Land gehen (Zwischenform zwischen Fisch und Reptil — der Aal, der Kletterbarsch in Ostindien [Anabas scandens: hat über dem ersten Kiemenbogen ein aus Blättern zusammengesetztes „Labyrinth", in dem Wasser zurückbleibt; infolge dessen kann er bis 6 Tage außerhalb des Wassers bleiben; er wandert nach Gegenden hin, wo er tieferes Wasser vermutet, und klettert sogar, mit Hilfe von Stacheln an den Kiemendeckeln, auf Bäume] und mehrere kleine, den Karpfen verwandte Fischarten [Cyprinodontes] in Südamerika [wandern, wenn im Sommer das Wasser, in dem sie sich befinden, beitrocknet, über Land nach dem nächsten, oft weitentlegenen, Wasser hin; bringt man sie dabei aus der geraden Richtung auf das nächstgelegene Wasser zu, so wenden sie sich immer wieder nach dem-

selben hin — mehrere dieser Fischarten gebären lebendige Junge, bilden also, wie einzelne Reptile — Salamander und Olm — aus demselben Grunde zwischen Reptil und Säugetier, so diese eine Zwischenform zwischen Fisch und Säugetier]), andere fliegen können (Zwischenform zwischen Fisch und Vogel — Flugfische [Exocoetus]: haben sehr lange Brustflossen, können vermittelst derselben über 6 m hoch und über 100 m weit fliegen), daß die Ameisen, Bienen und Wespen „Sklaven" haben („Arbeiter" = geschlechtslose d. h. verkümmerte, unfruchtbare Weibchen, also richtiger „Arbeiterinnen" — einige größere Ameisenarten, die sog. Raubameisen, außerdem insofern, als sie die Eier oder Larven anderer, kleinerer Ameisenarten in ihren Bau schleppen und die daraus entstehenden Ameisen mit oder sogar für sich arbeiten lassen), daß die Ameisen „staaten" (s. S. 66) „Fremdlinge" (Inquilinen) nicht bloß (in ihrem Baue) unter sich dulden (besonders Raubkäfer und Rosenkäferlarven), sondern den blinden Keulenkäfer (Claviger longicornis) und seine Larve, die ganz auf fremde Pflege angewiesen sind, sorgsam füttern und überhaupt sehr zärtlich behandeln, daß sie sich „Milchkühe" halten, indem sie Blattläuse nicht bloß an Ort und Stelle „melken" d. h. zwicken, bis dieselben ihren honigartigen Saft von sich geben, den sie dann begierig auflecken, sondern auch einzelne mit in ihren Bau nehmen und dort an einen etwa vorhandenen Strauch oder Baum setzen und so zu gelegentlicher Benutzung unterhalten, daß die Bienen „staaten" (s. S. 66) immer nur ein (fruchtbares) Weibchen („die Königin") unter sich haben, daß die Grabwespe (Sphex sabulosa) ihre künftige Brut im voraus mit geeigneter Nahrung versorgt, indem sie um die Eier herum Insekten derart feststeckt, daß sie nicht weglaufen können und doch so lange am Leben bleiben, bis die ausgeschlüpften Larven sie verspeisen können, daß der Atlasvogel (Ptilonorhynchus holosericeus) und der gefleckte Laubenvogel (Chlamydera maculata) sich aus Reisern, die sie in die Erde stecken und mit Gras durchflechten, „Lauben" bauen und mit allerlei glänzenden Gegenständen (Muscheln, Steinchen u. dgl.) verzieren, in denen

ſie dann den Tag über längere Zeit verweilen und mit Ihresgleichen und anderen ſich ihnen beigeſellenden Vögeln „luſtwandeln“ und ſpielen, daß viele Vogelweibchen zählen können (indem ſie nur eine feſtbeſtimmte Zahl Eier legen — nicht als ob ſie nicht mehr legen könnten, denn, nimmt man eins weg, ſo legen ſie das fehlende, und nicht mehr, wieder hinzu; die Straußenweibchen z. B. legen, je nach dem Individuum, regelmäßig zwiſchen 15 und 23 Eiern; ein oder mehrere weggenommene werden genau bis auf die [für das betreffende Individuum] gewohnte Zahl ergänzt), der feine Ortsſinn vieler Tiere (z. B. der Zug- und Strichvögel: finden mit Sicherheit die Richtung nach ihrem Ziele und bei ihrer Rückkehr die alte Heim- und Brutſtätte auf — der Brieftauben, Hunde und Katzen: finden den Rückweg nach ihrem bisherigen Wohnorte auf ſehr weite Entfernungen hin, auch wenn ſie denſelben in geſchloſſenen Körben verlaſſen haben), daß die Kraniche immer in der Form der Ziffer 1 ziehen, daß die (mikroſkopiſchen) Bärentierchen (niedrigſte Art der ſpinnenartigen Tiere, Arachnoidea) 20—30 Jahre in vertrocknetem Zuſtande fortexiſtieren, die eigentümliche Art und Weiſe, wie manche Tiere ihre Nahrung zu erbeuten wiſſen (z. B. die Schmarotzermöve [Laestrix: jagt einer anderen Mövenart, Larus, ihre Beute durch Schreien ab], der weißköpfige Geier [Vultur fulvus, in Afrika — läßt Steine aus der Luft auf Straußeneier herabfallen, um dieſelben zu zertrümmern und dann den Inhalt aufzuſchlürfen], die Larve des Ameiſenlöwen [Myrmecoleon formicarius — baut ſich einen Trichter im Sande und lauert am Grunde desſelben auf ihre Beute, kleinere Inſekten, die entweder von ſelbſt hinabkollern oder durch Sandkörnchen, welche die Larve emporſchleudert, mit hinabgeriſſen werden]) oder ſich gegen drohende Gefahr zu ſchützen ſuchen (z. B. der Igel und die Kelleraſſel, indem ſie ſich zuſammenkugeln; manche Inſektenarten, indem ſie ihre Beine einziehen und ſich tot ſtellen oder, falls ſie an Pflanzen ſitzen, raſch auf die andere Seite laufen oder ſich fallen laſſen), der erſtaunlich ſcharfe Geruchſinn des Hundes, die Liebe mancher

Tiere für Musik, die ungeheure Produktivität vieler niederen Tierarten (z. B. der aus der Schweinsfinne [s. S. 66] entstehende Bandwurm, Taenia solium, produziert im Laufe eines Jahres an 40 Million, das Weibchen des Spulwurms 64 Million Eier — von denen allerdings der bei weitem größte Teil zugrunde geht, ohne zur Entwickelung gekommen zu sein) u. s. w. u. s. w. —

2. Der Mensch.

Der Mensch unterscheidet sich von den höchstorganisierten Tieren in Hinsicht auf Bau und Funktion des Leibes nur unwesentlich, z. B. von den ihm am nächsten stehenden Tieren, den großen („menschenähnlichen") Affen (Orang-Utang, Schimpanse, Gorilla und Gibbon) nur durch den größeren Gesichtswinkel [beim Menschen im allgemeinen 75° und mehr; nur bei einigen westafrikanischen Negerstämmen geht derselbe bis 67° herunter [Senegambien: Fullahs — von 72° an aufwärts, Biasaden — von 69° an, Bissagos und Mandingos — ungefähr 69°, Mandjags — 67° und mehr], bei den Affen dagegen nie über 65° hinaus), das Fehlen der beiden Zwischenkieferknochen im Oberkiefer (bei dem Menschen verwachsen, bei den genannten Affen [beim Orang-Utang wenigstens in seiner Jugend] deutlich getrennt), die gleiche Länge und senkrechte Stellung der Zähne, die geringere Behaarung, der Besitz zweier Hände und zweier Füße, die geringere Länge der beiden vorderen Extremitäten (Arme) und den aufrechten Gang; und wenn auch, die ganze (äußere) Erscheinung genommen, zwischen einem schönen (wohlproportionierten und durch die Kultur verfeinerten) Exemplare der weißen Menschenrasse (namentlich dem Weibe in der Zeit seiner Blüte, mit dem vollendeten Ebenmaße in den Formen und dem ganzen Zauber körperlichen — nur davon ist ja hier die Rede — Liebreizes, wie es zuerst von der griechischen Kunst und seitdem immer aufs neue in Stein und Farbe, vorzüglich als „Göttin Venus", aber nach [menschlichen] Modellen, dargestellt worden ist) und dem langarmigen, zottigen

braunen oder schwarzen „Waldmenschen“ ein ungeheurer Abstand besteht, so ist dies doch immerhin ein Abstand, wie er sich, wenigstens in ganz ähnlicher Weise, auch zwischen dem weißen Kulturmenschen und dem farbigen Wilden (etwa dem Buschmann, Patagonier oder Australneger) findet. Auch auf dem Gebiet der seelischen Lebensäußerungen (Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Gedächtnis, Verstand, Gefühl, z. B. Schmerz, Freude, Furcht u. s. w., Willensäußerungen) ist kein specifischer Unterschied zwischen Mensch und Tier zu konstatieren, nur ein Gradunterschied, ähnlich wie zwischen den höher- und den niedriger-organisierten Tieren selbst. Nur der Geist scheidet den Menschen scharf vom Tiere, auch von den ihm in allen anderen Beziehungen nächststehenden Tierarten: im Menschen erscheint das Seelische nicht nur in höherer Potenz als im Tiere, sondern zugleich — und das ist eben das Unterscheidende — in sich selbst reflektiert (Bewußtsein) und konzentriert („Ich“ — Selbstbewußtsein) und dadurch einerseits dem Leibe gegenüber zu freierer Herrschaft „entbunden“, andererseits in sich selbst zu einem Wesen neuer, höherer Ordnung verselbständigt. Es ist dies ein ähnlicher Unterschied in der Art des Seins wie zwischen Stoff und Krystall, Krystall und Pflanze, Pflanze und Tier — so daß sich folgende aufsteigende Skala irdischer Existenzformen (Daseinsstufen) ergiebt:

1. Stoff (Materie) = wirkendes (in beständiger Thätigkeit begriffenes) Ausgedehntes (ich vermeide absichtlich den Ausdruck „Kraft“, da derselbe nichts erklärt) —
2. Krystall = Stoff + Individuation (= Ordnung der Teile zu einem — relativ — selbständigen Ganzen) —
3. Pflanze = individualisierter Stoff + Leben (nur von dieser Stufe an gilt der Ausdruck „Organismus“ = Ordnung der stofflichen Teile zu einem selbständigen lebendigen Ganzen) —

4. Tier = Organismus + Seelischem (nur von dieser Stufe an unterscheidet man den stofflichen Organismus von dem Seelischen als „Leib") —
5. Mensch = beseelter Organismus (Leib + Seelischem) + Bewußtsein (nur auf dieser Stufe gelten die Ausdrücke: „Geist" = Seelisches + Bewußtsein [bewußtes Seelisches] und „Person" = Wesen mit Selbstbewußtsein).

Jede dieser fünf Daseinsstufen grenzt hart an die je niedrigere an, und jede höhere schließt sämtliche Vollkommenheiten (Fähigkeiten) aller niedrigeren in sich.

Mit dem Geiste (= dem bewußten Seelenleben) und als Lebensäußerungen desselben treten erst bei dem Menschen auf:

a) die Erinnerung (das Sichbesinnen, im Unterschiede vom Gedächtnis) = bewußtes Zurückdenken,

b) das Reflektieren (im Unterschiede von dem direkt durch die Außenwelt oder innerleibliche Affektionen hervorgerufenen und darauf bezogenen Denken) = bewußtes Denken über den Bewußtseinsinhalt (Denken über das Denken [Denken in zweiter Potenz] bzw. das Fühlen und das Wollen, Bildung von Allgemeingedanken [durch Abstraktion von den konkreten Einzelgedanken]: Begriffen und Ideen — und Operieren mit denselben — „Vernunft"),

c) die Sprache = bewußte Selbstäußerung (Umsetzung des Bewußtseinsinhaltes in Laute und Lautverbindungen behufs Mitteilung an andere — aus dem Umstande, daß Menschsein und Sprechenkönnen von jeher und bei jedem [normalorganisierten] Kinde vom 2. Jahre an zusammenfällt, erklärt es sich, daß auch das nicht ausgesprochene Denken, Empfinden und Wollen bei uns Menschen mehr oder weniger in Worten verläuft, sowie daß das Aussprechen bzw. Niederschreiben geistiger Vorgänge wesentlich dazu beiträgt, dieselben vor dem eigenen Bewußtsein zu fixieren und klarzulegen),

d) die Sittlichkeit = das bewußte Bemessen des Verhaltens auf der subjektiven Grundlage der Selbstverantwortlichkeit und der objektiven allgemein-gültiger (sittlichen) Lebensnormen, und

e) die Religion = bewußte Beziehung zur Gottheit (Gottesbewußtsein als Bestandteil des menschlichen Gesamtbewußtseins). —

Die sämtlichen (12—1500 Million) Menschen unterscheiden sich in leiblicher Beziehung (nach der Bildung des Kopfes, der Art und Farbe des Haares, der Farbe der Haut und der Iris) in 5 große Gruppen oder „Rassen" (zuerst von Blumenbach † 1840 aufgestellt): die kaukasische oder weiße, die mongolische oder gelbe, die äthiopische oder schwarze, die amerikanische oder rote und die malayische oder braune Rasse — und diese wieder nach Körperbeschaffenheit, Abstammung und Sprache in weitere größeer („Stämme", z. B. der germanische) und kleinere („Völker", z. B. das deutsche) Gruppen.

In Hinsicht auf das (naive, nicht-reflektierte) Seelenleben (im Unterschiede von dem bewußten Seelischen = Geist, also dasjenige Überstoffliche im Menschen, worin er mit den Tieren im wesentlichen auf gleicher Stufe steht) unterscheidet man sowohl bei den einzelnen Individuen als auch, mit mehr oder weniger Wahrheit, bei ganzen Völkeru oder Volksteilen vier sog. Temperamente: das sanguinische = frohmütige, das phlegmatische = ruhige, das cholerische = hitzige (leicht erregbare) und das melancholische = schwermütige; doch kommen dieselben keineswegs immer in dieser Isoliertheit, sondern sehr häufig in irgend welcher Mischung, z. B. sanguinisch-cholerisch, melancholisch-cholerisch, sanguinisch-phlegmatisch u. s. w., vor; nur folgende Temperamente schließen sich gegenseitig aus: sanguinisch und melancholisch, cholerisch und phlegmatisch.

Das Leben jedes einzelnen Menschen verläuft nach seiner leiblich-seelischen Seite zunächst genau in denselben Formen und Phasen

wie das der höheren Tiere: Geburt, Heranwachsen, Alter, Tod* —

* Wir beschreiben hier das menschliche Leben, wie es sich thatsächlich gestaltet. Die jüdische und nach ihr die christliche Religion (s. 2. Teil, Kap. 3 unter 16a) lehrt bekanntlich, daß der Tod und folglich auch sein „Vorbote", das Alter, nicht eingetreten wären, wenn der Mensch nicht gesündigt hätte, daß also der Tod und überhaupt alle Beschwernis (Arbeit, Leid) eine Folge der Sünde sei, und zwar zunächst als Strafe für bereits eingetretene Verschuldung und dann zugleich als Zuchtmittel, neuer Verschuldung vorzubeugen. Daraus würde folgen, daß der Mensch, während er jetzt — nach dem „Sündenfall" — hinsichtlich des Verlaufs seines leiblichen Lebens vollständig auf dem Standpunkt des Tieres stehe, ohne denselben auch in leiblicher Beziehung eine andere Stellung eingenommen haben würde als dieses. Nun ist es freilich eine gewagte Sache, demonstrieren zu wollen, wie etwas unter anderen Umständen gewesen bzw. geworden sein würde. Aber daraus, daß der Mensch jetzt in Beziehung auf den Tod (und alles, was denselben allmählich vorbereitet: Alter, Krankheiten, Mühsal) den Tieren gleichsteht, folgt jedenfalls nicht, daß der Tod von Anfang an für ihn etwas Natürliches, ein Teil seiner Natur, wie der der Pflanzen und Tiere, gewesen sein müsse. Wie „natürlich" er uns jetzt auch im allgemeinen erscheinen mag, so empfindet doch jeder, dem er einmal recht nahe ans Herz greift, das ganz und gar — für den Menschen — Widernatürliche desselben. Für das Tier, wie für die Pflanze, ist der Tod der natürliche Abschluß seines Daseins, für den Menschen ist er ein (göttliches) Verhängnis. Die Entwickelung des einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit hätte recht wohl auch eine andere sein können. Daß sie so ist, wie sie jetzt ist, beweist dagegen nichts; sie ist eben so, wie Gott sie nach seinem Weltplan, in den er den von ihm vorausgesehenen Sündenfall aufgenommen hatte, hat werden lassen. — Auch der Tod an sich ist beim Tiere etwas anderes als beim Menschen: dort das völlige Aufhören des (leiblich-seelischen) Daseins, hier nur das Ende der leiblich-seelischen Existenz bei gleichzeitiger Fortdauer des Geistes (Unsterblichkeit „der Seele", richtiger: des Geistes — s. Teil II. Kap. 3 unter 14), die Trennung des Geistigen von dem Leiblich-Seelischen, die „Entbindung" des Geistes zu einer neuen Art des Daseins, ähnlich der des Kindes aus dem Mutterschoß in die Atmosphäre, wo es unter ganz neuen Verhältnissen eine ganz neue Weise zu leben beginnt, und ähnlich dem Ausschlüpfen des Schmetterlings aus der engen Puppenhülle in die sonnig-freie Luft zu einer von der früheren wesentlich verschiedenen Existenzweise.

Atmen, Beschaffung, Aufnahme und Verdauung von Nahrung, Ruhe, Schlaf* — eventuell: Geschlechtsleben, Geburt und Aufzucht von Nachkommenschaft — Empfindung (Wahrnehmung), Vorstellung, Überlegung (Verstand) — Gefühle — Willen. Als neue, im Tierleben nirgendwo vertretene und darum über dasselbe hinausweisende (ihre Erklärung nicht innerhalb der leiblich-seelischen, sondern erst innerhalb der geistigen Sphäre des Menschenlebens findende) Erscheinungen sind jedoch auf diesem — im großen und ganzen auf dem Niveau der Tiernatur belegenen — Gebiete zu konstatieren: das Weinen,

---

* Schlaf = das unter normalen Verhältnissen regelmäßig alle 24 Stunden einmal (während der Nacht) für eine längere Dauer eintretende Zurücksinken des menschlichen (leiblich-seelisch-geistigen) Daseins auf ein niedrigeres Niveau der Lebensbethätigung, indem die äußeren Bewegungs- und Sinnesorgane und der damit in Wechselwirkung stehende Teil des cerebralen Nervensystems (infolge von Ermüdung — weiterhin wird sowohl das Einschlafen wie das Schlafen überhaupt bedingt bzw erleichtert durch das Fernbleiben jeder An- und Aufregung [Schließen der Augenlieder, Stille u. s. w.] und durch Gewöhnung) in einen Zustand der Ruhe (teils verminderter, teils — wenigstens zeitweilig — völlig pausierender Thätigkeit) versinken, während die der Erhaltung und der Rekonstruktion des Leibes (Atmung, Blutumlauf, Verdauung, Stoffwechsel: Sekretion und Nahrungsassimilation) dienenden inneren Organe teils unverändert, teils in gesteigerter Thätigkeit weiterfungieren — ein Rekreierungsprozeß, durch den der leibliche Organismus sich selbst von innen heraus zu neuer Leistungsfähigkeit „verjüngt". — Auch im Tierleben findet sich dieser regelmäßige, wenn auch zum Teil (bei den sog. nächtlichen Tieren) anders verteilte, Wechsel zwischen vollständiger und verminderter Lebensbethätigung, während im Pflanzenreich, wo äußere Bewegung und Sinnesorgane fehlen, von eigentlichem Schlafe keine Rede sein kann, nur von einer Veränderung in der Funktion des Organismus während der Dauer der Nacht [vgl. S. 54], doch finden sich immerhin auch hier bereits (bei einzelnen Pflanzenarten) gewisse dem Schlafe analoge Erscheinungen, z. B. das Schließen der Blüten, das Sinkenlassen oder Zusammenklappen der Blätter u. dgl. m.; auch „Nachtexistenzen", die infolge ihrer eigentümlichen Organisation am Tage ruhen, giebt es, wie im Tier-, so auch im Pflanzenreich, während dergleichen bei dem Menschen, wo sie bekanntlich auch vorkommen (Astronomen — Nachtwächter, Nachtarbeiter — Diebe u. s. w.), lediglich auf willkürlicher An-

das Lachen (etwa vom vollendeten 2. Monat an), das Erröten, das Erbleichen — das Tragen von Kleidern, das Bestreben sich zu schmücken, der Gebrauch des Feuers, besonders zur Erwärmung und zum Kochen, überhaupt das künstliche Zubereiten von Speisen (z. B. Brot) und Getränken (z. B. Wein), der Gebrauch von „Genußmitteln", namentlich den berauschenden (Spirituosen, Opium, Haschisch, das Rauchen, Schnupfen u. s. w.), die Aufzucht von Nutzpflanzen und -tieren, der Gebrauch von Geräten und Maschinen (künstlichen Vorrichtungen zur Arbeit behufs Erlangung

---

passung an bestehende Kulturverhältnisse beruhen. — Auch insofern ist der Schlaf des Menschen dem des Tieres gleich, als der Organismus sich nach Ablauf der Ruhe d. h. nach erfolgter Neustärkung von selbst zu voller Lebensthätigkeit wiederherstellt, vorher aber, bei normalem Verlauf der Ruhe, nur durch Anstoß von außen — und zwar jederzeit — wiederhergestellt werden kann. Über das Verhalten des Seelischen im Tiere während des Schlafes läßt sich etwas Genaueres nicht aussagen, da niemand in dasselbe hineinzusehen vermag. Man sagt zwar gelegentlich von einem Tiere (z. B. einem Hunde): „es hat geträumt", aber wissen kann man nichts darüber; doch läßt sich immerhin aus dem Ruhen der äußeren Sinnes- und Bewegungsorgane schließen, daß auch die damit im Zusammenhang stehenden Nervenpartien ruhen, das Seelische also jedenfalls während des Schlafs dem Umfange und dem Stärkegrade nach reduziert ist. Bei dem Menschen liegt die Frage nach den überstofflichen Phänomenen während des Schlafes zwar insofern leichter als bei dem Tiere, als jeder an sich und Seinesgleichen Beobachtungen machen kann, und doch ist dies Gebiet, wie überhaupt das ganze Wesen und Verhalten des Seelischen und Geistigen, noch immer ein durchaus rätselvolles. Wie beim Tiere, so folgt auch beim Menschen aus dem Ruhen der äußeren und eines Teiles der inneren Organe zunächst eine Reduktion des seelisch-geistigen Lebens überhaupt, sodann aber tritt bei ihm, wovon bei dem Tiere keine Rede sein kann, eine Abschwächung des Geistigen (= bewußten Seelischen) von der vollen Tagesenergie des Bewußtseins (das übrigens auch im wachen Zustande während des Tages keineswegs jederzeit ganz gleichmäßig intensiv ist, vielmehr neben Momenten bzw. längeren oder kürzeren Zeiträumen vollster Aktivität Momente und Zeiträume geschwächter Energie [verminderten Allgemeinbewußtseins infolge Vorherrschens einer einzelnen Vorstellung bzw. eines einzelnen Gedankens oder Gefühls: „Zerstreutheit", „Geistesabwesenheit",

des Lebensunterhaltes — die Beherrschung des Geschlechtstriebs — der Selbstmord — das Begraben der Toten u. a. m. Dadurch aber, daß das gesamte leiblich-seelische Leben des Menschen von der Zeit seiner Reife an (vgl. S. 30 f.) von dem bewußten Seelischen in ihm, dem Geiste, umleuchtet und beeinflußt, zu einem großen Teile direkt beherrscht wird, gestaltet sich dasselbe, in Verbindung mit dem Geistigen, zu einem das Tierleben, auch das höchststehende, auf allen Punkten, auch auf denjenigen, auf denen sonst (abgesehen vom Geiste)

„Hinbrüten" — oder einer gewissen Mattigkeit des Bewußtseins überhaupt: Nichts-denken, „Sich-gehen-lassen" u. dgl m. auch bei ganz normaler Geistesverfassung] aufweist) zu einem bedeutend geringeren, bei normalem („gesundem", „tiefem") Schlafe nur noch minimalen Stärkegrade ein (über das Träumen bei abnormem Schlafe siehe am Ende dieses Kapitels unter „Kuriositäten"). Diese Abschwächung des Geistigen (des Bewußtseins = des bewußten Seelenlebens) erfolgt unwillkürlich, gleichen Schrittes mit der Ermüdung (Abspannung, Erschlaffung) des leiblichen Organismus (an dessen normales Fungieren das Geistige im Menschen während des irdischen Lebens gebunden ist) oder einzelner Teile desselben, besonders der Augen und des Gehirns, und kann durch einen rein geistigen (Willens-)Akt, auch wenn er noch so energisch ist, nicht herbeigeführt werden. Daß das Geistige im Menschen auch während des normalen Schlafes nicht ganz erlischt (aussetzt, intermittiert), erhellt daraus, daß man beim Erwachen, obschon während des Schlafs die Gehirnmasse eine Veränderung (durch den Stoffwechsel) erlitten hat, genau dasselbe Bewußtsein (Ich- oder Personbewußtsein) hat, wie vor dem Einschlafen, was nicht möglich wäre, wenn das Geistige sich lediglich aus der (relativ) neuen Gehirnmasse neu entwickelte. Es verhält sich in dieser Beziehung mit dem Schlafe ähnlich wie mit dem Leben des Menschen überhaupt: obschon während der 60 oder 70 Jahre des Lebens das Stoffliche des Menschen sich wiederholt (man hat behauptet: alle 7 Jahre) erneuert, ist sein Ich-Bewußtsein doch ein einheitliches, kontinuierliches — ein Beweis, daß das Geistige zwar an das Leibliche gebunden und in seinen Funktionen mehr oder weniger davon abhängig, in sich aber selbständig ist. Man hat zwar behauptet, die Übereinstimmung des (Person-)Bewußtseins vor dem Einschlafen mit dem nach dem Erwachen sei darin begründet, daß der leibliche Organismus als ganzes und insbesondere auch die plastische Form des wichtigsten

Gleichartigkeit herrschen würde, unendlich überragenden Gesamtbilde.

Den Verlauf der geistigen Entwickelung des modernen (Kultur-)Menschen, als deren Anfangspunkt das erste Aufdämmern des Ich-(Selbst-)Bewußtseins im 2—3jährigen Kinde zu betrachten ist, während der er die Welt, sich selbst und „das Göttliche" immer besser (vollständiger und richtiger) kennen lernt und — eventuell — intensiver erfaßt, und an deren Abschluß (Entwickelung hier im engeren, eigentlichen Sinne ge-

---

Organs desselben, des Gehirns (als Gesamtorgan und in seinen einzelnen Teilen, bis zu den einzelnen Zellen hinab) während des Schlafs, bei aller Stoffveränderung, doch dieselben bleiben (und analog verhalte es sich mit der Kontinuität des Bewußtseins während der ganzen Dauer des Lebens), beweise also nichts weder für ein ununterbrochenes (reduziertes) Weiterfungieren des Geistes während des Schlafs, noch viel weniger für die (relative) Selbständigkeit des Geistes dem Leibe gegenüber. Diese Ansicht geht von der Voraussetzung aus, daß das Überstoffliche im Menschen (das Seelische incl. des — nach dieser Ansicht nicht wesentlich davon verschiedenen — Geistigen) ausschließlich an die organische Form des Leibes, insbesondere des Gehirns, nicht aber zugleich an den Stoff selbst gebunden sei. Dem widerspricht nun aber die Thatsache, daß gerade die stoffliche **Veränderung**, welche während des Schlafs, am vollständigsten während eines normalen („gesunden") Schlafs, vor sich geht, sich beim Erwachen aus demselben ganz außerordentlich deutlich bemerkbar macht, und zwar in der veränderten Gesamtstimmung des Menschen: man fühlt sich am Morgen anders, frischer, „aufgelegter", unternehmender, arbeits- und lebensfreudiger, unter Umständen auch gefaßter, heiterer u. s. w. als am Abend vorher. Eine solche Veränderung nun aber — wie sie nach Vorstehendem innerhalb der Sphäre des Seelischen ganz unzweifelhaft statthat, zeigt sich keineswegs etwa auch auf dem Gebiete des Geistigen, im Gegenteil: ich weiß mich am Morgen noch ganz genau als dieselbe Person wie am Abend vorher, auch nicht etwa bloß im ganzen sondern bis in alle Einzelheiten und Eigentümlichkeiten meiner geistigen Persönlichkeit (z. B. meines Wissens, meiner Grundsätze, meiner Liebhabereien u. s. w.) hinein. Diese Thatsache kann nun aber, da die oben erwähnte Erklärung mit der irrigen Voraussetzung, auf welcher sie fußt, selbst hinfällt, nur darin ihren Grund haben, daß eben, wie wir oben ausgeführt haben, das Geistige während

nommen) — gegen das 30ste Lebensjahr hin (vgl. S. 31) — er, als ein Gebildeter, nicht bloß ein ausgebildetes Selbst-, Welt- und — eventuell — Gottesbewußtsein hat, sondern auch von dem innersten Centrum seines Wesens aus den ganzen Inhalt seines Bewußtseins in freiester Weise — beurteilend und genießend (als sein persönliches Eigentum empfindend) — überschaut, haben wir im 1. Kapitel zu zeichnen versucht; wir werden daher im Folgenden ausschließlich den erwachsenen Menschen ins Auge fassen und zusehen, wie sich sein Leben in eigentümlich-menschlicher (leiblich-seelisch-geistiger) Weise gestaltet.

Angesichts der ungeheuren Mannigfaltigkeit (eigentümlich-) menschlicher Lebensbethätigung, zumal auf dem Gebiete des Gemeinschaftslebens (das Einzelleben entfernt sich weit weniger von dem des Tieres) müssen wir uns darauf beschränken, nur die hauptsächlicheren Formen (Situationen, Verhältnisse, passives Verhalten unter „Druck" von außen, spontane Äußerungen, Bildungen u. s. w.) desselben hier vorzuführen.

Der engste Kreis, in dem sich unter normalen Verhältnissen das Leben des erwachsenen (vollen) Menschen (Mannes wie Weibes) abspielt, ist die Familie die einfachste (elementarste) Form des Gemeinschaftslebens**, und schon in dieser engsten Umgrenzung,

---

des Schlafs, wenn auch zurücksinkt, doch niemals ganz erlischt. — Auch das bloße Faktum, daß wir das rechtzeitige Erwachen aus dem Schlafe dadurch sichern können, daß wir uns vor dem Einschlafen recht fest vornehmen, zu einer bestimmten Stunde aufwachen zu wollen, spricht dafür, daß das Geistige während des Schlafes nicht völlig aussetzt; denn das, was das rechtzeitige Aufwachen nachher bewirkt, kann nicht der leibliche Organismus (der ja gerade von dem betreffenden Agens beeinflußt werden soll) und ebenso wenig das (unbewußte) Seelische in uns sein, kann vielmehr nur etwas sein, das auf die vorherbestimmte Stunde wirklich achten kann und zugleich den Leib frei beherrscht, und das ist eben der Rest von Bewußtsein im schlafenden Menschen, mit anderen Worten: das Geistige in ihm, sein Geist.

** Die Familien sind in größeren Ganzen, einem Dorfe, einer Stadt, einem Staate, gleichsam das, was die „Zellen", die elementarsten organischen Gebilde, im Pflanzenkörper und Tierleibe sind.

welche Fülle verschiedener (deutlich d. i. mit — mehr oder weniger — Bewußtsein als verschiedene empfundener) wechselseitigen Beziehungen, welche Mannigfaltigkeit der Vorkommnisse — und in jedem dieser besonderen Umstände ein besonderer Anreiz zu irgend welcher sei's rezeptiven, sei's produktiven, sei's — im letzteren Falle — spontan vorschreitenden oder mitwirkenden oder widerstrebenden, sei's ausschließlich innerlichen oder zugleich äußerlichen Thätigkeit (das Wort hier im weitesten Sinne genommen): von den zartesten, fast nur im Bereiche der Imagination sich bewegenden Gefühlen bis herab zu den derbsten — vorwiegend leiblichen — Verrichtungen! Begründet, wie das paarweise Zusammenleben vieler höheren Tiere, objektiv auf dem (in der Natur gegebenen) Gegensatze der Geschlechter und der daraus entspringenden Notwendigkeit der Verbindung beider Geschlechter behufs Erzielung von Nachkommenschaft (vgl. S. 65) und subjektiv auf dem (nicht minder natürlichen) Geschlechtstriebe und seitens der beiden sich zu einer Familie verbindenden Individuen (Ehegatten) mit mehr oder weniger Bewußtsein berechnet sowohl auf (geordnete) Befriedigung des Geschlechtstriebes als auch auf Erzeugung von Nachkommenschaft (incl. Aufnährung, Beschirmung und Ausbildung derselben bis zu ihrer Selbständigkeit) sowie weiterhin auf gegenseitige Unterstützung der Ehegatten unter einander und der Eltern in ihrem Alter seitens der Kinder — entspricht das Eheleben (die Grundlage der Familie), und zwar in der Form der Monogamie, unter den einschlägigen Möglichkeiten am vollkommensten den aus der Natur des Menschen einerseits und aus den Verhältnissen der ihn umgebenden Welt andererseits sich ergebenden Bedürfnissen. Alle anderen vorkommenden Formen, in denen der Geschlechtstrieb allein oder in Verbindung mit der Absicht auf Nachkommenschaft sich Befriedigung verschafft, sind teils minderwertige Abarten („wilde Ehe", Polygamie, Polyandrie [vorherrschend in Tibet und einzelnen anderen innerasiatischen Ländern, z. B. bei den Tanguten in der Quellgegend des Hoang-ho]), teils mehr oder weniger (in der einen oder anderen Beziehung,

für den einen oder anderen Teil oder für beide Teile zugleich) schädliche Verirrungen („Unzucht", „Mätressenwirtschaft", Ehebruch u. s. w.); eine bloße Abnormität dagegen ist das Fehlen oder die absichtliche Unterdrückung des Geschlechtstriebes, mag letztere freiwillig (bei einzelnen Persönlichkeiten, z. B. — aus der Geschichte — Plato, Spinoza; Johannes dem Täufer, Jesus Christus, Paulus; Händel [† 1759]; oder ganzen Gesellschaften, z. B. den römischen Vestalinnen, den jüdischen Essäern [waren meist unverheiratet], den katholischen Mönchs- und Nonnenorden u. s. w.) oder durch widrige Verhältnisse (Krankheit, „unglückliche Liebe", Existenzschwierigkeiten, „Mangel an Bekanntschaft" u. dgl. m. — gilt bei den meisten „Junggesellen" und „alten Jungfern") aufgenötigt sein. Ein Verbrechen endlich, verübt an wehrlosen Kindern, ist die Kastration (bei Eunuchen oder Haremswächtern und italienischen Sängern des Mittelalters und noch späterer Zeiten [in Rom noch im 17. Jahrhundert — vertraten hier in der Oper die weiblichen Rollen, weil das Auftreten von Sängerinnen, namentlich vor Zuhörern aus dem Priesterstande, für unsittlich galt — man sieht an diesem Beispiel recht deutlich, wie Unnatur Unnatur und selbst grausamste Barbarei im Gefolge hat!]).

Auf der vorhin bezeichneten leiblich-physischen Grundlage erhebt sich der (im höheren Tierleben nur in einigen wenigen Analogien: Werben des Männchens um das Weibchen [durch Gesang, Paradieren u. s. w.], „Gatten"treue, Eifersucht, Mutterliebe und Ähnliches vorgebildete) geistig-sittliche Bau der menschlichen (normalen d. i. nach den höchsten sittlichen Normen gehaltenen) Familienlebens: die „schöne Zeit der jungen Liebe" (die erste, fast noch unbewußte Anbahnung künftigen Ehelebens) mit ihrem mit nichts anderem vergleichbaren, vielbesungenen und „niemals ausgesungenen" Zauber von Wonnen und Schmerzen („himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt"), wo der geheimnisvoll im Hintergrunde wirkende Naturtrieb vor der Seligkeit des Augenblicks in Suchen und Finden, Trennung und Wiedersehen (eventl. Kor-

respondieren, als dürftigem Surrogate für das unmittelbare Sichhaben) und all den großen und kleinen, vorwiegend mit der Phantasie angeschauten, leiblichen, seelischen und geistigen Reizen, auf denen das wechselseitige Wohlgefallen beruht, noch völlig verschleiert ist; das (in der Verlobung) ausgesprochene Treueverhältnis von Braut und Bräutigam mit seiner zwar ruhigeren (durch das Bewußtsein des festen Einander-angehörens beruhigten), aber darum nicht minder süßen und bei jedem neuen Liebesbeweis neu aufwallenden Seligkeit; die gegenseitige Ergänzung des seelisch-geistigen Wesens der Ehegatten („des Strengen" durch „das Zarte" und umgekehrt), das unbegrenzte wechselseitige Vertrauen und immer völligere Sich-in-einander-einleben, die gemeinsame unermüdliche und unverdrossene Fürsorge für das leibliche und seelisch-geistige Wachstum und Gedeihen der Kinder; die (auf dem Gebiete des Tierlebens völlig unbekannte) geschwisterliche Liebe; die Pietät der Kinder gegen die Eltern, die mit den Jahren nicht ab-, sondern zunimmt (wovon im Tierreich ebenfalls keine Spur); die zärtliche Sorge um ein erkranktes oder sonstwie in Bedrängnis geratenes Familienglied; der brennende Schmerz, wenn der Tod an irgend einer Stelle die Familienbande zerreißt, mag er Eltern ein Kind aus den Armen winden oder, den Ehebund selbst antastend, den Gatten oder die Gattin vereinsamen (Wittwer, Wittwe) und den Kindern zugleich Vater oder Mutter rauben (Waisen); das Halten auf Familientradition und Familienehre; die Sorge der Eltern, zumal der Mutter, daß die herangereifte Tochter, der selbständig gewordene Sohn sich „gut" verheirate; die Großelternfreuden (auch das Verhältnis von Großeltern und Enkeln, ebenso wie das von Schwiegereltern und Schwiegerkindern und überhaupt alle über das nächste hinausliegenden Verwandtschaftsverhältnisse finden in der Tierwelt keine Analogie) u. s. w. Den genannten normalen Verhältnissen und Beziehungen gegenüber sind als seelisch-geistige Verirrungen (ethisch: Untugenden, religiös: Sünden) innerhalb des Ehe- und Familienlebens d. h. als Umstände (aktives und passives Verhalten, Situationen), welche das Wohlbefinden und

Gedeihen des einen oder anderen oder mehrerer oder aller Familienangehörigen mehr oder weniger beeinträchtigen, zu betrachten: Erkalten der ehelichen Liebe, Untreue, Eifersucht, häuslicher Unfriede*, Nachlässigkeit der Eltern in der Pflege der Kinder, Unbotmäßigkeit der letzteren gegen die Eltern, Lieblosigkeit zwischen Geschwistern oder seitens der Kinder gegen die — zumal betagten — Eltern u. dgl. m.

Aus der Umgrenzung der Familien, die, wie sie innerlich durch Ehebund und nächste Blutsverwandtschaft aufs engste zusammengeschlossen sind, so sich auch nach außen hin durch Innehaben einer aparten Wohnstätte, Führung eines besonderen Namens (Familienname) und Besitz von Eigentum, das sich auf die Kinder vererbt, als selbständige Lebenskreise darstellen, und innerhalb deren sich die größte Summe alles menschlichen Lebens, Wohlseins und Elends (es giebt viel „häusliches Martyrium", nicht bloß der Frauen, wenn auch ihr Teil wohl das größte ist, auch der Männer und namentlich auch der Kinder), abspielt, treten die (erwachsenen) Männer in den vollen Strom des öffentlichen Lebens hinaus, jedoch immer nur so, daß sie, wenigstens unter normalen Verhältnissen, ihr Centrum (räumlich und geistig) in der Familie (im „Hause") behalten.

Auch das öffentliche Leben — worunter hier alles verstanden wird, was nicht zum Familienleben gehört — bewegt sich nicht chaotisch (wie ein Heuschreckenschwarm oder ein Zug Heringe), sondern überall zeigen sich auch hier wieder — wie im

---

* Als mehr oder weniger dauernder Zustand; vorübergehende Mißhelligkeiten, wie sie bei der Kompliziertheit des (zumal des modernen Kultur-) Daseins in und außer dem Hause einerseits und der Enge des ehelichen Zusammenlebens andererseits, besonders bei erschwerten Existenzbedingungen, wohl nirgendwo ganz ausbleiben, thun der Normalität des Familienlebens noch keinen Eintrag, vorausgesetzt, daß sie durch die beiderseitige Zuneigung und Friedensliebe überwunden werden, ohne auf der einen oder anderen oder beiden Seiten eine dauernde Verstimmtheit zu hinterlassen.

Tierleben kaum hier oder da in schwachen Ansätzen (z. B. das Hervortreten eines Leittieres oder Anführers bei gewissen in Herden weidenden oder in Scharen wandernden Tieren, das Aufstellen von Wachen bei den Gemsen, die sog. Tierstaaten [s. S. 66] und Ähnliches) — feste Kreise und Bahnen, Scheidungen und Ordnungen, wie sie die Natur des Menschen und seine Bedürfnisse, lokale Umgrenzung, Geschichte, Sitte, besondere Neigung oder gemeinsame Interessen gebildet haben:

a) Erweiterung der Familie: Verwandtschaft (Blutsverwandtschaft und Verschwägerung — Verwandtschaft in verschiedenen Graden) —

b) Verbindungen aus Neigung (zwischen einzelnen Personen und Familien): Freundschaft, gesellige Vereinigungen (Clubs, Vereine, der Freimaurer-Orden [aus den mittelalterlichen „Bauhütten" entstanden; Zwecke: Geselligkeit, Pflege humaner Gesinnung und soziale Förderung der Mitglieder]; gemeinschaftliche Vergnügungen, „gesellige Abende", „Gesellschaften") —

c) Arbeitsverhältnisse: Herrschaft — Gesinde (Abarten: α) Sklaverei — in der vorchristlichen Zeit ganz allgemein auf der Erde verbreitet, durch das Christentum nach und nach verdrängt, jetzt nur noch bei außerhalb des Einflusses der christlichen Kultur stehenden, sei's wilden, sei's mehr oder weniger civilisierten Völkern [in einzelnen christlichen Staaten bzw. von solchen abhängigen Territorien zwar auch gesetzlich aufgehoben, aber in praxi doch, wenn auch zum Teil unter anderem Namen und mit gewissen Modifikationen, weiter geduldet]; β) Leibeigenschaft [„Hörige", „Grundholde", „Eigenholde"] — während des Mittelalters in allen europäischen Ländern, zum Teil bis in dieses Jahrhundert hinein, zuletzt in Rußland aufgehoben; γ) Helotentum, eine Mittelstufe zwischen Sklaverei und Leibeigenschaft — im Altertum bei den Spartanern); Meister — Gesellen (Gehilfen); Prinzipal — Commis; Fabrikherr —

(Direktor — Werkmeister —) Arbeiter, überhaupt: „Arbeitsgeber“ und „Arbeitsnehmer“; (öffentliche) Beamte (Staats- und Gemeindebeamte) —

d) Schutzverhältnisse: bei den modernen (christlichen) Kulturvölkern nur noch: Vormund bzw. Pfleger — Mündel bzw. Pflegebefohlener (Ersatz für den Schutz, den der heranwachsende [„minderjährige“] Mensch sonst in der Familie findet); Unterthan — Obrigkeit (Volk — Fürst bzw. Präsident [in Republiken — s. w. u.], Staatsbürger — Staat [vgl. unter g]: Rechtsschutz, Polizeischutz, Kriegsschutz); — bei gänzlich mangelndem oder nicht ausreichendem bzw. nicht allen gleichmäßig zu gute kommendem Staatsschutze, in Vergangenheit und Gegenwart: Klientel (Schirmherr und Schützling, Klient), Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Privatpersonen, Familien und Familienzusammenhängen („Geschlechtern“) —

e) Lokale Zusammengehörigkeit: Bewohner desselben Ortes (Dorf, Stadt), derselben Gegend (Landschaft), desselben Landes („Land und Leute“, „Volk und Vaterland“) — „Landsmann, Landsleute“ im engeren und weitern Sinne — meist zugleich verbunden durch gemeinsame Sprache bzw. Mundart, Sitte („Trachten“ u. dgl.), Geschichte (Herkunft, Schicksale), Religion bzw. Konfession (vgl. unter i), politische Zugehörigkeit (vgl. unter g), vielfach auch durch Gleichartigkeit des Erwerbs und des ganzen, dadurch bedingten, äußeren Lebenshabitus —

f) Nationale Zusammengehörigkeit (nach gemeinsamer Abstammung, Sprache, leiblich-seelisch-geistigem Gesamttypus — mit der lokalen Zusammengehörigkeit meist, aber nicht immer [z. B. Deutsche im Ausland, Engländer in Indien, Chinesen in San Francisco u. s. w.] zusammentreffend und nicht von derselben abhängig): Volk (Nation) — die verschiedenen Nationalitäten (verschieden nach Ursprung, Körperbildung, Naturell [Temperament — vgl. S. 76], Sprache

Sitten, Einrichtungen und Bestrebungen — nationaler Typus, nationale Vorzüge und Schwächen — „Volkspersönlichkeit" — „Volksgeist") —

g) Bürgerlich-politische Verbände: Gemeinde — Kreis (Amt, Kanton oder dgl.) — Provinz (Gau, Landschaft, Statthalterschaft oder dgl.) — Staat (eventuell noch: Staatenbund, „Bundesstaat", „Vereinigte Staaten", Reich) —

h) Gleichartigkeit der äußeren — durch Besitz und Erwerb bedingten — Lebensstellung („Stände" — Standesgenossen, „Klassen" — vielfach, zumal in neuerer Zeit, enger zusammengeschlossen zu Verbänden, Vereinen [„Tagen"], bei den Handwerkern und anderen „bürgerlichen" Erwerbsarten: Innungen, früher: „Zünfte"): Lohnarbeiter (Tagelöhner und Fabrikarbeiter), Bauern (incl. Gutsbesitzer, Winzer und Gärtner), Hirten, Fischer, Bergleute, Handwerker, Fuhrleute, Schiffer, „fahrende Leute" (Seiltänzer u. dgl.), Kaufleute, Fabrikanten („Industrielle"), Beamte (= alle Personen mit festem Gehalt [Fixum], also Richter, Lehrer, Verwaltungsbeamte, Post-, Eisenbahn- und Telegraphen-Bedienstete, Polizei, Berufsfeuerwehr, Militär), Buchhändler, Ärzte und Apotheker, Rechtsanwälte, Schriftsteller (incl. Journalisten), Künstler, Rentner („Privatiers" — „Kapitalisten"), Großgrundbesitzer, (regierende) Fürsten; — die meisten der genannten Stände lassen sich auch wieder in Unterabteilungen, ebenfalls gewöhnlich „Stände" genannt, einteilen, z. B. die Handwerker in: Schuhmacher, Schneider, Tischler u. s. w., die Künstler in: Maler, Bildhauer, Musiker u. s. w., die Beamten in: Subaltern- und höhere Beamte u. s. w. — Eine Abart der Stände sind die sog. Kasten (im alten Ägypten und in Indien) = durch unübersteigliche Schranken von einander geschiedene und je nach obenhin mit besonderen Vorrechten ausgestattete (zum Teil auf Verschiedenheit der Abstammung beruhende) Gesellschaftsschichten. — Auch in den europäischen Ländern waren früher

die großen Volksklassen (Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauern) weit schärfer von einander geschieden als jetzt: der demokratische Zug, der seit der französischen Revolution durch die europäische Welt geht, hat immer mehr auf „Nivellirung" d. h. Gleichberechtigung der verschiedenen Volksschichten hingedrängt; in den konstitutionellen Staaten Europas giebt es gegenwärtig, außer für die regierenden Fürstenhäuser und den Papst, nur noch ganz vereinzelte Standesvorrechte (besonderes Erbrecht für gewisse Bauernschaften und den Adel, besonderes Wahlrecht je nach dem Besitz [Census], Recht auf besonderen Sitz in der Provinzial- bzw. Landesvertretung je nach Geburt, Stellung oder Grundbesitz, „Hoffähigkeit" bestimmter Stände), doch wirken frühere, wenn auch rechtlich erloschene, Standesvorrechte in praxi noch mannigfach nach. — Eine kurze (im großen und ganzen zutreffende, auch unter Umständen, eben wegen ihrer Kürze, recht wohl brauchbare, in ihrer Anwendung im einzelnen jedoch, infolge ihrer Allgemeinheit, viel zu unbestimmte) Zusammenfassung bzw. Einteilung aller Stände (Stellungen und Berufsarten) ist die bekannte wortspielartige in: Nährstand, Lehrstand, Wehrstand —

i) Religiöse (innerhalb der Christenheit: „kirchliche") Zusammengehörigkeit: Gemeinde — lokal umgrenzte kleinere und größere Gruppen von Gemeinden — das Ganze der zu einer Religion bzw. Konfession gehörigen Bekenner —

k) Freie Vereinigungen mehrerer (Gesellschaften, Vereine) zu privaten Zwecken: α) behufs Unterstützung in besonderen Notfällen, sei es der Mitglieder selbst bzw. der Familien derselben (bisher fast ausschließlich der eigenen Fürsorge der Betreffenden überlassen, erst in der allerneuesten Zeit in einzelnen europäischen Staaten teilweise staatlich organisiert und obligatorisch: „Arbeiterhilfskassen"): Krankenkassen, Sterbekassen (= „laden"), Wittwen- und Waisenkassen, „auf Gegenseitigkeit begründete" Versicherungsgesell-

schaften (besonders Versicherung für den Todesfall [„Lebensversicherung“] und für den Fall des Eintritts eines gewissen höheren Alters [„Altersversorgung“]) und ähnliche Vereinigungen — sei es der „wirtschaftlich Schwächeren“ (die Fürsorge für dieselben im Altertum zuerst durch das Christentum eingeführt [die ersten Krankenhäuser, Fremdenherbergen, sog. Xenodochien, Asyle für Findelkinder u. dgl. m. wurden von den Christen im römischen Reiche errichtet, wie überhaupt die Barmherzigkeit — caritas — allen Leidenden und Verlassenen gegenüber, durch die eine unberechenbare Summe von Elend teils gänzlich verhütet, teils wenigstens wesentlich gelindert worden ist, von Anfang an das Christentum vor allen anderen Religionen ausgezeichnet hat und zu seinen schönsten Ruhmestiteln gehört], seitdem ständig eine kirchliche Angelegenheit, in den modernen [christlichen] Kulturstaaten zugleich kommunale [den einzelnen kommunalen Verbänden: Gemeinde, Kreis, Provinz — obliegende] und in Beziehung auf die „Arbeiter“ in allerneuester Zeit hier und da durch die staatliche Gesetzgebung [„Arbeitergesetzgebung“, „Arbeiter-Hilfskassen“] den zu Gruppen vereinigten „Arbeitsgebern“ in Gemeinschaft mit den „Arbeitern“ selbst [vgl. oben u. a)] auferlegte Verpflichtung; — hier sind nur die aus privater Wohlthätigkeit hervorgehenden, wenn auch vielfach unter kirchlicher Leitung [„Innere Mission“] stehenden, Vereinigungen gemeint): Vereine für Armen- und Krankenpflege, Erziehung verwahrloster Kinder, Unterbringung entlassener Sträflinge und Korrigenden, Herbergen für Gesellen, Mägde, Obdachlose (besonders in großen Städten), „Arbeiterkolonien“ (wo arbeits- und mittellos Umherziehenden [„Vagabunden“, „Reisenden“] Gelegenheit geboten wird, sich eine Zeit lang durch Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen) u. dgl. m. — β) behufs Erlangung besonderer wirtschaftlicher Vorteile: Konsumvereine, Kreditvereine, Sparkassen; landwirt-

schaftliche Vereine, Gewerbevereine und andere Vereinigungen von Berufsgenossen, z. B. Beamten, Industriellen, Winzern, Bierbrauern, den verschiedenen Kategorien von Handwerkern u. s. w.; Jagdgesellschaften u. dgl. m. — γ) behufs gemeinsamen Erwerbs (die meisten der hier zu nennenden Verbindungen können auch unter β) gehören, falls dadurch zugleich oder ausschließlich [Gesellschaften »à fonds perdu«] ein Zweig des wirtschaftlichen Lebens neu eingeführt oder gehoben oder die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Ortes oder einer Gegend verbessert werden sollen, der erhoffte Erwerb [Geldgewinn] also nicht direkt, sondern indirekt angestrebt wird): Verbindungen zu industriellen Unternehmungen (Aktiengesellschaften zu gemeinsamem Fabrikbetrieb, Bergwerksgesellschaften [„Gewerkschaften"] u. s. w.), zur Herstellung und zum Betriebe von Verkehrsmitteln (Straßen-, Schiffahrts-, Eisenbahn- u. s. w. Gesellschaften), zu kaufmännischen Einrichtungen und Unternehmungen (Bankvereine, Handelsgesellschaften, Versicherungsgesellschaften [gegen Schaden durch Feuer, Hagel, Seeunfälle u. s. w.] u. dgl. m.) — δ) behufs Anregung und Pflege geistiger Interessen (wissenschaftlicher oder künstlerischer Bestrebungen — Bildung — Unterhaltung durch Lektüre), sei es unter den Vereinsgenossen selbst (Gelehrtenvereine aller Art, Musikvereine [Gesangvereine], Bildungsvereine, Lesegesellschaften), sei es nach außen hin (Vereine für Volksbildung, Volksbibliotheken) — ε) behufs Pflege der Geselligkeit (kleinere und größere Vereinigungen unter allerlei Namen: Ressource, Erholung, Klub, Kasino, Bürgerverein u. s. w.) u. dgl. m.

Innerhalb dieser verschiedenen Arten von öffentlichen (d. h. über die Einzelfamilie hinausragenden) Verhältnissen (Zusammenhängen, Gliederungen, Unter- und Überordnungen, Wechselbeziehungen und Gemeinschaftssphären) nimmt der erwachsene („großjährige") Mann je nach Herkunft (Stellung der Eltern, Vermögen, Verwandtschaft), leiblicher und geistiger Veranlagung,

Ausbildung, „Zeit und Gelegenheit“ (Gunst oder Ungunst der Verhältnisse, „Glück“, Protektion u. s. w.) eine bestimmte („seine“) „Stellung im Leben“ ein, vermöge deren er nicht bloß für sich und „die Seinen“ den nötigen Unterhalt (die Existenzmittel, „das tägliche Brot“) findet (erwirbt bzw. hat), sondern auch sein Leben mit dem seiner „Mitmenschen“ in engerem oder weiterem Umfange durch Leisten und Empfangen von „Diensten“ sowie (je nach Neigung, Bildung, Grundsätzen) durch gemütliche Anteilnahme verflicht. Die minorennen Mitglieder der Familie nehmen nur in der einen und anderen Beziehung (Grad und Art der Verwandtschaft [a], Freundschaft u. dgl. [b], in besonderen Fällen auch bezüglich des Arbeitsverhältnisses [c], des Schutzverhältnisses [d], des politischen Verbandes [g], des Standes, dem der einzelne auf Grund seines Lebensberufs bzw. seiner Vorbildung dazu angehört [h], der kirchlichen Zugehörigkeit [i], der Vereinigung behufs Unterstützung in Notfällen oder behufs Pflege geistiger Interessen oder der Geselligkeit [k]) eine besondere „Stellung“ ein, in allen übrigen partizipieren sie einfach an der des „Familienhauptes“. Von dem erwachsenen („großjährigen“) Weibe gilt, falls es verheiratet ist, und dies ist die Regel (der einzig naturgemäße Beruf des Weibes, sobald es erwachsen [„großjährig“, „mannbar“ geworden] ist, ist: sich zu verheiraten, eine Familie gründen zu helfen und dieselbe im Hause, dem „Forum des Weibes“, wie Schiller sagt, zu versorgen), im allgemeinen dasselbe, wie von den Minorennen: die „Frau“ nimmt, abgesehen von Verwandtschaft (Art und Ausdehnung — a), Freundschaft u. dgl. (b), „der Öffentlichkeit“ gegenüber in der Regel (in den meisten Fällen) keine besondere „Stellung“ ein, sondern partizipiert einfach an der des Mannes (das Weib „folgt“ dem Manne, wie in der Regel örtlich, so meist auch social und kirchlich und immer kommunal und staatlich); nur in besonderen Fällen (die, schon weil sie die weniger häufigen sind, als Abnormitäten betrachtet werden müssen) hat sie bezüglich des Arbeitsverhältnisses (c) oder des Standes (h) oder der kirchlichen Zugehörigkeit (i — „Mischehen“) eine aparte

(von der des Mannes abweichende) „Stellung". Unverheiratete erwachsene weibliche Personen (die also ihren „weiblichen Beruf", sei es noch nicht erreicht, sei es endgültig verfehlt haben) stehen und zählen dagegen in allen öffentlichen Beziehungen für sich, doch sind ihre Rechte, wie andererseits ihre Pflichten, verglichen mit denen des alleinstehenden selbständigen (großjährigen) Mannes, mehrfach, namentlich in bürgerlich-politischer und kirchlicher Beziehung (Rechte: aktives und passives Wahlrecht, Anstellungsfähigkeit — Pflichten: Wahlpflicht, Wehrpflicht), beschränkt (Agitation für Ausdehnung der „Frauenrechte", „Frauen-Emanzipation", besonders in Nordamerika). — „Frauenarbeit" (d. h. auf selbständigen Erwerb gerichtete Arbeit weiblicher Personen) ist an sich, soweit verheiratete oder heiratsfähige „Frauen" dabei in Betracht kommen, gegenüber dem nächstliegenden Berufe des Weibes, eine Abnormität, die ihre Erklärung einerseits in den herrschenden Kulturzuständen und andererseits in den besonderen Lebensumständen der betreffenden Personen (Not, Alleinstehen, besondere Begabung oder Neigung) findet, und wenn dieselbe auch, zumal unter hochentwickelten Kulturverhältnissen, vermöge der Eigenart des Weibes, vielfach (Dienstboten, Waschfrauen, Näherinnen, gewisse Arten von Fabrikarbeit, mancherlei geschäftliche Stellungen, Krankenpflege, Mädchenschulen, Kleinkinderbewahranstalten [„Kindergärten"], Handarbeitsunterricht u. dgl. m.) eine wertvolle, ja kaum zu entbehrende Ergänzung der „Männerarbeit" ist, so ist und bleibt doch das eigentliche (nächstliegende) Berufsgebiet des verheirateten Weibes die Familie, „das Haus" (vgl. Schillers: „Der Mann muß hinaus ..... und drinnen waltet die züchtige Hausfrau u. s. w."), und auch für das nicht-verheiratete ist die „selbständige Stellung" gegenüber der noch nicht erreichten oder bereits verfehlten als Hausfrau und Mutter eine minderwertige Abart. — Eine — aus prinzipieller Geringschätzung des ganzen weiblichen („schwachen" oder wenigstens „schwächeren — allerdings auch „schönen") Geschlechts seitens des männlichen (des „starken"

oder „stärkeren“) entsprungene — Verkümmerung des vollen Daseins, wozu das — dem Manne seelisch-geistig völlig gleichartige und ebenbürtige (in der Regel allerdings in der Sphäre des Intellekts an Klarheit, Schärfe und Konsequenz [„Logik“] des — zumal abstrakten — Denkens nachstehende, dafür aber in der des Gemüts an Zartheit, Sicherheit [„Takt“] und Intensität des Gefühls überlegene [beim Manne herrscht „der Kopf“, das Denken, vor, beim Weibe „das Herz“, das Gefühl]) — Weib veranlagt und darum auch berechtigt ist, ist sowohl die Vereinsamung, wozu das Weib, zumal der „besseren“ Stände, durch das Herkommen (die Sitte) und die Eifersucht des Mannes bei allen nicht-christlichen Kulturvölkern der Vergangenheit und Gegenwart in der Regel verurteilt war bezw. ist, zumal das geistestote und geisttötende (von der Öffentlichkeit vollständig abgesperrte und zwischen Langeweile, Sinnengenuß und Intrigue eingeengte) Haremsleben der Frauen reicher* Muhammedaner und anderer Orientalen der Vergangenheit und Gegenwart, als besonders die gänzlich untergeordnete Stellung — als Magd des Mannes — die das Weib im allgemeinen im ganzen Altertum, mit alleiniger Ausnahme der Juden und Germanen, eingenommen hat und auch seitdem noch bei den nicht-christlichen Kulturvölkern und besonders bei allen „Barbaren“ einnimmt. Es ist eine der großen Segnungen des Christentums, daß es überall da, wo es Eingang gefunden, auch sofort dem Weibe zu der vollen Geltung neben dem Manne verholfen hat, zu der es durch seine Natur berechtigt ist, und die ihm nur durch Unverstand und rohe Überhebung seitens des Mannes hatte verkümmert werden können.

---

* Auch bei denjenigen Völkern, bei denen Polygamie erlaubt ist, pflegen sich doch nur reiche Leute: Fürsten, hohe Beamte, reiche Privatpersonen — einen eigentlichen Harem zu halten; die Zahl der Frauen, die jemand hat, richtet sich in der Regel nach den Mitteln, die er besitzt, um sie zu unterhalten. Auch bei diesen Völkern ist darum Monogamie die vorherrschende Form, in der die beiden Geschlechter zusammenleben.

Zwischen „Haus“ (wenn nicht Familie, so doch „Häuslichkeit“) und „Öffentlichkeit“ geteilt, verläuft in den meisten Fällen das Leben des erwachsenen Menschen (wir denken dabei, wie überhaupt fortan, vorwiegend an den Mann, da ja das Weib unter normalen Verhältnissen an dem Leben des Mannes nur partizipiert, nicht als selbständiger Mittelpunkt eines Lebenskreises auftritt), indem er abwechselnd aus der Familie, wo er sein „Heim“ d. h. nicht bloß seinen „Tisch“ und seine „Schlafstelle“, sondern auch, im Zusammenleben mit „Weib und (eventuell) Kind“, sein nächstes Arbeits-, Erholungs- und Vergnügungsfeld hat, in die „Öffentlichkeit“, der seine Berufsthätigkeit (im engeren Sinne) und seine allgemeineren Interessen zugewendet sind, hinaustritt und hinwiederum von „dem Markt des Lebens“ in „den Schoß der Familie“ zurückkehrt. Auf beiden Lebensgebieten findet er volle Gelegenheit, „sich auszuleben“ d. h. seine leibliche und seelisch-geistige Kraft zu bethätigen, durch Verwertung derselben für sich und seine Familie, auch über die Gegenwart hinaus, zu sorgen und „der Allgemeinheit“ gegenüber sich als „nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft“ zu erweisen — und in alledem zugleich seine persönliche Befriedigung zu finden. Arbeit, „Speise und Trank“ und Ruhe sind dabei die regelmäßigen Faktoren in jedem normal verlaufenden Menschenleben; als Ergänzung der eigentlichen Ruhe (Ausruhen von der Arbeit durch Sitzen, Liegen u. s. w. — Schlaf [vgl. S. 78 — findet unter normalen Verhältnissen alle 24 Stunden einmal — während der Nacht — für eine längere Dauer — etwa 7 Stunden — statt; daneben findet sich in heißen Ländern und da, wo, wie in Deutschland, die Hauptmahlzeit um Mittag eingenommen wird, entweder als teilweiser Ersatz der Nachtruhe oder als bloße „Angewohnheit“, ein mehr oder weniger mit Schlaf verbundenes Ausruhen während des Tages: die „Siesta“ während der Tagesstunden der größten Hitze, zwischen 11 und 4 Uhr, und das „Mittagsschläfchen“ älterer Personen]) tritt noch in minder regelmäßiger Weise alles das hinzu, was man „Ausspannung

von der Arbeit", Erholung und Vergnügen nennt (s. w. u. unter d. „Gesundheitspflege 2c.").

Das „menschliche Leben" hat nun aber nicht bloß solche normal verlaufende „Existenzen" aufzuweisen, obschon sie die weit überwiegende Mehrzahl bilden (daher auch „normal" genannt), sondern neben und zwischen denselben finden sich Abnormitäten der verschiedensten Art: manche Berufsarten nötigen den Mann, seine Familie bzw. Häuslichkeit auf längere Zeit (Wochen, Monate, in einzelnen Fällen selbst Jahre) zu verlassen (Militär im Krieg und bei Manövern, Seeleute, Beamte, Männer der Wissenschaft, Künstler und Geschäftsleute auf Reisen u. s. w.), andere können überhaupt nur im Umherziehen (mit „Weib und Kind") betrieben werden („fahrende Leute": Seiltänzer, Karussell-, Cirkus-, Menageriebesitzer u. dgl. m.), ganze Stämme sind infolge ihrer Lebensart oder besonderer historischen Schicksale beständig auf der Wanderung (Nomaden, die Zigeuner [vgl. am Ende dieses Kapitels unter „Kuriositäten"]), einzelne Personen und Familien, in älteren Zeiten (vereinzelt auch jetzt noch bei wilden Völkerschaften) auch ganze Volksstämme (z. B. die Israeliten, Skythen, Gallier, die „Völkerwanderung", die Hunnen, Ungarn, Mongolen u. s. w.), verlassen aus den verschiedensten Motiven (bei Einzelpersonen bzw. -familien: Not, Aussicht bzw. Hoffnung auf „besseres Fortkommen", Flucht vor Verfolgung, Abenteuerlust, „Europa-Müdigkeit" u. s. w. — bei Völkern bzw. Volksstämmen: Mangel an Existenzmitteln, Wandertrieb, Ausweichen vor anderen, stärkeren Völkern oder Volksstämmen, Beuteluft, Eroberungsluft eines Herrschers u. s. w.) ihren bisherigen Wohnsitz und siedeln sich anderswo (Gegend, Land, Erdteil) dauernd an („Verziehen" — „Auswanderung"); — einzelne Personen, besonders Männer, verzichten darauf, eine Familie, zum Teil auch, eine eigene feste „Häuslichkeit" zu haben, um ausschließlich irgend einer (wirklich oder vermeintlich) „höheren" Aufgabe ihr Leben zu widmen (Propheten, Religionsstifter, Denker, Forscher, besonders Entdeckungsreisende; die römisch-katholische, ein Teil der russisch- und

griechisch-katholischen Geistlichkeit [die sog. schwarzen Kleriker], christliche und nicht-christliche [muhammedanische und buddhistische] Mönche u. s. w. — Frauen: die römischen Vestalinnen, die christlichen Nonnen u. s. w. — vgl. S. 84), andere leben nur ihrer Familie, wieder andere nur sich und ihrem Vergnügen; — manche Menschen erwerben ihren Unterhalt (für sich und event. ihre Familie), statt durch (nutzbringende) Arbeit, auf Unkosten der anderen, arbeitenden, sei es durch (professionelles) Betteln, sei es durch Stehlen, Rauben, Schwindeleien (betrügerische Kaufgeschäfte, falsches Spiel, „Gründungen" u. s. w.), „Wucher", „Kuppeln" (überhaupt Vermitteln von Gelegenheit zur ungeordneten [außerehelichen] Befriedigung der Geschlechtslust [„Ausschweifung" — besonders in großen Städten und Hafenplätzen]) oder auf sonst eine gemeinschädliche („verbrecherische") Weise (vgl. w. u. unter e. „die öffentliche Moral und das Verbrechertum"); — manchen Menschen gegenüber sieht sich das „Gemeinwesen" (res publica, der Staat, die Obrigkeit, als Vertreterin desselben) genötigt, ihre freie Wirksamkeit, sei es wegen einer einzelnen das bestehende Recht (s. w. u. unter c. „das Recht") verletzenden Handlung („Vergehen", „Verbrechen" — s. w. u. unter e. „die öffentliche Moral und das Verbrechertum") zeitweilig (Haft, „Freiheitsstrafen") zu unterbrechen, sei es wegen grober Gefährdung der öffentlichen Sicherheit dauernd zu verhindern („lebenslängliches Gefängnis oder Zuchthaus", „Zwangsarbeit auf Lebenszeit", Todesstrafe; eine besondere Art, sich eines Verbrechers zeitweilig oder für immer zu entledigen, ist die jetzt nur noch in Frankreich, Rußland und Englisch-Indien übliche Deportation [= Verschickung, „zwangsweise Auswanderung" — nach einem bestimmten, weitentfernten, dem betreffenden Staate gehörigen Gebiete behufs Zwangsarbeit oder einfacher Ansiedelung in demselben — „Verbrecherkolonien"]; eine andere, früher allgemein übliche Art, sich gemeinschädlicher oder auch nur mißliebiger Personen zu entledigen, war die „Landesverweisung" [Verbannung], bei Kulturvölkern jetzt nur noch in der Form gebräuchlich, daß der Betreffende

[falls Verbrecher, nach verbüßter Strafe] nach seinem Heimatslande hin über die Grenze gebracht wird [„Schub"]), anderen gegenüber, sie zwangsweise zu nützlicher Thätigkeit anzuhalten (Arbeitshäuser, Besserungsanstalten für „Arbeitsscheue" — „Korrigenden"), wieder anderen gegenüber, sie wegen vorübergehender oder dauernder Notlage (Krankheit, Arbeitslosigkeit, Alter, Armut — Krüppel, z. B. Blinde, Verstümmelte — „Geisteskranke") zeitweilig (bis zu eventueller Besserung des Zustandes oder der Lage) oder auf die Dauer, sei es in ihrer Häuslichkeit (aus „öffentlichen Mitteln") zu unterstützen (öffentliche Kranken- und Armenpflege) bzw. ganz zu unterhalten, sei es durch Unterbringung in besonderen „Anstalten" (Krankenhäusern, Armenhäusern, Asylen — Irrenhäusern) zu versorgen; — einzelnen Menschen gelingt es, sich durch Tüchtigkeit (besondere Begabung [Talent], Bildung, Charakter, Fleiß, geschickte Benutzung der Umstände u. dgl. m., doch genügt oft schon einer oder einzelne der genannten Faktoren) oder „Glück" (Gunst der Umstände, besondere „Glücksfälle", z. B. Erbschaften, Erfindungen [meist allerdings zugleich Ergebnisse eigener Anstrengung, auch nicht immer gewinnbringend für den Erfinder selbst], Auffindung gewinnbringender Erzgänge, Lotteriegewinne u. dgl. m.) oder durch beides zugleich, oft auch durch unlöbliche oder geradezu verwerfliche Mittel („Strebertum", Gesinnungslosigkeit nach oben hin, meist verbunden mit Härte nach unten hin, Hartherzigkeit in der Ausnutzung der zu Gebote stehenden Kraft [der eigenen wie der der Umgebung: Angehörige, Untergebene — Vieh], rücksichtslose Ausbeutung gegebener Verhältnisse [z. B. Napoleon I. — Wucherer], Schwindeleien [z. B. „Gründungen"], Verbrechen [z. B. Erbschleicherei, Meineid, Mord u. s. w. — nur für den Fall, daß, und nur für so lange, als sie unentdeckt bleiben]) aus (verhältnismäßig) niedrigen Verhältnissen zu einer besseren (äußeren) Lebenslage oder gar zu hoher und höchster Machtstellung emporzuschwingen, andere dagegen sinken aus bevorzugter oder wenigstens besserer Lebensstellung durch eigene Schuld (Trägheit, Laster [z. B. Trunksucht, Spielsucht,

geschlechtliche Ausschweifung u. s. w.], gewagte Spekulationen, falsche Maßnahmen u. s. w.) oder „Unglück“ (Unfähigkeit [soweit nicht selbstverschuldet], ungünstige allgemeine Verhältnisse [Krieg, Revolution, Geschäftskrisen, „Krache“ u. s. w.], Naturkatastrophen u. s. w. — s. w. u. unter e. „Kalamitäten“) oder einzelne „Schicksalsschläge“ (Krankheit, Todesfälle, Verluste u. dgl.) oder durch Schuld anderer Menschen (Angehöriger: Verschwendung, „schlechte Wirtschaft“ — fremder: Übelwollen, Verbrechen, z. B. betrügerische Bankerotte, Diebstahl u. s. w.) oder endlich auch infolge eigener Gewissenhaftigkeit und Überzeugungstreue (besonders bei politischen und religiösen Konflikten) in eine minder günstige Lage oder ganz in Dürftigkeit („an den Bettelstab gebracht werden“) und Elend hinab — und mancherlei andere Abweichungen von dem regelmäßigen Verlaufe eines einzelnen Menschenlebens mehr.

Wir haben bisher „das (menschliche) Leben“ vorwiegend mit Rücksicht auf den einzelnen (erwachsenen) Menschen betrachtet; dasselbe verläuft aber zugleich in großen Gesamtzügen, die zwar immer mehr oder weniger Einzelpersonen betreffen, ja die ohne diese Einzelpersonen überhaupt nicht sein würden (menschliches Leben ist eben nur, wo und sofern Menschen d. i. menschliche Einzelindividuen dabei beteiligt sind), denen man aber nicht gerecht wird, wenn man sie nicht zugleich unter allgemeinere Gesichtspunkte zusammenfaßt, sie gleichsam von einem höheren (das einzelne Menschendasein überragenden) Standpunkte aus überschaut. Wir werden diese Gesamtbilder (Gruppen zusammengehöriger Erscheinungen: Zustände, Einrichtungen, Vorgänge u. s. w.) in aller Kürze, doch mit Hervorhebung des Charakteristischen in ihnen, rasch hintereinander vorführen, und zwar zunächst solche „Erscheinungen“, die die (leiblich-seelisch-geistige) Existenz des Menschen überhaupt (seine „materielle Existenz“, als die Grundlage seines Lebens überhaupt), und sodann solche, die vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, seine geistige Existenz betreffen.

Zu den „Gesamtbildern“ der ersteren Art gehören zunächst eine Reihe allgemeiner oder wenigstens allgemeinerer (öffentlichen) „Angelegenheiten“, von denen in höherem oder geringerem Grade „Wohl und Wehe“ aller dabei (näher oder entfernter, direkt oder indirekt) Beteiligten abhängt, die daher „die Gemeinschaft“ lebhaft interessieren, zum Teil gelegentlich gewaltig aufregen, und denen gegenüber die Einzelnen zunächst innerlich (in ihren Gedanken: Ansichten, Überzeugungen — Gefühlen: Sympathie oder Antipathie, Befürchtungen, Hoffnungen, Wünschen — Willen: Bestrebungen, Absichten, Entschlüssen) — mehr oder weniger entschieden — „Stellung nehmen“, unter Umständen — je nach Lage der Sache — wenigstens zum Teil (je nach Eigenart und persönlichen Verhältnissen), diese ihre innerliche „Stellung zur Sache“ auch äußerlich mit Wort und That („Opfern an Zeit und Geld“ — Agitation: Versammlungen, Reden — Zusammenrottung — „Gewaltmitteln“ [zu Angriff und Abwehr]: Waffen, Barrikaden, Sprengstoffen [besonders in neuester Zeit]) vertreten („verfechten“) und zur Geltung zu bringen (ihre „Auffassung von der Sache“ zur allgemein gültigen und allein maßgebenden zu machen, event. ihre Forderungen durchzusetzen, ihre „Ideale“ bzw. „Träume“, „Utopien“ zu verwirklichen) suchen:

a) lokale bzw. kommunale Interessen („brennende Fragen“, „Lebensfragen“ lokaler Natur) in Dorf und Stadt, event. einer Gegend – Dorf: Anlage von Wegen bzw. Straßen, gemeinsame landwirtschaftliche Fragen (z. B. Dreifelderwirtschaft, Konsolidation, Drainierung, Wiesenregulierung, Waldfragen), Baufragen, Wahlfragen, öffentliche Sicherheit (z. B. Schutz gegen Brandstiftung durch „Bürgerwachen“) u. s. w. — Stadt: Verkehrsangelegenheiten (Landstraßen, Eisenbahn, Postverbindungen, Straßen und Plätze, Bauten und sonstige Anlagen für Wasser, Beleuchtung, Abfallstoffe [Kanalisations-, Abfuhr-System]), Nahrungsmittel, Schulen, kirchliche Fragen, städtische Wahlen,

Armenpflege, Kunstpflege (Musik, Theater), Verschönerung (Promenaden, Denkmäler u. s. w.), öffentliche Feste u. s. w.

b) Standesinteressen: Vereinigungen der mannigfachsten Art, verbunden mit „Agitation" (im weitesten Sinne des Wortes) für oder gegen dieselben (bei ihrer Entstehung) sowie in denselben, z. B. Bauern (incl. Gutsbesitzer): Vereine („Bauernvereine" — erst in neuester Zeit) behufs Regelung der Erbschaftsverhältnisse („Höferolle" in Westfalen) und Sicherung gegen „Güterschlächterei", Agitation für Zölle auf ausländische Nahrungsmittel (Getreidezoll, Fleisch- u. s. w. -zoll), Partei der „Agrarier" (Großgrundbesitzer — in Preußen) u. s. w.; Handwerker: Vereine („Handwerkervereine"), Innungen (früher: „Zünfte"), gemeinsamer Verkauf („Gewerbehallen") u. s. w.; Beamte: Wittwenkassen, Agitation für Gehaltsverbesserung, Konsumvereine u. s. w.; „Arbeiter" (richtiger: Fabrikarbeiter — oder überhaupt: erwachsene unselbständige Handarbeiter): Vereine zu gegenseitiger Unterstützung (Krankenkassen, Sterbekassen, Konsumvereine), Agitation für Lohnerhöhung und Kürzung der Arbeitszeit (die modernen „Strikes" = Arbeitseinstellungen), lokale, nationale und internationale Verbindungen sozialrevolutionären Charakters (behufs Besserung der ganzen sozialen Lage „der Arbeiter", „des vierten Standes" — die Sozialdemokratie, „die rote Internationale", die Pariser Commüne 1871 — die moderne „Arbeiterfrage", „die soziale Frage der Gegenwart") u. s. w.; Sklavenaufstände (in alter und neuer Zeit, z. B. im römischen Reiche, in Amerika u. s. w.); der Bauernkrieg (im 16. Jahrh., in Deutschland), die „Fenier" (in Irland: Auflehnung der irischen Gutspächter und Tagelöhner gegen die englischen Gutsherren), die sozial-revolutionäre Bewegung unter den Letten und Esthen (in den russischen Ostseeprovinzen — gegen die deutschen Grundherren und Pastoren) u. dgl. m.

c) das politische Leben: die staatliche Zusammengehörigkeit und das gemeinsame Interesse an den „öffentlichen Zuständen“: allgemeine und spezielle politische Fragen: 1. allgemeine: Agitation für oder wider eine bestimmte Staatsform (Monarchie: absolute [in Europa nur noch in Rußland], konstitutionelle [besondere Form: „Parlamentarismus“, in England]; Republik) oder einen bestimmten Herrscher (bzw. Dynastie — Throninhaber oder -prätendenten), mehr oder weniger zusammenfallend mit „Verfassungspolitik“ (in Monarchien: Agitation für oder wider Einführung einer Verfassung, Aufrechthaltung bzw. Abänderung der bestehenden Verfassung); Revolutionen (von oben: „Staatsstreich“, meist von unten [„Revolution“, im gewöhnlichen Sinne] — besonders die englische im 17. und die französische im 18. Jahrhundert; moderne „Umsturzparteien“: der „Nihilismus“ in Rußland, „die rote Internationale“ [s. w. o. unter b.], die Partei der „Anarchisten“ [in Österreich, Deutschland, Frankreich und anderen Ländern Europas]); das Interesse an dem jeweiligen Gesamtgange der Regierung („Regierungssystem“: liberal [= in freiheitlichem Sinne voranschreitend], reaktionär [= rückschreitend]; politische Parteien: konservativ [= das Bestehende festhaltend — Nebenform: reaktionär = konservativ mit rückschrittlicher Tendenz], liberal [= zu Besserem voranschreitend — Nebenform: fortschrittlich = liberal mit destruktiver d. h. alles Bestehende prinzipiell anfeindender Tendenz], Mittelparteien); Wahlen und Wahlagitation (in den konstitutionellen Monarchien der Neuzeit und in den Republiken, in letzteren besonders die Wahl der oder des obersten Beamten [Konsuln, Präsident]) — 2) spezielle politische Fragen: Steuerwesen, Zollwesen, Justiz-, Schul-, Militär-, Medizinal-, Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, Münzwesen (Münzfuß, Währung [Silber-, Doppel-, Goldwährung], Münzverträge — „Münzpolitik“), Landwirtschaft, Wald, Jagd, Fischerei u. s. w.

Kirchenpolitik (Stellung des Staates zu den auf seinem Territorium vertretenen religiösen Gemeinschaften); Interesse für oder wider eine einzelne Maßnahme der Regierung (sei es in Bezug auf die ein spezielles Gebiet regelnde Gesetzgebung [Erlaß bzw. Vorschlag eines neuen oder Abänderung bzw. Aufhebung eines bestehenden Gesetzes oder Gesetzesteiles] oder in Bezug auf die Art der Ausführung eines [eine bestimmte Einrichtung bzw. ein bestimmtes Verfahren vorschreibenden] Gesetzes seitens der Centralbehörde oder eines ihrer Organe (Unterinstanzen — Lokalregierung]) oder eine Gruppe zusammengehöriger Maßnahmen und damit die ganze von der Staatsregierung in einer speziellen Angelegenheit eingeschlagene Richtung, besondere Parteigruppierung gegenüber der gerade vorliegenden („brennenden", „auf der Tagesordnung stehenden") oder gegenüber einer Frage der speziellen Politik überhaupt (z. B. Freihändler — Schutzzöllner, Agrarier [Verfechter der Sonderinteressen der Landwirtschaft, besonders der Großgrundbesitzer = Inhaber von „Latifundien"], „Ultramontane" [Klerikale, „Römlinge" — keine politische, sondern kirchliche Partei auf politischem Gebiete]) u. s. w.

An diese „gemeinsamen (Orts-, Standes-, Staats-) Angelegenheiten" („Interessen" = [wirkliche oder vermeintliche] Bedürfnisse und aus denselben sich ergebende Ziele [praktische „Ideale" bzw. „Utopien"] nebst den Maßnahmen zu ihrer Verwirklichung) schließen sich mehrere Gruppen allgemeinerer (ebenfalls über die Sonderexistenz der Einzelnen hinausgreifender) Lebensverhältnisse (Verpflichtungen, Thätigkeitsformen, Zustände, Einrichtungen, Übelstände, günstige Umstände u. s. w.), die gleichfalls die Gesamtexistenz der Einzelnen (ihr „Wohl und Wehe"), und vielfach noch direkter und näher als die genannten „gemeinsamen Angelegenheiten", beeinflussen:

a) „öffentliche Lasten": Steuern: kommunale, staatliche und kirchliche, „indirekte Steuern", Militärpflicht, öffentliche

Dienstleistungen in besonderen Notfällen (z. B. bei Feuers- oder Wassersnot: Arbeit, Wachdienst; zur Aufrechterhaltung der Ordnung in „unruhigen" Zeiten: „Bürgerwehr") —

b) „Handel und Wandel": Arten und Mittel des öffentlichen Verkehrslebens: Reisen (zu Land und zu Wasser), Übermittelung von Nachrichten, Transport von Waren — Straßen, Brücken, Karawanen, Schiffahrt (Kanäle — die für den internationalen Verkehr wichtigsten: der Kanal von Suez in Ägypten [nach 10jähriger Arbeit vollendet 1869, Erbauer: der Franzose Ferdinand de Lesseps, Baukosten: ca. 500 Mill. Francs, Länge: 160 km] und der noch im Bau begriffene Kanal von Panama in Mittelamerika [begonnen 1880, Erbauer ebenfalls Lesseps, Länge 73 km]; Häfen), Post (Boten-, Reit- und Fahrpost), Eisenbahnen (die größten [einheitlichen] „Strecken": die Pacific-Bahnen in Nordamerika, vom Atlantischen zum Stillen Ocean: über 5000 km, kürzeste Fahrzeit zwischen New-York und San Francisco 7 Tage [die erste 1869, die bis jetzt letzte 1883 eröffnet]; Tunnels — die größten in Europa: der Mont-Cenis- und der St. Gotthard-Tunnel [1872—81 erbaut], außerdem noch besonders bemerkenswert der Severn-Tunnel in England [unter dem Severnfluß unweit Bristol — nahezu 7000 m lang, nach 13jähriger Bauzeit vollendet 1885]), Telegraph, Telephon; Herbergen (Gastfreundschaft; öffentliche Wirtschaften und Gasthöfe) — Handel (Tauschhandel; An- und Verkauf von Handelsartikeln): kaufmännische Geschäfte en gros und en détail, am Ort und nach auswärts, überseeische Geschäfte, Import und Export, Warengeschäfte und Geldgeschäfte (Geldsorten, Wechsel u. s. w.) — das Geld (konventioneller Wertmesser für alle Handelsartikel, in engerem oder weiterem Umkreis gültig, meist aus Metallstücken bestehend [namentlich werden die Edelmetalle Gold und Silber wegen ihres hohen Eigenwertes, ihres schönen Glanzes und ihrer Dauerhaftigkeit bei nicht zu großer Härte dazu ver-

wendet] — andere „Wertmesser“ bei weniger oder gar nicht civilisierten Völkern bzw. im Verkehr zwischen solchen und höher Kultivierten: Stücke Vieh [das lateinische pecunia „Geld“ von pecus „Vieh“], Kauri-Muscheln, Theeziegel, Glasperlen u. s. w.), „Papiergeld“ (Anweisung auf eine öffentliche Kasse oder Bank: „Banknoten“ [seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts], Check — besonders die Staatskasse: „Kassenanweisungen“), Wechsel (kaufmännische Schuldscheine auf kürzere Fristen und ohne Zinsen — seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts, zuerst in Italien), Wertpapiere (Schuld- bzw. Anteilscheine [„Aktien“] d. i. Bescheinigungen über Anteil an öffentlichen Unternehmungen und Besitztümern — Pfandbriefe [von öffentlichen Konsortien gegen Verpfändung von Immobilien ausgestellte Kreditbriefe]) — Warendepots, Kaufhallen, die Börse (Centralstelle für bestimmte Geschäfte an einem bestimmten „Platze“, z. B. Getreidebörse, Petroleumbörse, Fondsbörse — oder für größere Geld-, Wechsel-, Wertpapier- und Warengeschäfte [wirkliche und fingierte: „Differenzgeschäfte“] überhaupt), Banken (Geschäfte bzw. Staatsanstalten zum Umsetzen von Geld, Wechseln und Wertpapieren sowie zur Hinterlegung und Entnahme von „Werten“ [in Geld- und Papier] — die erste Bank 1609 in Amsterdam errichtet) —

c) die Technik: Anfertigung von Geräten zu Arbeit, Kampf, Verkehr, Vergnügen, wissenschaftlichen Zwecken u. s. w., künstliche Gewinnung von Stoffen zu Nahrung, Genuß oder weiterer Verarbeitung, Herstellung von Stoffen oder Gegenständen des Gebrauchs. — Die Anfänge der Technik reichen in die früheste Zeit des Menschengeschlechts zurück (Geschichte, Sage, Denkmäler, Funde über und in der Erde, besonders die „Höhlenfunde“, die „Kjökkenmöddings“ auf der Jütischen Halbinsel, die Pfahlbauten in den Schweizer- und anderen Seeen) und finden sich heute auch bei den rohesten Völkern, ja die unentbehrlichsten Werkzeuge (z. B. Messer, Hacke,

Speer, Schlauch, Topf, Spindel) und Lebensbedürfnisse (Brot, Gewebe, Leder — der Bau von Wohnungen, Brücken, Flößen, Kähnen) sind hochwichtige Erfindungen, die die heutige Menschheit überall einer grauen Vorzeit verdankt. Aber auf keinem Gebiete menschlicher Lebensbethätigung zeigt sich deutlicher als hier der ungeheure Fortschritt der Kulturmenschheit: z. B. von der einfachen Holz-, Rohr- oder Lehmhütte der urzeitlichen Menschen und der heutigen Wilden bis zu den mit allem Comfort und Schmuck ausgestatteten Prachtbauten unserer Tage (Wohnungen: Privathäusern, Schlössern, Villen u. s. w., besonders auch öffentlichen Gebäuden: Rathäusern [z. B. das neue Hôtel de Ville in Paris], Kirchen [besonders „Domen", z. B. der Kölner Dom], Theatern, Opernhäusern [z. B. Le Grand-Opéra in Paris], Ministerial-, Justiz- [z. B. das neue Palais de Justice in Brüssel], Post- u. s. w. Palästen, Börsen, Ausstellungsgebäuden [aus Stein, Eisen und Glas] u. s. w. u. s. w.) — von dem rohen Holzstamme, der zur Überschreitung eines Wassers diente, zu den Riesenbrücken, die die heutige Technik frei und leicht und doch solid aus Eisen konstruiert (z. B. die drei großartigsten Brückenwunder der Gegenwart: die Brücke bei Montreal in Canada über den St. Lorenzstrom [1851—57 erbaut; Länge 2637 m, 25 Bogen, Spannung des Mittelbogens 106 m lichte Weite; die Brücke selbst bildet eine ungeheure eiserne Röhre, gleichsam einen in der Luft schwebenden Tunnel], die Brücke über den Firth of Forth bei Edinburg [2465 m lang, Spannung der beiden Hauptjoche 521 m] und die von Johann Röbling geplante und von seinem Sohne Washington Röbling in 12 Jahren [1871—83] erbaute East-River-Brücke zwischen New-York und Brooklyn [Länge 1826 m, Mittelspannung 486 1/2 m, Tragfähigkeit ca. 49 Million kg]) — von dem Floß der Urzeit bis zu den modernen Schiffskolossen, die kühn die fernsten Oceane befahren — von den kümmerlichen, unser Mitgefühl

herausfordernden Geräten unserer Voreltern (aus Holz, Stein, Horn, Thon, Bronze [9 Teile Kupfer und 1 Teil Zinn], Eisen), mit denen sie, vielfach unter den schwierigsten Verhältnissen, ihren nächstliegenden Bedürfnissen abzuhelfen wußten, bis zu dem Reichtum an Erzeugnissen menschlichen Scharfsinns und menschlicher Geschicklichkeit für alle Seiten eines hochkultivierten Daseins, die uns heutzutage das Leben erleichtern und verschönern: Maschinen für die verschiedenartigsten Verrichtungen (für Hand-, Wasser-, Dampf- u. s. w. betrieb — z. B. Hand-, Wasser-, Wind- und Dampfmühlen; Spinn- und Web-, Näh- und Strickmaschinen; Dampfpflug, Mähmaschinen u. s. w.), Uhren zur Bestimmung der Zeit, Thermometer und Barometer zur Bestimmung des Wetters, wissenschaftliche Instrumente der kompliziertesten Art (für die Naturforschung [besonders das Mikroskop], die Physik [Fallmaschinen, Apparate zum Messen von Druck, für die Optik, die Lehre von der Elektrizität u. s. w.], für die Astronomie [Fernrohre, Teleskope, Apparate zum genauen Messen der Zeit, des Lichts u. s. w., zur Spektralanalyse u. s. w.], für die Mechanik u. s. w.), Vorrichtungen zum Feueranzünden (Streichhölzer), zum Heizen (Öfen, Luft- und Wasserheizung) und zur Beleuchtung (Lampen, Gas, elektrisches Licht), zum Messen und Wägen, für den Verkehr (Segel- und Dampfschiffe, Eisenbahn, Luftballon — Telegraph und Telephon, Rohrpost u. s. w.), für den Kultus (die Glocken [um 400 n. Chr. von Bischof Paulinus zu Nola in Campanien erfunden, seit dem 7. Jahrh. im Abendlande gebräuchlich], die Orgel [die erste im 8. Jahrh. aus der griechischen Kirche nach dem Abendlande gekommen, als Geschenk des griechischen Kaisers an Pipin den Kurzen] u. s. w.), die Kunst (z. B. Musikinstrumente: Klavier, Geige u. s. w.), zum Schreiben (z. B. die Stahlfeder — erfunden von dem Engländer Mason † 1881), zur Erleichterung geistiger Arbeit (z. B. die Rechenmaschine, Instrumente mit Selbstkontrole u. s. w.), für das

Vergnügen (Spiele aller Art, Schlittschuhe, Velociped, Karoussel u. s. w.) — von den rohen Waffen der Vorzeit und der heutigen Wilden (Steinaxt, Keule, Speer, Bogen u. dgl.) bis zu den weittragenden und sichertreffenden Schußwaffen und überhaupt dem ganzen Kriegsapparat der Gegenwart zu Angriff und Abwehr zu Lande und zu Wasser (z. B. Panzerschiffe, Torpedos u. s. w.); — welcher Fortschritt ferner in der Kochkunst, in der Herstellung von Getränken (Brennereien, Brauereien u. s. w.), von Bekleidungsgegenständen (Tuchfabriken, Gerbereien u. s. w.) und sonstigen Verbrauchsartikeln (Glas, Papier, Zucker [besonders Rohr- und Rübenzucker], Seife, Lichter, Pulver, Dynamit [1867 von dem schwedischen Ingenieur Nobel erfunden; Bestandteile: 75 Teile Nitroglycerin und 25 Teile feinkörniger Quarz], Tabak und Cigarren, Metalle [Bergwerke, Schmelzhütten, Walzwerke u. s. w.], Salz [Salinen, Salzbergwerke, z. B. in Wieliczka in Polnisch-Galizien]) u. s. w.! — Zwar hat auch die Vergangenheit bereits großartige technische Leistungen, z. B. auf dem der Baukunst und der bautechnischen Mechanik (alte Riesenbauten in Ägypten, Indien, Vorderasien, altrömische Bauwerke im Abendlande, die Burgen und Dome des Mittelalters u. s. w.), aufzuweisen, aber im ganzen ist doch die Gegenwart allen voraufgegangenen Zeitaltern technisch weit überlegen. — Maßnahmen zur Förderung der Technik: Schulen, Vereine, Mustersammlungen, gewerbliche Museen, Ausstellungen (Lokal-, Provinzial-, Landes- u. Weltausstellungen [die 1. Weltausstellung 1851 in London]) —

d) Gesundheitspflege, Erholung und Vergnügen: Ausruhen (die verschiedenartigsten Vorrichtungen zum Sitzen und Liegen: Stühle, Bänke, Sessel, Sophas — Betten, Hängematten), Spazierengehen bzw. -reiten und -fahren (öffentliche Promenaden: Anlagen, Gärten, Parks — botanische und zoologische Gärten), Baden (Badeanstalten, Flußbäder, Seebäder, Badeorte [„Bäder"] für Kranke und Gesunde),

Schwimmen (Schwimmanstalten), Schlittschuhlaufen, Turnen (Turnplätze und -hallen, Turnvereine, Turnfeste), Ausflüge und Reisen (zu Fuß, reitend und fahrend — die verschiedenartigsten Verkehrsmittel, Vorkehrungen zur Verpflegung und Unterkunft unterwegs und an Ort und Stelle [Wirtshäuser, Gasthäuser], Anlage von Wegen nach „schönen Punkten" und Ausschmückung derselben [Verschönerungsvereine], Zugänglichmachung interessanter Gebirgsgegenden und besonderer „Punkte" darin [z. B. Alpen: Wege, Führer, Träger, Reittiere, Rigibahn — Alpenklub]), Aufenthalt in Badeörtern, „Sommerfrischen" u. s. w., Spielen im Freien und in geschlossenen Räumen (Spiele [für Erwachsene] der verschiedensten Art: α) körperliche: Ballspiele, Cricket und Crocket der Engländer [Ballhäuser im Mittelalter und später], Kegelspiel, Wett- und Kampfspiele [Laufen, Ringen, das englische Boxen, die Schwingfeste in der Schweiz, die gymnastischen Spiele der alten Griechen u. s. w.], Wettrennen [heutzutage weniger als Leibesübung für die Reiter — meist Jockeys — denn als Mittel, die Tüchtigkeit der Pferde zu erproben, und weiterhin, die Pferdezucht zu heben, sowie als „Sport" = aufregende Unterhaltung — wobei es auf die Ehre des Sieges an sich, die Geldeinsätze, den Gewinn in den Wetten auf den mutmaßlichen Sieger ankommt, üblich], Waffenspiele [z. B. Scheibenschießen, Schützenfeste u. dgl.], ferner Tanzen [die rhythmische Bewegung des Tanzes ist der natürliche Ausdruck freudig erregter Gefühle, daher natürlich nur, wo solche Gefühle obwalten, z. B. namentlich bei Liebenden, überhaupt bei der Jugend, in höherem Alter nur in Stunden besonderen Frohsinns, wo man „wieder jung wird", ferner bei religiös oder kriegerisch Erregten: religiöse Tänze, „Kriegstänze" — letztere nur bei wilden Volksstämmen, erstere dagegen auch bei nichtchristlichen Kulturvölkern] u. s. w. — β) geistige: Kartenspiele [seit 1392, Karl VI. von Frankreich], Domino,

Schach, die verschiedenen Arten des Lottospiels, das Literaturspiel, Rätselraten, Karten- und andere „Kunststücke", „lebende Bilder", Liebhabertheater u. s. w. — γ) Hazardspiele*: Lotterie, Roulette u. s. w.), die Jagd („noble Passion", „Sport") — gesellige Unterhaltung (bei Besuchen, in Privatgesellschaften, öffentlichen und Vereinslokalen u. s. w.), Musik (Singen, Instrumentalmusik [privatim: besonders Klavier-, Geigen-, Flöten-, Cellospiel und Hornblasen; öffentlich: meist mit Vokalmusik verbunden — Konzerte], Oper [seit dem 17. Jahrhundert]), Theater**, Festlichkeiten (Feste [private, z. B. Hochzeiten, lokale, z. B. Kirchweihen, Jubiläen, nationale, z. B. Gedenkfeste], Festfahrten, Festessen), „Genüsse" (leibliche, die aber zugleich mehr oder

---

* Die Hazardspiele kommen hier nur als „Spiele", d. h. insofern in Betracht, als die Aussicht auf Gewinn, die sie eröffnen, das Gemüt in eine angenehme und — innerhalb gewisser Grenzen — wohlthuende Spannung versetzen bzw. der ganze Vorgang des Spiels „unterhält" („amüsiert"); sofern Leidenschaft (Spielsucht, Spielwut) damit verbunden ist oder dadurch genährt wird oder Verluste dabei möglich sind, die für den Spielenden eine empfindliche Schädigung seiner Vermögenslage und damit seiner sittlichen Verpflichtungen konstituieren oder gar seine ganze Existenz in Frage stellen würden (z. B. das Spielen der alten Germanen um „Hab und Gut" und um die eigene Freiheit, das neuzeitliche Glücksspiel in öffentlichen [jetzt nur noch zu Montecarlo im Fürstentum Monaco unweit Nizza] und geheimen [besonders in großen Städten] „Spielhöllen", das so oft zu Selbstmord führt), fällt das Hazardspiel unter den Gesichtspunkt der Sittlichkeit (s. w. u.), wenn weitverbreitet (z. B. das öffentliche Lottospiel in Italien und Österreich) unter den der „öffentlichen Moral" (s. w. u.), falls es mit den bestehenden Gesetzen kollidiert, unter den des Vergehens bzw. Verbrechens (s. w. u.).

** Der bildende, besonders auch moralisch-bildende, Einfluß des (guten) Theaters soll damit, daß dasselbe hier unter der Rubrik „Erholung bzw. Vergnügen" mit aufgeführt ist, nicht geleugnet werden (vgl. weiter unten unter f. „Kunst"), doch sind die Motive, weshalb man ins Theater geht, nur in den weniger zahlreichen Fällen andere als: „sich zu vergnügen, zu unterhalten, zu zerstreuen, zu erheitern, geistig zu erfrischen" — mit einem Worte: zu genießen.

weniger auf das Seelisch-Geistige im Menschen einwirken): α) Essen: besondere „Leckereien" (Gourmet), β) Trinken: Spirituosen, z. B. Wein, Bier u. s. w., γ) Rauchen: Tabak, Opium, Haschisch u. s. w., δ) Schnupfen: Schnupftabak, ε) Kauen: Tabak, Betel (in Indien: ein weißes Gemisch aus Kalk und Betelnuß) u. s. w., ζ) Geschlechtsgenuß: ehelich (Goethe's Wort von der Nacht in „Hermann und Dorothea") oder außerehelich* (Unzucht, Notzucht, Mätressen, „öffentliche Dirnen", „öffentliche Häuser" [seit dem 13. Jahrhundert]) u. s. w. —

e) „Kalamitäten" und Schutzmittel dagegen: herrschende Krankheiten (Endemien und Epidemien) unter Haustieren („Seuchen", z. B. Klauenseuche, Rinderpest, Milzbrand u. s. w. — Töten der infizierten Tiere, Absperrung einzelner Örtlichkeiten, ganzer Landstriche und Länder: Einfuhrverbot, Grenzkordon) und Menschen (Blattern, Pest [in Europa, abgesehen vom Altertum, zum erstenmal 1348 aufgetreten, hat damals 6 Jahre hintereinander gewütet und 25 Mill. Menschen weggerafft — „der schwarze Tod"], Cholera [aus Indien, „asiatische Cholera" — im westlichen Europa zum ersten Male 1831], Diphtheritis u. s. w. — Isolierurg der Kranken in ihren Wohnungen oder in Krankenhäusern bzw. besonderen Lazareten [„Baracken"], Desinfektion der infizierten Wohnungen, Kleider u. s. w., Impfen [gegen die Blattern], Sperre zu Land und zu Wasser [Quarantäne] u. s. w.), Brände (Feuerspritzen, Feuerwehr — Feuerversicherung), Überschwemmungen (Dämme, Wasserwehr [Deichwehr], Nachrichtendienst), Blitzschlag (Blitzableiter), Lawinen (im Hochgebirge, z. B. den Alpen — „Bannwald"), Sturm und

* Die sittliche Qualität des außerehelichen Geschlechtsgenusses kommt an dieser Stelle nicht in Betracht; es handelt sich hier lediglich darum, das Thatsächliche der Welt in Beziehung auf „Genüsse" (Vergnügen) genau und möglichst vollständig zu konstatieren.

Orkan (Verwüstungen an Bäumen, Gebäuden, Schiffen, Dämmen, Hafenbauten, Verlust von Menschenleben — Schutzmittel: direkte: für Menschen und Vieh: sicheres Obdach, für Bauwerke incl. Schiffe: solide Konstruktion, für letztere außerdem: geschicktes „Manövrieren"; indirekte: Wetterberichte der meteorologischen Stationen [die Meteorologie durch den französischen Astronom Leverrier 1855 begründet — jetzt die regelmäßigen Wetterberichte in Europa und Amerika allgemein eingeführt], öffentliche Warnungen vor Sturm, Sturmsignale an den Küsten — für Schiffe außerdem: Versicherung gegen Unfälle überhaupt), Hagelschlag (Versicherung gegen Hagelschaden), anhaltende Dürre oder Nässe (Folge: Mißernten, „Notstand" — Schutzmittel: Vorräte, Bezug von Nahrungsmitteln aus anderen Gegenden bzw. Ländern, Staatshülfe, freie Liebesthätigkeit), überhandnehmendes Ungeziefer (z. B. Mäuse, Maikäfer, Heuschrecken, Coloradokäfer [in Amerika], Phylloxera [Reblaus], Blutlaus [an Apfelbäumen] und andere Insekten — Folgen: teilweise Mißernten, Zerstörung der Weinberge bzw. Apfelbäume u. s. w. — Schutzmittel: Vertilgung der „Schädlinge", freilich wenig zulänglich; Ausrottung der infizierten Weinstöcke, Verbot der Einfuhr von Reben u. s. w. aus infizierten Gegenden, event.: Unterwassersetzen der infizierten Weinberge), Erdbeben (Zerstörung ganzer Ortschaften, Verlust an Menschenleben [bei dem Erdbeben in Lissabon 1755 wurden 60 000 Menschen vom überflutenden Meere verschlungen] — keine Schutzmittel, außer Holzbauten in besonders bedrohten Gegenden), vulkanische Katastrophen (z. B. der Ausbruch des Vesuv 79 n. Chr., durch den die 3 Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiae zu Grund egingen), Bergstürze (im Hochgebirge, z. B. der Goldauer Bergsturz in der Schweiz 1806, durch welchen Goldau und 3 andere Dörfer verschüttet wurden und 457 Menschen umkamen) — Geschäftskrisen

(Sinken der Preise infolge verminderter oder ganz mangelnder Nachfrage oder voraufgegangener „Überproduktion", im ersteren Falle Folge anderweitiger Kalamitäten, z. B. eines Krieges — Stillstand bzw. Zusammenbruch einzelner Geschäfte, pekuniäre Verluste, Arbeitslosigkeit, Notstände), Handelskrisen (Stockung oder Stillstand des Handels [„Panik"] eines „Platzes" oder eines ganzen Landes, in einer einzelnen „Branche" oder überhaupt, infolge von anderweitigen Kalamitäten, z. B. einem Kriege, einer Mißernte u. s. w., oder infolge von Münz- oder Börsenoperationen oder infolge von Veränderungen in den Bezugsquellen oder den Handelswegen u. s. w. — die Folgen sind ähnliche wie bei den „Geschäftskrisen"), in kleinerem Maßstabe: der Zusammenbruch einer einzelnen großen Unternehmung (eines einzelnen Geschäftshauses [Handelshauses, Bankhauses, Fabrikgeschäftes] oder einer Aktiengesellschaft [„Krach": rapides Sinken der Kurse infolge schlechter Geschäftslage, Liquidation — in Deutschland besonders häufig um die Mitte der 70er Jahre bei den sog. Gründungen] oder eines „genossenschaftlichen" Unternehmens [Kreditverein oder dgl.]), an der „die Öffentlichkeit" („das Publikum") in weiteren Kreisen materiell beteiligt (Geld: Aktien, Einlagen) oder interessiert (Verdienst, sonstige Vorteile) ist (die schlimmen Folgen sind, nur in engerem Kreise, dieselben wie bei den Geschäfts- und Handelskrisen) — der Krieg mit all seinem Elend (α) für die davon betroffenen Gegenden bzw. Länder: Schrecken und [vielfach] Flucht der Bewohner, Stillstand der Arbeit und infolge davon Not, Verheerung des Landes, besonders Zerstörung von einzelnen Gebäuden und ganzen Ortschaften durch Brand und Geschosse, Einschleppung von Krankheiten, Verlust an Menschenleben, „Verrohung" der Bevölkerung [Verbrechen, Arbeitsscheu, Saufen u. s. w.] — β) für die kriegführenden Mächte: Strapazen, Verwundungen und

Verstümmelungen, Verlust an Menschenleben infolge von Krankheit und besonders im Kampfe [der grauenhafte Anblick eines mit verwundeten und toten Menschen und Pferden bedeckten Schlachtfeldes — die „Hyänen des Schlachtfelds"], Verlust an materiellem Gut und an Arbeitsertrag, „Verrohung" der Gemüter — γ) für den Besiegten: außer den genannten schlimmen Folgen noch: event. Verlust an „Land und Leuten", Kriegsentschädigung, das Gefühl der Schmach im Volksbewußtsein, das zu neuen Kriegen reizt [„Revanche-Gelüste"]. — Wenn auch diesen schlimmen Folgen des Krieges mancherlei gute, z. B. Entfaltung edler Eigenschaften: Mut, Tapferkeit, Ausdauer, Vaterlandsliebe, Mitgefühl [Fürsorge für die Kranken und Verwundeten — „Frauenvereine", Johanniterorden, „das rote Kreuz" — „Liebesgaben" u. s. w.] u. a., ferner Beseitigung gespannter und den gedeihlichen Aufschwung von „Handel und Wandel" niederhaltender internationalen Verhältnisse [„fauler Friede" — Vergleich des Kriegs mit einem die Luft reinigenden Gewitter], Aufrüttelung des „Volksgeistes", Schutz des Landes und seiner Güter [der materiellen und der geistigen: Freiheit, Ehre, Eigenart in Sitte, Sprache, Religion — Defensivkrieg], event. Gewinn an „Land und Leuten" [eine gute Folge nur, wenn dieselben dadurch von Druck befreit und einer höheren Kulturentwickelung zugeführt werden], Erweiterung der Kenntnis fremder Landstriche, ihrer Bewohner [Sprache, Sitten u. s. w.] und Erzeugnisse, Erschließung neuer Handelswege bzw. Anbahnung neuer Handelsbeziehungen [z. B. der Feldzug Alexanders nach Indien, die Kreuzzüge, die heutigen Kriege der Europäer in fremden Weltteilen] u. s. w., gegenüberstehen, so ist und bleibt doch der Krieg für die davon Betroffenen, und zwar sowohl für den siegenden wie für den besiegten Teil, im ganzen eine Kalamität [ein „notwendiges — d. h. unter den gegenwärtigen Weltverhält-

nissen nie ganz zu vermeidendes — Übel"], eine Abnormität im Völkerleben, und das Gegenteil, der Friede, der normale Zustand, daher Bemühungen, denselben zu erhalten bzw. wiederherzustellen [dem Kriege vorzubeugen bzw. denselben abzukürzen und zu beendigen], und zwar sowohl seitens der vor der Kriegsgefahr stehenden bzw. in Krieg verwickelten Mächte selbst: Diplomatie, Abstellung von begründeten Beschwerden der Gegenpartei, Beschwichtigung der öffentlichen Meinung [„Abwiegeln"] bzw. des Volkshasses durch die „öffentlichen Organe" [Zeitungen] und Ansprachen, Kriegsbereitschaft [„bewaffneter Friede" — Si vis pacem, para bellum], Bündnisse für den Kriegsfall — energische Kriegsführung, event. Bündnisse, Herbeiführung eines entscheidenden Sieges, Friedensanerbieten u. s. w. — als auch seitens anderer, ihnen benachbarter oder befreundeter, Mächte: „gute Dienste" [behufs Ausgleichung der obwaltenden Differenzen bzw. Anbahnung eines Friedensschlusses auf diplomatischem Wege], Bündnisse, Intercession [einer stärkeren Macht zu Gunsten einer der beiden kriegführenden Parteien oder überhaupt behufs Abkürzung oder Einschränkung des Krieges], Friedenskongresse u. s. w.); Revolution (eine Abnormität im öffentlichen Leben eines Volkes, mit gleichfalls vorwiegend schlimmen Folgen: Brachliegen der Arbeit, Rechtsunsicherheit, Unordnung [„Excesse" aller Art], Blutvergießen u. s. w. — etwaige gute Folgen: Abstellung öffentlicher Mißstände, Neuordnung der „öffentlichen Zustände" auf besserer Grundlage, Gelegenheit, Bürgertugenden [Liebe zu Ordnung, Uneigennützigkeit, event. Treue gegen das „angestammte Herrscherhaus", Liebe zu „Volk und Vaterland" u. s. w.] unter schwierigen Verhältnissen zu bethätigen, desgleichen, besondere Talente [Redner-, Führer-, Organisations- u. s. w. talent] zu entfalten u. s. w.), Bürgerkrieg (zwischen Teilen desselben Gemeinwesens: Stadt

[fällt mit Revolution zusammen], Staat: indem entweder [in Republiken und schwachen Monarchien] zwei Parteien um die Oberhand [Rechte, maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung und Regierung, event. Führung der letzteren] kämpfen oder ein Teil des Staatsganzen sich von demselben loszureißen sucht [= partielle Revolution] — die schlimmen Folgen ähnlich wie bei Revolution; etwaige gute Folgen: Freiheit des sich aus drückenden Verhältnissen losringenden Teiles [z. B. der niederländische Freiheitskrieg im 16., der amerikanische im 18. Jahrh.], Durchsetzen berechtigter Ansprüche seitens des siegenden Teiles, Abstellung von Mißständen bei dem unterliegenden Teile [z. B. der amerikanische „Secessionskrieg" 1861—64: Befreiung der Sklaven in den „Südstaaten"]), Religionskrieg (zwischen Völkern bzw. Volksteilen verschiedener Religion [z. B. Muhammedanern und Christen] oder Konfession [z. B. Katholiken und Protestanten] — Religionskriege zwischen christlichen Konfessionen sind seitens des angreifenden Teils ein Hohn auf die christliche Religion, die, wie keine andere, an die freie Selbstentscheidung jedes einzelnen Individuums appelliert; — die schlimmen Folgen jedes Krieges bezw. Bürgerkrieges noch gesteigert durch den religiösen Fanatismus; etwaige gute Folgen: mannhaftes, opfermutiges Eintreten für die eigene [religiöse] Überzeugung, Sicherung der eigenen Religion bzw. Konfession im Falle des Sieges [Beispiele: die Eroberungskriege der Araber im Mittelalter, die Türkenkriege; der 30jährige Krieg in Deutschland]) —

f) der Mensch und „die Natur": α) der Mensch im Kampfe mit der Natur: mit „den Elementen" (Wasser [Überschwemmungen, die Gefahren der Schiffahrt, besonders der Seeschiffahrt], Feuer [Feuersbrünste], Sturm, Blitz, Hitze, Kälte [Eis, Schnee]), mit ihm gefährlichen oder sonstwie (direkt oder indirekt) schädlichen Tieren (Raubtieren, Schlangen [in Englisch-Indien kommen jährlich über 20 000

Personen durch reißende Tiere und Schlangen um; 1877 durch Schlangen allein an 17 000, 1883 durch Tiger 985], Insekten; Mäusen, Ratten, „Ungeziefer"), mit ihm schädlichen Pflanzen (Giftpflanzen, „Unkraut"); — dieser Kampf wird in der Gegenwart seitens des Kulturmenschen mit allen technischen Mitteln und im großen und ganzen siegreich geführt, war aber, je weiter zurück und besonders in den Urzeiten der Menschheit, wie auch heute für ganz- oder halb-wilde Völker, ein um so schwierigerer und verhängsvollerer, je unvollkommener die dem Menschen zu Gebote stehenden Kampfesmittel waren — β) die Natur im Dienste des Menschen: Ausnutzung der anorganischen Natur (des Lichtes [zur Beleuchtung, zum Photographieren u. s. w.], des Windes [Windmühlen — im Abendlande durch Kreuzfahrer, die sie zuerst in Kleinasien kennen gelernt, im 11. Jahrh. eingeführt; Segelschiffahrt u. s. w.], des Erdbodens [Ackerbau, Verkehrsmittel u. s. w.], des Wassers [zum Trinken, Waschen, Kochen u. s. w.; für die Schiffahrt, zu technischen Zwecken; des Dampfes zu Maschinenbetrieb, Heizung, zum Kochen, zu Bädern u. s. w.; des Eises zum Kühlen, zum Schlittschuhlaufen, als Brücken u. s. w.], des Feuers [zum Heizen, Kochen, Schmelzen, Trocknen u. s. w.], der einzelnen Bestandteile des Erdbodens: des Gesteins [zu Bauten], der Metalle [zu Geräten, Waffen, Instrumenten, Geld u. s. w.], der Edelsteine [zu Schmuck und technischen Zwecken], des Salzes, der Stein- und Braunkohle [zur Feuerung], verschiedener Thon- und anderer Erdarten [zu technischen Zwecken, z. B. Krug- und Pfeifenbäckerei, Ziegelbrennerei u. s. w.], des Petroleums [zur Beleuchtung und Feuerung — die erste Petroleumquelle im Ohiobecken in Nordamerika erbohrt 1859] u. s. w.); Ausnutzung der organischen Natur (der Pflanzen, besonders der Kulturpflanzen: zu Nahrung [Getreide — teils aus Südosteuropa stammend: Roggen und Hafer,

teils aus Westasien: Weizen und Gerste; Mais, aus Mittelamerika, 1493 von Kolumbus nach Spanien gebracht; Kartoffeln, aus Amerika, 1573 von Francis Drake nach England gebracht, in Deutschland seit dem 18. Jahrh.; Obst u. s. w.], Herstellung von Genußmitteln [Wein, Bier, Branntwein — aus Indien: Reisbranntwein, im 14. Jahrh. nach Europa; Thee — in Europa seit dem Anfang des 17. Jahrh., aus China und Japan; Kaffee — 1652 nach England, aus der Levante; Chocolade — um die Mitte des 16. Jahrh. durch die Spanier aus Mexiko eingeführt; u. s. w.], Kleidung [Flachs, Hanf, Baumwolle u. s. w.], zu sonstigen technischen Zwecken [Holz zum Bauen von Wohnhäusern, Brücken, Schiffen, zum Feuern, zu Geräten u. s. w.; Rinde, Bast, Mark, Blätter, Blüten, Früchte], zu Arzeneien u. s. w. — der Tiere, besonders der Haustiere: zu Nahrung [Fleisch, Wildpret, Fische u. s. w. — Milch, Käse, Butter — Eier], Bekleidung [Wolle, Leder, Kameelhaare u. s. w.], zu sonstigen technischen Zwecken [Leder, Knochen, Horn, Haare, Blut, Sehnen, Fischbein u. s. w.], zu Arbeitsleistung [als Zug- und Lasttiere: Pferd, Rindvieh, Esel, Hund, Kameel, Renntier, Lama, Elefant u. s. w. — zum Treiben von Radmaschinen: Hund, Pferd u. s. w. — zur Jagd: Hund, Falk u. s. w.], zu medizinischen Zwecken [Blutegel, spanische Fliege u. s. w.], als wissenschaftliche Versuchsobjekte [besonders Hunde, Kaninchen, Vögel, Pferde — besonderer Fall: Vivisektion: an sich berechtigt — vgl. Kap. 3 unter 7 — doch nur insoweit, als sie unumgänglich nötig erscheint und der Schmerz des Tieres dabei auf das geringstmögliche Maß eingeschränkt wird, sonst Tierquälerei], zum Vergnügen [Jagd, Tierkämpfe, besonders in älteren Zeiten, z. B. im alten Rom — jetzt in Kulturländern nur noch als Anachronismus und Überrest früherer Barbarei, z. B. die Hahnenkämpfe in England und anderwärts und

besonders die scheußlichen Stiergefechte in Spanien und — hier allerdings unter der euphemistischen Bezeichnug »Courses de taureaux« — Südfrankreich, z. B. zu Nismes, Biarritz und anderwärts, in ersterem Lande zur Verherrlichung der Feste, besonders zu Ehren der „Mutter Gottes"; Hunde, Katzen, Stubenvögel als Hausgenossen] u. s. w.); — eine Ausnutzung der Natur seitens des Menschen hat von jeher, solange es Menschen giebt, stattgefunden, doch ist dieselbe innerhalb der Kulturwelt eine je länger je vielseitigere und intensivere geworden, sodaß es heutiges Tages kaum noch irgend einen Ausschnitt der dem Menschen zugänglichen irdischen Natur giebt, der ihm nicht in der einen oder anderen Weise dienen müßte (vgl. Kap. 3 unter 7) — γ) geistige Beziehungen zwischen Mensch und Natur: Freude an der Natur im ganzen und einzelnen (z. B. Blumenzucht), Unterhaltung im Verkehr mit Tieren (besonders dem Hunde; Zähmung wilder Tiere, Stubenvögel), Studium der Natur im Freien und innerhalb besonderer Veranstaltungen (botanische und zoologische Gärten, Menagerien) —

g) die „öffentliche Moral" (= die öffentlichen sittlichen Zustände) und das Verbrechertum: abhängig von der Kulturstufe, die ein Volk im ganzen, und der Bildungsstufe, die die einzelnen Teile desselben einnehmen, ferner von einzelnen bestehenden Sitten bzw. Unsitten (s. w. u. unter b. „die Sitte") sowie der herrschenden Sittenlehre (Ethik — s. w. u. unter h. „die Sittlichkeit" — meist von der herrschenden Religion ausgehend) und dem von ihr geleiteten öffentlichen sittlichen Bewußtsein (dem „öffentlichen Gewissen"), endlich von der Gesetzgebung und der Art, wie die bestehende Obrigkeit die Gesetze handhabt, differiert der Stand der „öffentlichen Moral" nach Völkern bzw. Volksteilen und Zeiten (geschichtlichen Perioden und „Zeitläuften" innerhalb derselben) außerordentlich in Bezug auf: Achtung vor fremdem Leben (incl. Gesundheit — Raufluſt, Mordluſt,

„Messer-Affairen", blutige Schlägereien bei festlichen Gelegenheiten [Oberbayern und anderwärts]; die Duellfrage; die Sklaverei) und Eigentum („Mein und Dein" incl. des öffentlichen Eigentums: Gesellschafts-, Gemeinde-, Staatseigentums — prinzipielle Negation des Privateigentums [die moderne Sozialdemokratie: „Privateigentum ist Diebstahl" — der französische Sozialist Proudhon † 1865], Rühmlichkeit des Diebstahls [in Sparta] und Raubes [bei wilden Volksstämmen, Reisenden und anderen Volksstämmen gegenüber; die Raubritter des Mittelalters], angebliches Anrecht jedes an den öffentlichen Waldungen, an Jagd und Fischfang [vielfach in den niederen Volksklassen angenommen]), in Beziehung auf die Ehe („wilde Ehen" [Konkubinat], Ehebruch, Ehescheidungen — Polygamie [ein Mann mehrere Frauen — besonders in den muhammedanischen Ländern vielfach üblich] und Polyandrie [eine Frau mehrere Männer — vgl. S. 83], die „Schwesterehe" [nur bei unkultivierten oder auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern bzw. Volksstämmen oder Horden, und auch hier nur ganz vereinzelt vorkommend — bei den alten Peruanern mußte der jedesmalige Inka oder Fürst mit seiner Schwester verheiratet sein], Weibergemeinschaft [Plato's Republik; einzelne wilde Volksstämme]), auf die Zuverlässigkeit der (öffentlichen) Beamten (Bestechlichkeit, Veruntreuungen [Rußland und anderwärts], Gewaltthätigkeit u. s. w.), die Arbeitsamkeit eines Volkes oder Standes im ganzen (stumpfes Hinbrüten und Gehenlassen bei ganzen Volksschichten, Wirtshausleben), Reellität der Gewerbetreibenden (Kaufleute und Handwerker — gewohnheitsmäßiges Übervorteilen im Orient), den Gebrauch von „Genußmitteln" (Spirituosen: nüchterne Völker [z. B. die Franzosen, überhaupt die mehr nach Süden hin wohnenden Nationen], Unmäßigkeit im Trinken [z. B. in Deutschland: „Kneipen", „Frühschoppen"], Trunksucht [z. B. „die

Branntweinpest" — in allen nordischen Kulturländern, besonders in Rußland]; Opium [besonders in China und England] — Gegenwirkungen: Mäßigkeitsvereine, katholische Missionen, Agitation für Ersetzung der Spirituosen durch Thee, Kaffee u. s. w. [besonders in Schweden, Amerika, Holland, neuerdings auch in Deutschland]), geschlechtliche Ausschweifungen (vor der Ehe und außer der Ehe — besonders in großen Städten), die öffentliche Behandlung des Nackten (in der Kunst, öffentlichen Schaustellungen, im Theater, auf Ballgesellschaften u. s. w.), Ehrfurcht vor der Landesobrigkeit, Achtung vor den Vertretern der religiösen Gemeinschaften u. s. w. u. s. w. — Einen besonders wichtigen Ausschnitt der „öffentlichen Moral" d. h. der einer sittlichen Beurteilung (vgl. weiter unten unter h. „die Sittlichkeit") unterliegenden „öffentlichen Zustände" bildet das Verbrechertum (Verbrecherstatistik: Art, Zahl u. s. w. der in einem bestimmten Umkreise innerhalb eines bestimmten Zeitraums verübten Verbrechen — der nächstliegende und hauptsächlichste Gradmesser für den Stand der „öffentlichen Moral" überhaupt — „Moralstatistik"). Auch auf diesem besonderen Gebiete zeigt sich wieder, wie auf dem der „öffentlichen Moral" überhaupt, je nach Art und Zeit (Kulturstufe, herrschende Sittenlehre, im Zusammenhang mit den herrschenden religiösen Vorstellungen; Gesetzgebung) eine größere oder geringere, zum Teil sehr erhebliche, Verschiedenheit in: der Anwendung des Begriffs „Verbrechen" (= gemeinschädliche [Bestand oder Wohlfahrt eines Gemeinwesens gefährdende] Handlung — durch die einerseits [objektiv] das [in einem bestimmten Gemeinwesen zu einer bestimmten Zeit] bestehende Recht [s. weiter unten unter c. „das Recht"] „gebrochen", andererseits [subjektiv] das öffentliche Rechts- und [das damit in engstem Zusammenhang stehende, in dem geltenden Rechte mehr oder weniger zum Ausdruck gekommene] sittliche Gefühl

der Gemeinschaft [civitas, von civis „Bürger"] in grober Weise verletzt wird, und die darum von letzterer reprimiert, mit „Strafen" [Strafgesetzgebung — vgl. S. 98 und weiter unten unter c. „das Recht"] belegt wird) auf eine einzelne Handlung (z. B. „Zauberei": im Altertum und Mittelalter, noch jetzt bei rohen Völkern; das „Hexenwesen" in Europa vom 15. bis zum 18., besonders im 16. und 17. Jahrhundert*), in der Art der Verbrechen (neue Kulturverhältnisse haben in der Regel auch neue Arten von Verbrechen im Gefolge, z. B. Brandstiftung an eigenen Gebäulichkeiten seit Aufkommen der Feuerversicherung; in der Neuzeit: Gefährdung von Eisenbahnzügen, Dynamit-Verbrechen u. s. w.), dem häufigeren oder seltneren Vorkommen gewisser Verbrechen, sowie in der Art der Bestrafung (die Folter [zur Erpressung von Geständnissen: im Altertum nur gegen Sklaven, im Mittelalter und bis ins 18. Jahrh. hinein ganz allgemein ange-

* In der Stadt Würzburg wurden im Jahre 1629 in 29 Bränden 157 Personen verbrannt, Männer, Frauen und Kinder (24 im Alter von 9—15 Jahren, ein Mädchen unter 9 Jahren, auch „ein blind Mägdlein"), zum Teil „fahrende Leute", größerenteils jedoch Einheimische, meist Frauen, auch aus den „besten" Ständen, desgleichen Männer in angesehenen Stellungen (Ratsherren und dgl., ferner 21 Geistliche). Im Bistum Würzburg sollen in einem Jahre 900, unter einem Bischof von Bamberg 600, in der Stadt Trier im ganzen 7000, in Toulouse 400 auf einmal, in der Provinz Como in Oberitalien in einem Jahre 1000, in Genua in 3 Monaten 100 „Hexen" (männlichen und weiblichen Geschlechts) verbrannt worden sein. — Auch die Reformation hat in Beziehung auf den Hexenglauben und die Auffassung der angeblichen Hexerei als eines todeswürdigen Verbrechens keine prinzipielle Änderung herbeigeführt; auch in protestantischen Ländern wurden Hexen verbrannt. Bekannt ist, daß Luther persönlich sich dahin ausgesprochen hat: er habe kein Mitleid mit den Hexen und wolle sie alle verbrannt sehen. — Erfolgreich bekämpft wurde der Hexenwahn und die Hexenprozesse in Deutschland zuerst von Dr. Joh. Weyer, Leibarzt des Herzogs Wilhelm III. von Jülich-Cleve-Berg, † 1588 und Christian Thomasius, Prof. der Rechte in Halle, † 1728. — Die letzte Hinrichtung einer Hexe fand 1782 zu Glarus in der Schweiz statt.

wendet*]; Freiheitsstrafen, Leibesstrafen [Verstümmelungen: besonders Handabhauen, Nasen- und Ohrenabschneiden; die Prügelstrafe, z. B. die Knute in Rußland, die Bastonade in der Türkei, das Spießrutenlaufen in den Söldnerheeren des 18. Jahrh.]; die Todesstrafe [verschiedene Formen derselben: Henken, Steinigen: bei den Juden, Kreuzigen: bei den Römern, Verbrennen: im Mittelalter und bis ins 18. Jahrh., gegen Ketzer, Juden und Hexen angewendet, Rädern und Vierteilen: im Mittelalter, vereinzelt auch noch später, Pfählen u. dgl.: bei wenig oder gar nicht kultivierten Völkern, Enthauptung, Guillotine: seit der Revolution von 1789 in Frankreich und anderwärts; erzwungener Selbstmord: vereinzelt bei den Römern in der Kaiserzeit, z. B. Seneca, das Bauchaufschlitzen in Japan, das Erdrosseln mit der „seidenen Schnur" in der Türkei; das Kämpfen mit wilden Tieren: bei den Römern in der Kaiserzeit, besonders gegen Christen angewendet, u. s. w.] — im allgemeinen ist zu konstatieren, daß in den christlichen Ländern die Art der Bestrafung den Forderungen der Sittlichkeit [„Humanität" — daß auch der Verbrecher noch Mensch sei, daß er zwar ernst und streng behandelt, ja unter Umständen getötet werden dürfe bzw. müsse, daß er aber daneben nicht unnütz gequält werden dürfe] mehr und mehr angepaßt worden ist, ja daß hin und wieder in der einen und anderen Beziehung bereits ein Übermaß von Milde [„Sentimentalität" — zu gelinde Strafen, comfortable Ausstattung der Gefängnisse, besonders in Frankreich, Abschaffung der Prügelstrafe und der „Hungerkur", Abschaffung der Todesstrafe, z. B. in Würtemberg,

* Vorkämpfer für die Abschaffung der Folter: in Italien: Beccaria, in Frankreich: Voltaire, in Deutschland: Christian Thomasius (s. vorher). — Abgeschafft wurde sie in Deutschland zuerst von Friedrich dem Großen, in Frankreich durch die Revolution von 1789, in den übrigen Ländern Europas meist ebenfalls noch im 18., zum Teil jedoch erst im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts.

der Schweiz und anderwärts] den Gemeinwesen schädlich zu werden begonnen hat [Überhandnehmen gewisser Verbrechen, Überfüllung der Gefängnisse u. s. w.]). — Wir geben im Folgenden eine gedrängte Übersicht der hauptsächlicheren in den modernen Kulturstaaten vorkommenden Verbrechensarten: α) Verbrechen gegen das Eigentum anderer: Diebstahl (heimlich — besondere Formen: Diebstahl mit Einbruch, Taschendiebstahl, Pferdediebstahl [z. B. in Ungarn, Amerika], Wilddieberei, das Stehlen von Kindern [seitens der Zigeuner und anderen „fahrenden Volks"], „litterarischer Diebstahl" u. s. w.), Raub (offen und unter Anwendung von Gewalt gegen den Eigentümer — besondere Formen: Straßenraub, Räuberbanden), Betrug (= absichtliche Benachteiligung anderer im geschäftlichen Verkehr — besondere Formen: Betrügereien im Vieh-, besonders im Pferdehandel [„Roßtäuscher"], „Wechselreiterei", Bestellung von Waren ohne die Absicht und die Fähigkeit, sie zu bezahlen [„Schwindler"], „faule" Unternehmungen [„Gründungen"], betrügerische Bankerotte u. s. w.), „Wucher" (bis ins 11. Jahrhundert galt das Zinsnehmen seitens der Christen überhaupt für „Wucher", nur den Juden war es gestattet, Geld auf Zins, gewöhnlich 25—40 Prozent, auszuleihen; seit dem Ende des 11. Jahrhunderts wurde es nach und nach auch den Christen, zuerst in Italien [Lombardei, Florenz] gestattet, bis es dann durch die Reformation im 16. Jahrhundert allgemein üblich wurde. Jetzt versteht man unter „Wucher" im allgemeinen die Ausbeutung der „Geldverlegenheit" eines anderen zu eigenem, über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Vorteile) — β) Verbrechen gegen das Leben bzw. die Gesundheit anderer: „Körperverletzung", Mord (event. nur „Mordversuch" — besondere Formen: Gebrauch des Messers bei „Schlägereien", Raubmord, Giftmord, Gattenmord, Kindesmord, Vater- und Muttermord, Attentate [Angriffe auf das Leben Vorgesetzter, besonders regierender

Personen — „Königsmörder“], „Massenmord“ [vermittelst Sprengmittel, öfters in Verbindung mit mechanischen Vorrichtungen], „Engelmacherinnen“ [besonders in England und Frankreich], „Lustmord“ [nach verübter „Notzucht“ — in neuester Zeit in Deutschland mehrfach vorgekommen] u. s. w.) — γ) Unzucht („Notzucht“, Ehebruch, Päderastie [bei den alten Griechen erlaubt] u. s. w.) — δ) Meineid (in neuester Zeit auch Gesellschaften behufs Ablegung falscher Eide) — ε) Aufruhr (offene Auflehnung der Bevölkerung eines Ortes oder eines Teiles derselben gegen eine Anordnung der Lokalbehörde oder gegen diese selbst [wenn gegen die Centralbehörde, die Regierung: Revolution — s. oben unter „Kalamitäten“] — in den meisten Fällen verbunden mit „Excessen“ [gegen Leben und Eigentum mißliebiger Personen]), ζ) öffentliche Zusammenrottungen behufs Gewaltthat an Privatpersonen und deren Eigentum („Ausbruch des Volkshasses“ — z. B. die Arbeiterrevolten der 70er Jahre gegen die Fabrikherren und deren Beamte), die „Judenhetzen“ (im Mittelalter und in der Gegenwart), die „Deutschenhetzen“ in den russischen Ostseeprovinzen u. s. w.) — η) Brandstiftung (behufs Schädigung anderer oder zu eigenem Gewinn) — ϑ) Schmuggel (in Grenzdistrikten) u. s. w. — Schutzmittel gegen das Verbrechertum: Polizei, Militär (in schwierigeren Fällen, besonders bei Aufruhr), Rechtsschutz (Strafgesetz — Gerichte) — daneben, besonders in Notfällen, Selbstschutz (Vorsicht, „Schloß und Riegel“, Besitz und Gebrauch von Waffen [„Notwehr“], „Selbstschuß“, Wachen u. s. w. — auch in Gemeinschaft mit anderen [Wachen — besonders zur Verhütung von Brandstiftung]; besondere Formen des „Selbstschutzes“: im Mittelalter: „Faustrecht“, „Fehme“; in Nordamerika: „Lynchjustiz“) —

h) das internationale Leben der heutigen Kulturvölker: α) „auswärtige Politik“: die politischen Beziehungen der einzelnen Völker zu einander (gepflegt von der „Diplomatie“

[den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten und den unter ihnen stehenden Gesandtschaften], daneben durch den direkten [persönlichen] Verkehr der Staatsleiter [Fürsten, Minister] bzw. der Vertreter derselben: Besuche, verabredete Zusammenkünfte, Konferenzen und Kongresse): Freundschaft („gute Beziehungen", „gute Dienste", Bündnisse), Feindschaft („gespannte Verhältnisse", „Eifersüchteleien", „Intriguen", Krieg) — β) internationale Einrichtungen: für den Verkehr: Post („Weltpostverein") und Telegraphie, Eisenbahnen, Schiffahrt (Dampferverbindungen, Häfen u. s. w.); für den Handel: Handelsverträge, Konsulate u. s. w.; in Beziehung auf das Recht („internationales Recht", „Völkerrecht"): Seerecht, Auslieferung von Verbrechern (Asylrecht für politische Verbrecher), Schutz des literarischen Eigentums, Pflege der im Krieg Verwundeten („Genfer Konvention", „das rote Kreuz" — Stifter Gustave Moynier in Genf 1859) u. s. w. — γ) gemeinsame wissenschaftliche oder sonstige allgemein-kulturelle Unternehmungen: Meridianmessung, „Weltzeit", astronomische Beobachtungen, einheitliches Maß und Gewicht, Münz-Konventionen, Beteiligung des Kapitals aller Kulturländer an großen Anlagen (Suezkanal, Panamakanal, große Eisenbahnlinien) u. s. w. — δ) gegenseitiger Austausch der auf irgend einem praktischen Gebiete gesammelten Erfahrungen (bzw. bewährten Einrichtungen): Gesundheitspflege, Vereinswesen, Arbeiterverhältnisse, Schulwesen u. s. w. — ε) Schlichtung von bestehenden oder neu auftretenden Streitfragen zwischen zwei oder mehreren Nationen: Schiedsgerichte, Konferenzen bzw. Kongresse (z. B. die Kongo-Konferenz in Berlin 1884/85). —

Während bei den bisher vorgeführten allgemeinen d. h. über den einzelnen Menschen hinausgreifenden Lebenserscheinungen seine Existenz überhaupt (seine „materielle Existenz", als Grundlage seines ganzen [leiblich-seelisch-geistigen] Daseins) beteiligt ist, ge-

hören die nun weiter zu nennenden vorwiegend, wenn auch keineswegs ausschließlich, dem geistigen Gebiete im Menschenleben an:

a) „die öffentliche Meinung“: schon in dem kleinsten Orte vorhanden, dann in immer weiteren Kreisen (in einem ganzen Lande, bis schließlich innerhalb der ganzen gebildeten — durch die modernen Verkehrsmittel und -arten (Post, Telegraph, Eisenbahn, Dampfschiffahrt; Briefe, Telegramme, Zeitungen, Zeitschriften; Reisen] zu einer geistigen Einheit verbundenen — Menschheit) sich geltend machend und im direkten Verkehr der Menschen, besonders aber durch „die Presse“ (daher die Presse — als Organ der „öffentlichen Meinung“ — wie diese [s. w. u.] eine „öffentliche Macht“) zum Ausdruck gelangend, giebt „die öffentliche Meinung“ über Personen, Zustände, Vorkommnisse ein, zwar oft durch den Erfolg oder irgend einen anderen „bestechenden“ Umstand unwillkürlich oder durch „der Parteien Gunst und Haß“ absichtlich irregeleitetes („bestochenes“ — „die öffentliche Meinung machen“), im allgemeinen (d. h. in den meisten Fällen) aber ein richtiges, wenigstens den zur Zeit in den betreffenden „Kreisen“ (Land, Volk, Gesellschaftsschicht) herrschenden allgemeinen (sittlichen, ästhetischen, politischen u. s. w) „Anschauungen“ entsprechendes, Urteil ab (Vox populi, vox Dei) und erweist sich dadurch den Einzelpersonen gegenüber als eine „öffentliche (geistige) Macht“, von der — neben dem, was man selbst dafür thut — die Ehre (der „Ruf“, „Leumund“ = das, was man hört, von gothisch hliuma „Gehör“ — gleichsam das Spiegelbild der eigenen Persönlichkeit in der „öffentlichen Meinung“ — „das Ansehen“) und der Einfluß jedes einzelnen, desgleichen der „Ruhm“ weithin wirkender großer Persönlichkeiten, endlich auch zu großem Teile der Erfolg öffentlicher Unternehmungen („getragen von der öffentlichen Meinung“) abhängt —

b) die Sitte („Sitten und Gebräuche") = die innerhalb einer gewissen räumlichen (Ortschaft, Gegend, Land) und zeitlichen (Perioden) Umgrenzung übereinstimmende, im großen und ganzen von der jeweiligen Kulturstufe (namentlich auch von der herrschenden Religion und der von ihr ausgehenden Sittenlehre — s. w. u. unter h. „die Sittlichkeit") abhängige und mit der gesamten Kulturentwickelung fortschreitende (sich verändernde, verbessernde, verfeinernde), zugleich aber mit der Vergangenheit in festem Zusammenhang bleibende und vielfach dem sonstigen Kulturfortschritte zum Trotz sich eine Zeit lang behauptende, hauptsächlich vom weiblichen Geschlecht getragene („das Weib die Hüterin der Sitte" — vgl. Goethe im Tasso: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte") Auffassung und Behandlung der äußeren Lebensverhältnisse und -vorgänge, z. B. in Beziehung auf Kleidung (Trachten u. s. w.), Essen (Art und Zubereitung der Speisen [z. B. „reine" und „unreine" Tiere bei den Juden, Essen des Fleisches in rohem Zustande oder gekocht oder gebraten; Braten am Spieß, auf dem Rost, in der Pfanne u. s. w. — Menschenfresserei], Form des Brotes, Aufeinanderfolge der verschiedenen Gerichte beim Essen u. s. w.) und Trinken (Art, Bereitung und Aufbewahrung der Getränke, Form der Trinkgefäße, das Zutrinken u. s. w.), Bau und Einrichtung der Wohnungen; Behandlung des weiblichen Geschlechts seitens des männlichen, der Kinder seitens der Eltern (Elternrecht [z. B. das Aussetzen von Kindern in Sparta, China u. s. w.], Erziehung u. s. w.), der Eltern seitens der Kinder (Ehrerbietung, Versorgung im Alter — das Töten der schwachgewordenen Eltern bei einzelnen wilden Völkern u. s. w.), der Alten (Ehrerbietung), der „Mitmenschen" überhaupt (Höflichkeit, Titulatur [besonders in Deutschland] — Verhalten gegen Näherstehende: Begrüßung [z. B. Handschlag, Kuß], gesellschaftlicher Verkehr [z. B.

Besuche machen und empfangen] u. s. w.; Verfahren gegen Feinde: Verhalten vor, in und nach dem Kampfe [Behandlung der Verwundeten, der Besiegten, z. B. das alte Vae victis!], Blutrache [auf Korsika und bei vielen wilden Völkerschaften] u. s. w.); Vergnügen (Tanz, Spiele u. s. w.), Festlichkeiten (Geburts- bzw. Namenstag, Kindtaufen, Hochzeiten, „Leichenschmäuse", „ortsübliche" Festlichkeiten u. s. w.), Tod (Trauer bzw. Freude [z. B. bei den alten Christen]) und Tote (Verbrennen, Begraben u. s. w. — besondere Gebräuche bei der Totenbestattung) u. s. w. u. s. w. — eine Übereinstimmung in dem äußeren Verhalten, die sich, ähnlich wie „die öffentliche Meinung", dem einzelnen gegenüber als eine „öffentliche Macht" erweist (Usus est tyrannus), mag er sich ihr, vermöge der „süßen Gewohnheit", oder weil er sie aus irgend einem Grunde wertschätzt, willig fügen oder, weil er sie in einem gegebenen Falle als eine lästige Fessel empfindet oder als verwerflich erkennt, dagegen ankämpfen. — Der Sitte nahe verwandte und mehr oder weniger Ausschnitte derselben bildende allgemeinere Erscheinungen sind:

1. der Anstand (= Übereinstimmung über die im Zusammenleben mit andern aus Rücksicht auf diese einzuhaltenden Lebensformen), ebenso konventionell wie die Sitte, daher, wie diese, nach Zeit und Ort (Gegend, Land) und außerdem nach Alter, Geschlecht und Gesellschaftssphäre verschieden und, ebenfalls wie die Sitte, hauptsächlich vom weiblichen Geschlechte getragen (vgl. Goethe im Tasso: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, So frage nur bei edlen Frauen an") — z. B. in Bezug auf „das Nackte", die Kleidung überhaupt, das Benehmen im Verkehr mit dem „anderen Geschlechte", das Begrüßen, das Verhalten Gästen, Fremden, älteren Personen gegenüber, beim Essen (z. B. das Essen mit dem Messer, die Kautöne beim Essen u. dgl. m.) u. s. w. — macht sich besonders

in negativer Weise geltend, durch Abgrenzung dessen, was „sich nicht schickt“ („den Anstand, die Schicklichkeit verletzt“), und wird nach der positiven Seite hin, wenigstens für die höheren Gesellschaftsschichten, durch den (allerdings sehr wechselnden und vielfach sehr willkürlich bestimmten) „guten Ton“ („was zum guten Ton gehört“), auch „die feine Lebensart“ genannt, ergänzt —

2. die Mode (= Übereinstimmung in den äußeren Formen des Lebens, besonders der Kleidung und der Einrichtung der Wohnungen), gleichsam eine rasch wechselnde Sitte, nur in höheren Schichten hochkultivierter Völker, von den Centren der Civilisation (bisher für Kleider: Paris, im allgemeinen: die Höfe), zuweilen von „maßgebenden“ Persönlichkeiten ausgehend und besonders das weibliche Geschlecht beherrschend — z. B. in Beziehung auf Stoff, Farbe und Schnitt der Kleider, Form der Hüte, Einrichtung eines Zimmers, gesellschaftliche Vergnügungen, Ausbildung der Kinder u. s. w. u. s. w. —

3. der Aberglaube: zum Teil Überreste alten Volksglaubens, zum Teil bloße Phantastereien — besonders bei den weniger gebildeten untersten Volksschichten, vielfach auch in „gebildeten Kreisen“ (hier besonders bei Frauen) sich findend, z. B. in Beziehung auf die Zahl 13, gewisse Wochentage, „Ahnungen“, „Vorbedeutungen“ (Schweine, Schafe u. s. w. — die Omina der alten Römer), das Losen (das Runenwerfen der alten Germanen, das Losen bei den Herrnhutern u. s. w.), die „Gottesurteile“ im Mittelalter, der „Teufelsspuk“ und das „Hexenwesen“ (in Europa bis ins 18. Jahrhundert und vereinzelt bis in die Gegenwart — zeitweilig, besonders im 16. und 17. Jahrhundert, der Glaube daran eine „geistige Epidemie“ — vgl. oben u. g. „die öffentliche Moral und das Verbrechertum“), „Geistererscheinungen“ (z. B. das „Tischrücken“ in den 50er Jahren, der „Spiritismus“ in England und

besonders in Amerika [12 Million Anhänger], Gespensterfurcht (das „Umgehen", „Spuken" verstorbener Personen, z. B. „die weiße Frau", „die kalte Hand") u. s. w. u. s. w. —

4. Symbolisches = Geistiges angedeutet durch Sichtbares, z. B. Farben (weiß = Unschuld, schwarz = Trauer, helle Farben = Freude [rot in neuerer Zeit = Umsturz des Bestehenden], grün = Hoffnung u. s. w. — die Landesfarben), Fahnen bzw. Flaggen, Ring (als Symbol der Ehe), „Orden" („Verdienstzeichen"), Kette (Amtszeichen), Blumen (die Blumensprache — die päpstliche „Tugendrose"), Figuren (z. B. das Kreuz [Zeichen des Christentums — „das rote Kreuz"], die Rose [z. B. als Zeichen des Freimaurertums]) u. s. w. u. s. w. —

c) das Recht: ursprünglich hervorgegangen teils aus dem gemeinsamen Interesse mehrerer zu einem Ganzen („Gemeinwesen" — wenn auch nur in primitivster, losester Form) Verbundener, teils aus der Macht Einzelner (einer Einzelperson, einer Familie, eines Standes) innerhalb dieses Ganzen, dann befestigt durch die Gewohnheit („das Herkommen", „Gewohnheitsrecht" — „geschöpft" von den Alten [„Schöffen"; Senat von senex „Greis" = Rat der Alten; „Älteste"] und, je nach den Bedürfnissen der voranschreitenden Kultur (der veränderten Verhältnisse, des richtigeren oder feineren sittlichen Urteils) weiterentwickelt einerseits (theoretisch) durch die Rechtswissenschaft (Jurisprudenz — Naturrecht, positives Recht: Landrecht, römisches Recht, moderne Landesrechte — Strafrecht, Civilrecht [z. B. Vermögensrecht, Erbrecht u. s. w.], Staatsrecht [z. B. Verfassungsrecht, Verwaltungsrecht u. s. w.] — weltliches Recht und kirchliches [katholische Kirche: „kanonisches"] Recht — internationales Recht [vgl. S. 127], andererseits (praktisch) durch die Gesetzgebung (einzelne Gesetzgeber, z. B. Moses, Solon — die Obrigkeit, gesetzgebende Versammlungen, besonders in den modernen konstitutionellen

Staaten), in allen Kulturstaaten von einer gewissen Epoche an kodificiert („geschriebene Gesetze", Gesetzbücher, Gesetzsammlungen), bildet das Recht den ideellen Boden („Rechtsboden") für das geordnete Zusammenleben der Menschen: bestimmt den Einzelnen (Privatrecht), den Vereinigungen (Gesellschaftsrecht, Gemeinderecht, Stadtrecht) und den Vertretern des Gemeinwesens (des Staates — Staatsrecht) nach den verschiedensten Seiten hin ihre „Befugnisse", lebt in dem Bewußtsein der Menschen (Rechtsbewußtsein) und wird in praxi gehandhabt durch die Rechtspflege (Gerichte, Richter) unter Kontrole des Staats — Konflikte zwischen dem individuellen oder „öffentlichen" Rechtsbewußtsein und den bestehenden Gesetzen oder deren Handhabung — Kompetenzkonflikte (zwischen den verschiedenen Rechtssphären), Schwierigkeit der Abgrenzung des Staatsrechts gegen das Kirchenrecht (Kampf zwischen der katholischen Kirche und dem Staate, im Mittelalter und in der Neuzeit — Kompromisse: Konkordate) —

d) die Sprache: der lautliche Ausdruck der menschlichen Innenphänomene (Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gedanken: Begriffe, Urteile, Schlüsse — Gefühle — Willensregungen), nach Völkern (z. B. die deutsche, die lateinische [= römische], die chinesische u. s. w. Sprache) und Perioden (z. B. das Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche, Neuhochdeutsche) und innerhalb der einzelnen Völker wieder nach Schichten (Gebildete und „Volk": Vulgärsprache) und Gegenden (von größerem oder geringerem Umfang — „Mundarten", Dialekte) verschieden, erweist sich dem einzelnen gegenüber als etwas Gegebenes, in das er sich nach und nach (zunächst durch Vorsprechen und Unterricht seitens Erwachsener) hineinleben muß (vgl. Kap. 1); — die verschiedenen Sprachen der verschiedenen Völker („Landessprachen"), untereinander mehr oder weniger verwandt (die moderne Wissenschaft der Sprachvergleichung): Sprachstämme, z. B. der indo-

europäische (vom Sanskrit im alten Indien bis zu den meisten gegenwärtigen europäischen Sprachen), und Sprachfamilien, z. B. die romanischen Sprachen (Italienisch, Französisch u. s. w.); — sprachliche Erzeugnisse allgemeinerer Natur: Literatur, je nach dem Zwecke verschieden: wissenschaftliche, belletristische („schöne": Dichtungen in Versen [„Gedichte"] und Prosa [Romane, Novellen u. s. w.]), Unterhaltungs- und „Tages-literatur" (Zeitungen); — Fixierung der gesprochenen Sprache durch die Schrift (Buchstaben: die Buchstabenschrift, aus der Bilderschrift, den Hieroglyphen, hervorgegangen: Ägypter, Phönizier, Hebräer, Europäer u. s. w.; auch die chinesische Schrift, eine Silbenschrift, indem sie für jedes Wort der chinesischen Sprache [alle Wörter sind einsilbig und bestehen nur aus je zwei Lauten] ein besonderes Zeichen hat [im ganzen über 20 000, von denen allerdings ein großer Teil veraltet ist], ist aus einer ursprünglichen Bilderschrift hervorgegangen — Briefe, Aktenstücke, Manuskripte, in Europa bis ins 15. Jahrhundert auch die Bücher; — Zeichen: Ziffern [für Zahlen], Striche und Haken [die Keilschrift in Assyrien, die Schrift des Altpersischen und des Sanskrit], „Chiffern" [Diplomatie und sonst], telegraphische Zeichen: Punkte und Striche; die Stenographie = Kurzschrift) und den Druck („Lettern" — in Europa seit dem 15. Jahrhundert [anfangs Platten-, später Letterndruck], in China seit dem 10. Jahrhundert [nur mit Holztafeln, seitenweise] — Flugblätter, Bücher, Zeitungen [die älteste Zeitung der Welt ist die Pekinger Zeitung in China, 911 gegründet, seit 1351 regelmäßig erscheinend], Zeitschriften [zum Teil mit „Illustrationen" als Anschauungsmitteln], Formulare) —

e) die Wissenschaft = Feststellung und Mitteilung von Wissen: Kenntnis und Erkenntnis des Seienden — nach den verschiedenen Wissensgebieten verschieden benannt, z. B. Theologie, Jurisprudenz, Geschichte, Botanik u. s. w., über-

liefert in den Schulen (Elementar-, Mittel- und Hochschulen), durch Bücher (incl. Broschüren, Zeitschriften u. s. w.) und durch Vorträge (in Vereinen und öffentlich), besonders gepflegt von den „Gelehrten", teils (und ursprünglich) Mittel für die praktische Gestaltung des Lebens, teils Selbstzweck als Erkenntnis — umfaßt alle hohen und niedrigen „Dinge", das Konkrete wie das Abstrakte — ist in beständigem Fortschritt begriffen und tritt dem einzelnen gegenüber als ein Reich des Geistigen, in das er sich, je nach Anlage (Neigung) und Bedürfnis, hineinarbeiten muß („studieren" von lateinisch studere „sich bemühen")

f. die Kunst (von „können"): im weitesten Sinne: jedes durch Naturanlage, Studium und Übung erlangte Können, z. B. die Kunst zu schreiben, zu lesen u. s. w., auch die gesamte Technik (von griechisch τέχνη „Kunst") — im engeren Sinne: das Vermögen, etwas in schöner Form her- oder darzustellen (wobei jedoch die Sache selbst die Hauptsache ist), z. B. ein schönes Möbel, ein schönes Gebäude, eine schöne Rede; die Dichtkunst, die Schauspielkunst — im engsten Sinne: „die schönen Künste" (bei denen die Darstellung des Schönen Hauptsache ist), verschieden nach den Mitteln, durch die sie wirken: α) Töne: Musik (= schöner Ausdruck der Empfindungen in Tönen: Vokalmusik [Gesang], Instrumentalmusik — Komponisten, Virtuosen — Notenschrift [im 11. Jahrh. von dem italienischen Mönche Guido von Arezzo erfunden]); β) Stein: Bildhauerkunst (Plastik — hauptsächlichster und höchster Gegenstand: die menschliche Gestalt); γ) Farbe (incl. Bleistift, Kreide, Tusch, Kohle u. s. w.): Zeichenkunst und Malerei (Gegenstand: die Natur und das Menschenleben [im weitesten Sinne] — Kupfer- und Stahlstich seit dem 13., Holzschnitt seit dem 14., Ölmalerei seit dem 15. Jahrhundert). — Wenn auch nur verhältnismäßig wenigen bevorzugten Individuen die praktische Ausübung der Kunst (im engeren und engsten Sinne)

— als *selbstschaffenden* (bei der Musik: als „schaffenden" und „ausübenden") Künstlern — „gegeben" ist („Begabung", Talent), so gewähren doch ihre Erzeugnisse allen Menschen, besonders allen Gebildeten mehr oder weniger, vielen einen überaus hohen geistigen Genuß. — Einrichtungen zur Erlernung, Ausübung und Darstellung der Künste: Kunstschulen (Akademien, Konservatorien), Ateliers, Sammlungen, Ausstellungen, Konzertsäle, Theater (das Theater als Kunststätte bringt, wie keine andere, eine ganze Reihe von Künsten zur Darstellung: die Schauspielkunst [Tragik, Komik, Mimik], die Poesie, die Musik, die Malerei, die Plastik [in der „Pose" des Schauspielers], die Redekunst — es ist daher im besonderen Sinne „*die* Kunststätte" [„der Musentempel"] und übt als solcher einen überaus hohen ästhetisch-bildenden [daneben auch in moralischer Beziehung, je nach dem *Inhalte* der zur Darstellung kommenden Dichtungen, einen sei es veredelnden, sei es korrumpierenden] Einfluß aus) —

g) *die Religion*: der bei allen Völkern (allen irgend größeren Bruchteilen der Menschheit — insofern also bei der ganzen Menschheit, „allen Menschen") vorhandene (nur bei einzelnen ganz rohen und unter den armseligsten Verhältnissen lebenden Menschen*horden* [Gruppen von einigen wenigen Familien — in den Schneewüsten der nördlichen Polargegenden und anderwärts] haben die Reisenden, die gelegentlich mit ihnen zusammentrafen, soweit sie sich mit ihnen zu verständigen vermochten, nichts dergleichen vorgefunden) Glaube an die Existenz und Wirksamkeit „höherer Mächte" (Gott [Gottheit], Götter [Gottheiten — gute und böse] — Dämonen [gute und böse untergeordnete, aber übermenschliche geistige Wesen — „Geister"] — Naturmächte [mehr oder weniger personifiziert gedacht] — „Geister" [= „Seelen" verstorbener Menschen] — unterste, roheste Stufe: mit „höheren" d. h. übermenschlichen und

überhaupt übernatürlichen Kräften ausgestattete Dinge: Götze, Fetisch, Amulet, „Zauber“ [z. B. „Medizin“ bei den Indianern]) und ein aus diesem Glauben erwachsener „Kult“ (Opfer, Gebete, Feste — Orakel [Ägypten, Griechenland, besonders das zu Delphi] — Auspicien [Etrurien und Rom], Vorzeichen [omen, pl. omina — gute und schlimme — in allen heidnischen Religionen] u. s. w. — auf der untersten Stufe: rituelle Gebräuche). — Die verschiedenen in der Welt vorhandenen bzw. vorhanden gewesenen Religionen scheiden sich nach ihrem Gesamttypus in α) „wilde“, naturwüchsige — bei noch rohen Völkern: 1. unterste Stufe: Glaube an Amulete („Zauber“ — Zauberei, Zauberer), Fetischismus (besonders in Afrika), Götzendienst — 2. mittlere Stufe: „Seelenkult“ (Kultus der „Seelen“ der Verstorbenen, „Ahnenkult“) — 3. höhere Stufe: Naturdienst (Verehrung der Naturmächte, z. B. der Sonne, einzelner Sterne [besonders der Planeten: „Sterndienst“, Sabäismus], des Gewittersturms u. s. w. — ursprünglich der Naturwesen bzw. -erscheinungen selbst, später der an ihre Stelle getretenen [in ihnen — angeblich — wirkenden und zur Erscheinung kommenden] Personifikationen [menschlich-persönlich vorgestellten „höheren Wesen“]) — β) Kulturreligionen, „Religionssysteme“, „positive Religionen“ (bei einem Teile derselben ist ein einzelner Religionsstifter nachweisbar) — bei Kulturvölkern: 1. polytheistische (mehrere göttliche Wesen): a) ausgestorbene: die Religion der alten Ägypter, Babylonier, Assyrier, Phönizier, Griechen und Römer (aus Naturdienst hervorgegangen); b) noch bestehende: der Brahmanismus in Vorderindien (180 Mill. Bekenner, uralt — ursprünglich Naturdienst, dann Pantheismus [Brahma], später [um 500 v. Chr.] polytheistischer Götzendienst: Trimurti [Dreiheit]: Brahma [der geheimnisvolle Urgrund alles Seins], Wischnu [die schaffende und erhaltende

Gottheit], Sivas [die zerstörende und neugestaltende Gottheit — ursprünglich, wie Wischnu, eine volkstümliche Gottheit in einem Teile Indiens]; Incarnationen des Wischnu: besonders Krischna, ursprünglich ein nationaler Held, erst in nachchristlicher Zeit der indische „Heiland" [Übertragung mancher biblischen Züge auf ihn]); der Buddhismus in Mittel- und Ostasien (über 400 Mill. Bekenner; Stifter: Buddha [Siddharta, Sohn des Königs Suddhodana in Kapilavastu im nördlichen Indien; später Sakya-muni = Mönch aus dem Sakya-Geschlecht und Buddha = der Erleuchtete, der Wissende genannt], um 500 vor Chr. — aus dem Brahmanismus hervorgegangen: ursprünglich Nihilismus [Entsagung, geistige Selbstvernichtung — Nirvâna], später und jetzt polytheistischer Götzendienst); der Parsismus (die Religion der alten Perser, jetzt „Feueranbeter" [am Kaspischen See und an der Westküste Vorderindiens — 120000 Seelen] — Stifter: Zoroaster [Zaradustra], um 1250 vor Chr. [nach anderen um 550 vor Chr.] — Dualismus: Ormuzd [Ahuramazda — der gute Gott, „Gott des Lichts"] mit einem Reiche von guten Geistern [„Genien" — Amschaspands] und Ahriman [Angramainyu — der böse Gott, „Gott der Finsternis"] mit einem Reiche böser Geister [„Dämonen" — Dews]); der Konfucianismus in China (neben dem Buddhismus [Buddha chinesisch: Fo] und dem Taoismus [s. w. u.] — Stifter: Konfucius [Kong-fu-tse], um 600 vor Chr. — Moral und Ahnenkultus [s. oben]); der Taoismus in China (neben dem Buddhismus und dem Konfucianismus — Stifter: Li, genannt Lao-tse = ehrwürdiger Meister, um 600 v. Chr. — Taoismus von Tao = Ordnung = oberste [gute] Gottheit; daneben eine Anzahl niedrigerer Gottheiten [„Geister"] — steht den monotheistischen Religionen am nächsten) — 2. monotheistische (ein göttliches Wesen): das Judentum (7 Million

Bekenner, besonders zahlreich in Polen, Rußland, Ungarn und Deutschland — Stifter: Abraham, 2000 v. Chr., und Moses, 1500 vor Chr. — Lehre: ein (guter) Gott, unter demselben „Geister" [Engel = gute Geister und Dämonen = böse Geister; an der Spitze der letzteren der Satan = Feind — vgl. Kap. 3 Anhang]; drei Entwickelungsstufen: Patriarchalismus, Mosaismus, Prophetismus; Opferkultus — Kultusstätten: Stiftshütte, Tempel [seit Salomo, um 1000 v. Chr.], in den letzteren Jahrhunderten vor Christus neben dem Tempel und seit der Zerstörung desselben im Jahre 70 n. Chr. ausschließlich: Synagogen — heiliges Buch: das Alte Testament [3 Teile: Gesetz, Propheten, Schriften]); das Christentum (von Palästina ausgegangen, in allen Erdteilen, besonders in Europa und Amerika — 400 Million Bekenner; aus dem Judentum hervorgegangen — Stifter: Jesus, genannt Christus = Gesalbter = König, geboren im Jahre 1 unserer [der christlichen] Zeitrechnung — Lehre: s. Teil II. Kap. 3 — Kultus: Gebet, „Wort Gottes" [Schrift und Predigt], Sakramente — Kultusstätten: Kirchen — heiliges Buch: die Bibel [2 Teile: Altes und Neues Testament]); der Muhammedanismus (Islam = Ergebung, Glaube - von Arabien ausgegangen, in Asien, Afrika und Europa [Türkei und Südrußland] — 200 Mill. Bekenner; an das Judentum und das Christentum angelehnt — Stifter: Abul Kasem, genannt Muhammed = Gepriesener, geb. 571, gest. 632 nach Chr. [Hedschra 622] — Lehre: ein [guter] Gott, unter ihm Engel und Dämonen — Kultus: Gebete, „Wort Gottes" (Koran), Fasten, Waschungen, Wallfahrten — Kultusstätten: Moscheen, besonders die Kaaba in Mekka — heiliges Buch: Koran [= Lesung oder Sammlung — 114 Suren]). — Die Kulturreligionen haben sich mit der Zeit meist in verschiedene, Parteien („Kirchen", „Schulen", „Sekten") zer-

spalten, z. B. die altjüdische in Pharisäer, Sadducäer und Essäer, der Muhammedanismus in Sunniten und Schiiten (verwerfen die Sunna = Überlieferung), das Christentum in römische Katholiken (180 Million — geistliches Oberhaupt: der Papst in Rom), russische Katholiken (70 Million — geistliches Oberhaupt: der russische Kaiser; die Leitung der Kirche geschieht durch „den heiligsten Synod" in Petersburg), griechische Katholiken (15 Million — Oberhaupt für die griechischen Katholiken in der Türkei: der Patriarch von Konstantinopel, in Griechenland: Synode in Athen), protestantische Kirchen (die unierte [„evangelische" — in Preußen und einigen anderen Staaten Deutschlands], die lutherische [besonders im Norden Europas], die reformierte [in der Schweiz, Holland, Schottland u. s. w.], die anglikanische oder „bischöfliche" [in England]) und (protestantische) „Sekten" (z. B. die Herrnhuter, Baptisten, Mennoniten, Methodisten u. s. w. — besonders in England und Nordamerika) — alle Protestanten (erkennen, im Unterschiede von allen übrigen Christen, nur die kanonischen Bücher der Bibel als Glaubensnorm an, nicht aber die „Apokryphen" und die Tradition = Überlieferung) zusammen etwa 80 Million — und kleine morgenländische Kirchen (z. B. die armenische, die koptische [in Ägypten], die abessynische u. s. w. — zusammen etwa 20 Million). Auch ist bei den noch vorhandenen (aus alter Zeit datierenden) Kulturreligionen fast durchweg ein höherer oder geringerer Grad von Entartung (Abweichung von den Ideen und Intentionen des Stifters, z. B. bei der christlichen, der buddhistischen u. s. w. — oder Herabsinken von der in irgend einer Periode eingenommenen geistigen Höhe, z. B. bei dem Brahmanismus) zu konstatieren, aus der dann von Zeit zu Zeit einzelne Teile („Kirchen", „Schulen", „Sekten") sich wieder zu erheben versuchen (z. B. innerhalb der „christlichen Kirche" die „Protestanten" durch die im

16. Jahrhundert von Deutschland ausgegangene „Reformation“ = Wiederherstellung [der ursprünglichen christlichen Religion]). — Die geistig höchststehende unter allen Religionen ist unbestreitbar die christliche und die reinste (nach ihren im Neuen Testamente enthaltenen Grundlagen, besonders an der Person ihres Stifters gemessen) Gestalt derselben der Protestantismus (das nach der Norm der Bibel, besonders des Neuen Testamentes rekonstruierte Christentum). — Jede Religion ergänzt in ihrer Weise das Gebiet der unmittelbaren Erfahrung und des darauf begründeten Wissens und Lebens durch „höhere“ Vorstellungen („Glauben“) und daraus entspringende bzw. sich daran anschließende besondere Lebensäußerungen und nimmt vermittelst derselben (die christliche Religion z. B. durch ihre Geschichte [biblische Geschichte, besonders das Leben Jesu, und Kirchengeschichte, besonders die Geschichte der Reformation], ihre Lehren [Dogmen = Glaubenslehren — die hauptsächlicheren derselben siehe Kap. 3 — und Sittenlehre — vgl. weiter unten u. h. „die Sittlichkeit“], ihre Gesänge [Kirchenlieder], ihre heiligen Handlungen [Gottesdienste, Sakramente, Traumg, Beerdigung u. s. w.] und ihre Feste [besonders Weihnachten, Ostern, Pfingsten — das bedeutsamste und schönste aller christlichen Feste ist das „Kinder- und Familienfest“ Weihnachten]) nicht bloß überhaupt einen breiten Raum im inneren und äußeren Leben ihrer Bekenner ein, sondern übt auch einen von keinem anderen Lebensfaktor erreichten Einfluß darauf aus und erweist sich dem einzelnen gegenüber als eine historisch gegebene Macht, der gegenüber er sich zwar innerlich — und überall da, wo, wie in den protestantisch-christlichen und einem Teile der katholischen Länder (z. B. Frankreich), „Glaubensfreiheit“ herrscht, auch äußerlich — ablehnend verhalten, deren geistigem Einflusse er sich aber in keinem Falle ganz entziehen kann —

h) die Sittlichkeit = das Bewußtsein („Gewissen" — lat. conscientia „Bewußtsein") von dem Unterschiede zwischen gut und bös (gut und schlecht, recht oder unrecht handeln; Tugend und Untugend bzw. Laster [religiös: Sünde]) und von der Verpflichtung, in jeder Lebenslage jedesmal das (in dem betreffenden Falle) Gute zu verwirklichen (sittliche Pflicht überhaupt, sittliche Pflichten im einzelnen, Pflichtgefühl — sittliche [höchste] Lebensaufgabe im ganzen, sittliche Aufgaben im einzelnen), und das aus diesem (theoretischen) Bewußtsein (theoretische Sittlichkeit) hervorgehende innere (Gefühl, Wille, Gesinnung) und äußere (Handlungen, „Thun und Lassen" — Handlungsweise — Charakter) Verhalten (praktische Sittlichkeit). Das sittliche Bewußtsein (die theoretische Sittlichkeit) ist in irgend welchem Grade bei jedem Menschen (auch bei dem wenigst-kultivierten schon, auch bei dem verworfensten noch) vorhanden („jeder Mensch hat ein Gewissen" — insofern ist keiner „gewissenlos"; die bekannten Redeweisen: „ein gewissenloser Mensch", „er hat gewissenlos gehandelt", haben nur den Sinn: er handelt, als ob er [überhaupt] kein Gewissen hätte — oder: er hat in dem betreffenden Falle von dem, was unter den gegebenen Umständen gerade das Gute [seine Pflicht] war, kein deutliches oder kein genügend energisches Bewußtsein gehabt, oder: er hat gegen das etwa vorhandene bessere Bewußtsein gehandelt) und formaliter überall gleich, materialiter (inhaltlich) dagegen sehr verschieden. Der jeweilige Inhalt des sittlichen Bewußtseins (des Gewissens) hängt ab von der ganzen Lebensatmosphäre, in der eine Generation und der einzelne in ihr aufwächst, und wird zumeist bestimmt durch die herrschende Religion („heidnisches Gewissen", „christliches Gewissen" — „katholisches, protestantisches Gewissen"). Jede Kulturreligion schließt die Pflanzung und Pflege der theoretischen (Moral, Ethik) und praktischen Sittlichkeit (sittliches Leben) als einen wesent-

lichen Bestandteil ihrer selbst in sich („religiös-sittlich"). Auch die Philosophie betrachtet es mit Recht als eine ihrer höchsten Aufgaben, eine Ethik aufzustellen („philosophische Ethik", z. B. die aristotelische Ethik, die Ethik Spinozas — Kants „kategorischer Imperativ" u. s. w.), doch bleibt die Bedeutung derselben auf kleine Kreise (selbst unter den Gebildeten) beschränkt, während die große Masse ausschließlich von der religiösen (von der betreffenden Religion ausgehenden) Sittenlehre beeinflußt wird. — Die Verschiedenheit der theoretischen Sittlichkeit (der geltenden Sittenlehre bzw. des jeweiligen Inhalts des sittlichen Bewußtseins, des Gewissens) zeigt sich im großen (bei ganzen Religionsgemeinschaften, Völkern, Gesellschaftsschichten) wie im einzelnen (bei den Individuen) in der verschiedenen Auffassung einzelner oder aller Lebensverhältnisse (z. B. der Familie, des Eigentums, des Staates, der Arbeit, des Genusses u. s. w.) sowie des Lebens selbst, und die der praktischen Sittlichkeit (des sittlichen Lebens) in dem verschiedenen Verhalten diesen Lebensverhältnissen gegenüber und in denselben, sowie in dem verschiedenen Grad der Energie, den sittlichen Anforderungen im privaten und öffentlichen Leben gerecht zu werden. — Allen christlichen Kulturvölkern eignet ein, wenn auch in manchen Einzelpunkten differierendes, doch im großen und ganzen übereinstimmendes sittliches Gemeingefühl (eben das von der christlichen Religion erzeugte und unterhaltene sittliche Gefühl, das christliche Gewissen in den einzelnen): die gleiche Beurteilung der wichtigeren sittlichen (im allgemeinen Sinne, = ethischen d. i. unter den sittlichen Gesichtspunkt fallenden) Erscheinungen, dieselbe Verurteilung grober Verletzung des „Sittengesetzes" (Verbrechen), der gleiche „Schrei der Entrüstung" bei irgendwo in der Welt vorgekommenen besonders „abscheulichen" Verbrechen („Unthaten", z. B. Elternmord, „Lustmord", „Massenmord" u. dgl. m.) — Das sittliche Bewußtsein jedes ein-

zelnen („sein" Gewissen) bringt nicht bloß auf Erfüllung der sittlichen Verpflichtungen in seinem eigenen (privaten und öffentlichen) Lebenskreise, sondern erhebt auch an alle anderen die gleichen sittlichen Ansprüche, das sittliche Gemeingefühl eines Volkes (getragen und bestimmt hauptsächlich von den überhaupt und besonders auch sittlich höher Gebildeten) strebt nach „Versittlichung" aller öffentlichen Verhältnisse und Zustände in der eigenen Mitte (Abstellung von „Unsitten", Verminderung der Verbrechen, Abhilfe für öffentliche Notstände — Ordnung der Regierungs- [und Verwaltungs-] Einrichtungen und des Regierungs- [und Verwaltungs-] Verfahrens nach den höchsten sittlichen Normen), das der ganzen christlichen Kulturwelt kämpft gegen „Barbareien" auf dem ganzen Erdenrund an; auf diese Weise entwickelt sich innerhalb der Menschheit ein — wenn auch nicht immer in gerader Linie verlaufender, vielmehr je und je durch Herabsinken der bis dahin tonangebenden Teile (Gesellschaftsschichten, Völker) auf ein niedrigeres sittliches Niveau unterbrochener, aber immer wieder neu (bei einer anderen Gesellschaftsschicht, einem anderen Volke) ansetzender und im großen und ganzen von den Anfängen der Menschengeschichte an bis heute unzweifelhaft thatsächlich vorhandener — sittlicher Fortschritt —

i) der Zeitgeist: die allgemeine Richtung und Färbung der Gedanken, die zeitweilig im Vordergrund des Sinnens und Strebens weiterer Kreise (ganzer Völker, ja mehr oder weniger aller zu derselben engeren Kulturgemeinschaft gehörigen Völker), zumal der Gebildeten in ihnen, stehen — eine Sinnesgemeinschaft, die, mag sie religiösen oder antireligiösen, ästhetischen, philosophischen, politischen, mag sie realistischen oder idealistischen Charakters sein, mag sie dem materiellen Erwerb und Genuß oder dem geistigen Fortschritt den Vorrang einräumen, gleichsam die geistige Gesamtatmosphäre bildet, in der eine oder mehrere Generationen

aufwachsen („jeder das Kind seiner Zeit"), gegen die der einzelne zwar, wenn er sie als seinem Ideale nicht entsprechend erkannt hat, ankämpfen kann [„gegen den Strom der Zeit schwimmen"], der aber die große Masse, auch der „Gebildeten", ohne weiteres folgt („dem Zeitgeiste huldigen"), und deren Macht daher jeder in seinem Leben, ob willig, oder unwillig, empfindet. — Erzeugt wird „der Zeitgeist" durch den jeweiligen Gang, den die Kulturentwickelung bei einem oder allen gleichschreitenden Völkern nimmt, und ist im Grunde nur der Gesamtausdruck der zur Zeit vorherrschenden Interessen. Eine Wandlung im „Zeitgeist" pflegt einzutreten teils infolge tiefgreifender Ereignisse (Völkerschicksale, z. B. Kriege, Revolutionen, staatliche Neubildungen — großartige [„Epoche machende"] Entdeckungen oder Erfindungen, das Aufblühen neuer, das Volksleben in weiteren Kreisen berührender Zweige der Wissenschaft oder Kunst, das Aufkommen neuer Gewinn verheißender Erwerbszweige u. s. w. u. s. w.), teils, und meist im Zusammenhang damit, durch machtvolle, ihre Zeitgenossen in einer bestimmten Bahn mit sich fortreißende und dadurch „ihrer Zeit das Siegel ihres Geistes (Genie's) aufprägende" Persönlichkeiten. —

Indem wir so die verschiedenen Seiten und Formen aktueller (thatsächlicher, wirklicher — im Gegensatz zu der bloß möglichen, potentiellen) Lebensbethätigung der Menschen (besonders der heutigen Kulturmenschen), sowohl des einzelnen Individuums (Sonderexistenz — besonders des erwachsenen Mannes), als auch der menschlichen Gemeinschaften (Sozietätsleben), und zwar sowohl derjenigen Lebenserscheinungen (Lebens-Aktualitäten), die von den Individuen in ihrer Sonder- oder Sozietäts-Existenz absichtlich (spontan oder unter Nötigung von außen) erzeugt werden, als auch derjenigen, die sich, ohne von den Individuen direkt gewollt zu sein, innerhalb der Gemeinschaften erzeugen (z. B. die Sprache, die „öffentliche Meinung", der „Zeitgeist" u. a.), zu zeichnen

versucht haben, haben wir das eigentümlich-menschliche Sein und Leben noch nicht erschöpft; es bleiben noch zwei Ausschnitte des geistigen Seins der Individuen: das Bewußtsein von dem, was vor der gegenwärtigen Stunde (im Leben des Individuums, der Gemeinschaften, der Menschheit) war, und das Bewußtsein von dem, was (gleichzeitig) neben einander auf der Erde, dem Wohnsitze der Menschen, war und ist*, und im Zusammenhang damit das Vorleben der heutigen Menschheit zu erörtern.

---

* Wir vermeiden hier absichtlich die Ausdrücke „Zeit" und „Raum", da dieselben nur Abstraktionen sind, wie Größe, Zahl, Form u. s. w. Es giebt keine Zeit, keinen Raum für sich (in concreto), es giebt nur nach und neben einander Existierendes. — Der berühmte Streit über „Zeit" und „Raum", der seit Kant in der Philosophie spukt, dreht sich um nomina (Abstraktionen), nicht um res (selbständig Existierendes), entbehrt daher für den Realphilosophen jeglichen Grundes und Interesses. Freilich wird auch der realistisch-gerichtete d. h. immer vom Realen ausgehende und auf Erkenntnis des Realen hinarbeitende Philosoph fragen: wie kommt der Mensch dazu, diese Abstraktionen („Zeit" und „Raum") zu bilden, aber diese Frage fällt für ihn mit der nach dem Abstraktionsvermögen des menschlichen Geistes überhaupt zusammen — das (was für ihn die Hauptsache ist) jedenfalls als thatsächliches eigentümlich-menschliches Lebensphänomen konstatiert werden muß. — Zum besseren Verständnis bemerken wir noch Folgendes: Durch Vergleichung des neben einander Existierenden (der Ausdehnung [„Größe"] der verschiedenen Objekte und ihrer Abstände von einander im Verhältnis zu den Objekten und unter sich) abstrahieren wir ein ihnen Gemeinsames, das aber nicht für sich, nicht ohne die Objekte, existiert: den „Raum". Ebenso abstrahieren wir von dem nach einander Existierenden, durch Vergleichung der Ausdehnung („Dauer") der verschiedenen Erscheinungen und ihrer Abstände von einander im Verhältnis zu den Erscheinungen und unter sich, ein ihnen Gemeinsames, das aber nicht für sich, nicht ohne die Erscheinungen, existiert: die „Zeit". — Daß wir befähigt sind, zwei (und mehr) Objekte als neben und zwei (und mehr) Erscheinungen als nach einander aufzufassen, liegt allerdings in der allgemeinen Natur unseres Geistes, ist aber nicht mehr und nicht weniger merkwürdig als unsere geistige Befähigung, überhaupt etwas wahrzunehmen oder die besondere Gestalt, Größe, Zahl u. s. w zu erkennen. — Zu behaupten: es müsse Raum existieren, ehe von einem Neben-

Jeder Mensch hat eine Vergangenheit, eine „Geschichte" („seine" Lebensgeschichte), jede Gemeinschaft (z. B. jede Stadt, jedes Volk — auch jede Familie, vermittelst der direkten Abstammung, der „Ahnenreihe", nur daß nur wenige Familien dieselbe weit zurückverfolgen können) desgleichen, ebenso die Menschheit als Ganzes. Das direkte Vergangenheitsbewußtsein (Bewußtsein von dem, was vor der Gegenwart war) des einzelnen Menschen reicht nur soweit zurück, als sein Gedächtnis (genauer: sein Erinnerungsvermögen) reicht (höchstens bis ins 5. oder 4. Lebensjahr — auch wird der Inhalt seiner Erinnerung, je weiter zurück, im allgemeinen desto weniger deutlich, zusammenhängend und in die Breite gehend); indirekt wird dasselbe erweitert durch (den Inhalt von) Erzählungen seiner Eltern und Großeltern (hin und wieder, besonders — nach der Bibel — in der Anfangszeit der Menschheit auch noch weiterer Vorfahren) und anderer „alten Leute" aus ihrer Lebenszeit, ferner durch etwaige (mündliche) Überlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht (Familientraditionen —

---

einander und von Ausdehnung = Größe, und Zeit, ehe von einem Nacheinander und von Ausdehnuug = Dauer die Rede sein könne, ist ebenso thöricht, wie wenn man verlangen wollte, daß Größe existiere, ehe etwas, das (relativ) groß ist, Zahl, ehe eins, zwei, drei u. s. w. Objekte existieren könnten. — Wenn wir sagen: „hier ist noch Raum", so heißt das nichts anderes als: hier können, die Größe der vorhandenen Objekte mit ihren Abständen verglichen, noch mehr Objekte von derselben bzw. einer größeren oder geringeren Ausdehnung (als die bereits vorhandenen) neben einander existieren (auf die Luft, die den Erdkörper bis zu einer gewissen Höhe als ein Continuum umgiebt, in dem die einzelnen Körper sich, wie die Fische im Wasser, befinden, die aber selbst ebenfalls einen Körper neben den anderen Körpern bildet, pflegt man dabei, da sie sich ohne jede bemerkbare Schwierigkeit verdrängen läßt und zudem unsichtbar ist, keine Rücksicht zu nehmen); wenn wir sagen: „es ist keine Zeit mehr dazu", so ist damit nichts anderes gemeint als: das Betreffende kann, seine Dauer mit dem (gedachten oder an der Uhr gemessenen) Abstande des zuletzt voraufgegangenen von dem nachfolgenden (erwarteten oder beabsichtigten) Geschehen gemessen, nicht mehr stattfinden, ehe das in Aussicht stehende Neue eintritt.

Stammsagen, Volkssagen) und endlich — jedoch nur für den Kulturmenschen — durch schriftliche Nachrichten aus und über die Vergangenheit, insbesondere die Geschichte (von „geschehen", = zusammenhängende sichere Kunde von dem [in der Vergangenheit] Geschehenen). Erst die (alle Zeugnisse über die Vergangenheit [„Denkmäler", Urkunden, Literaturwerke u. s. w.] zusammenfassende, kritisch sichtende und ordnende Wissenschaft der) Geschichte (im absoluten Sinne: Universal- oder „Weltgeschichte", richtiger: Menschengeschichte, noch genauer: Geschichte der Kulturmenschheit) — „das Gedächtnis der Menschheit" — vermittelt eine zusammenhängende, geordnete Kenntnis der ganzen Vergangenheit des Menschengeschlechts, bis zurück — allerdings nicht in den Anfang der Menschheit, aber doch — an den Anfang der Kulturmenschheit; von dem, was darüber hinausliegt: der „vorgeschichtlichen" Vergangenheit der Menschheit, der Erde, des Sonnensystems, der Welt überhaupt — erfahren wir nicht mehr durch die Geschichte (= Geschichte der Kulturmenschheit), sondern bzw. durch die Anthropologie (in Verbindung mit Sagen- und Sprachforschung), die Geologie, die Astronomie, die Religion — sei es als sichere Kunde, sei es als Hypothese (wissenschaftliche Annahme), sei es als Glaubenssatz (religiöse Behauptung).

Jeder Mensch „wurzelt" in seiner Vergangenheit (d. h. sein gegenwärtiges inneres und äußeres Sein und Verhalten ist zu einem großen Teile das Resultat seines vergangenen Seins und Verhaltens), lebt innerlich mehr oder weniger in dieser seiner (ganz nur ihm bekannten) Vergangenheit (in dem, was er in den vergangenen Stunden, Tagen, Jahren gewesen ist, gesehen, gehört gedacht, gefühlt, gewollt, gethan, erlitten — überhaupt innerlich oder äußerlich „erlebt" hat, in der Erinnerung an die Personen, mit denen er damals zusammen gelebt, an die Situationen, in denen er sich befunden, u. s. w.) und empfängt aus diesem seinem Vergangenheitsbewußtsein (d. h. von dem Inhalte seines Vergangenheitsbewußtseins) Impulse zu innerem und äußerem Verhalten in der Gegenwart. Als Mitglied eines Verbandes hat er zugleich,

falls und soweit ihm die Vergangenheit (die Geschichte) desselben bekannt ist, ein Bewußtsein von dieser Vergangenheit, lebt mehr oder weniger darin und läßt sich gelegentlich durch sie in seinem Verhalten bestimmen — und insofern dies, wenn auch nicht von allen, so doch von den leitenden Gliedern des betreffenden Verbandes (Familie, Gemeinde, Volk u. s. w.) gilt, kann man, doch nur uneigentlich, sagen, daß der Verband als solcher (etwa ein Volk) ein Bewußtsein seiner Vergangenheit habe und durch dieselbe in seinem Verhalten bestimmt werde. Der Gebildete hat durch die Geschichte ein Bewußtsein von der ganzen Vergangenheit der Kulturmenschheit, hat das ganze Vorleben der jeweilig gegenwärtigen Kulturmenschheit gleichsam miterlebt, lebt und webt mit seinen Gedanken mehr oder weniger in dieser Gemein-Vergangenheit der lebenden Generation und wird durch sie in seinem Denken und Handeln beeinflußt. Sowohl infolge dieses geistigen Einflusses der Vergangenheit auf das jeweilig gegenwärtige Leben der Menschen als vermöge der Kontinuität des materiellen Seins (und der damit gesetzten Verhältnisse, Lebensbedingungen, überhaupt „Umstände") ist der Zustand und das Leben der gegenwärtigen Generation (nichts anderes als) die Fortsetzung des Zustandes und Lebens der zunächst voraufgegangenen und überhaupt der früheren Generationen. Man kann daher die Situation und das Leben der gegenwärtigen Menschengeneration nicht richtig auffassen, wenn man nicht das Vorleben des Menschengeschlechts bis zur Gegenwart hin kennt. Und da dasselbe zugleich, wie vorher bemerkt, einen nicht unwesentlichen Ausschnitt des Bewußtseinsinhaltes des modernen Kulturmenschen, besonders der gebildeten Glieder der modernen Kulturvölker bildet, so geben wir hier einen kurzen Abriß dessen, was zur Zeit über die Vergangenheit des Menschengeschlechts bekannt ist, beschränken uns dabei aber innerhalb der geschichtlichen Zeit — der Kürze wegen — auf die jeweilig die Kultur (als kontinuierliche Entwickelung innerhalb der Menschheit gefaßt: die orientalisch-europäisch-amerikanische Kultur, seit dem Auftreten des Christentums: die christliche Kultur — zuerst dauernd auf-

geblüht in Europa, dann von hier aus nach den europäischen Besitzungen [Kolonien] in den übrigen Erdteilen [seit dem Ende des 15. Jahrhunderts: Entdeckung der Westküste Afrikas, 1485: Südspitze Afrikas, 1498: Seeweg nach Ostindien, 1492: Amerika], besonders nach Amerika vorgedrungen und in der Gegenwart sich von Europa und Amerika aus [durch Missionen, Handelsunternehmungen, Kolonisation, politischen Verkehr] immer mehr und immer rascher über die ganze Erde verbreitend) tragenden und darum für die heutige (christliche) Kulturwelt allein belangreichen Völker, sehen also ab von allen außer Zusammenhang mit der gegenwärtig „die Welt" beherrschenden (europäisch-amerikanischen = christlichen) Kulturbewegung stehenden, wenn auch in sich — wenigstens in der einen oder anderen Beziehung — hochentwickelten Kulturkreisen, sowohl den gänzlich der Vergangenheit angehörigen (z. B. den „alten Kulturstätten" in Central- und Südamerika, die, schon seit Jahrhunderten wieder verödet, nur noch durch die Trümmer ihrer Bauwerke [wenigstens an Ort und Stelle, außerdem noch durch einzelne in Museen erhaltene Exemplare altamerikanischer Kunstfertigkeit: Waffen, Götzenbilder, Schmucksachen — auch hat sich in Guatemala ein altes heiliges Buch der Quiché gefunden, das Popol-Vuh, das eine primitive Schöpfungsgeschichte enthält] sich der heutigen Generation direkt bezeugen; — der Bestand derselben ist nach rückwärts nicht mit Sicherheit näher zu bestimmen, beendigt wurde derselbe teils vor, teils mit dem ersten Auftreten der Europäer in Amerika im 15. und 16. Jahrhundert) als auch den noch bestehenden (Indien [Zeugnisse altindischer Kultur: 900 Höhlen- oder Grottentempel, aus dem Fels gehauen, darunter 720 buddhistischen Ursprungs — seit 550 vor Christus; die bekanntesten sind die auf Elefanta und Salsette, zwei Inseln bei Bombay, und die zu Ellora, nordöstlich von dieser Stadt; — ferner die indischen Religionssysteme selbst: das brahmanistische und das buddhistische — s. S. 137 f. — sowie die altindische — Sanskrit- — Literatur], China, Japan, der muhammedanischen Kultur [mit Ausnahme der arabischen des Mittelalters, besonders

in Spanien und Unteritalien, die sich nicht bloß mit der christlichen jener Zeit eng berührt hat, sondern auch in mehrfacher Beziehung von großem, und zwar wohlthätigem, Einflusse auf dieselbe und damit auf die christliche Kulturentwickelung überhaupt gewesen ist] — Bestand der süd- und ostasiatischen Kultur seit etwa 2000 v. Chr.).

Die ältesten direkten Spuren von dem Vorhandensein der Menschen (die von der Anthropologie gesammelt werden: Schädel, Werkzeuge, Speiseabfälle [Kjökkenmöddings auf der jütischen Halbinsel, Knochenüberreste in „Höhlenfunden" u. s. w.], auf Knochen gezeichnete Figuren u. s. w.) weisen in die Anfänge der gegenwärtigen geologischen Periode (der Alluvialzeit — s. S. 47 — z. B. vor die letzten Ausbrüche der Eifelvulkane) zurück und zeigen uns den „prähistorischen Menschen" (wie noch heute die kulturlosen Menschen, „die Wilden") im harten Kampfe mit der Natur, je nach dem Wohnsitze entweder als Jäger oder als Fischer (Muschelschalen der Kjökkenmöddings u. s. w.), als Wohnstätten, wo solche vorhanden, Höhlen benutzend („Höhlenbewohner", Troglodyten). Einer viel jüngeren Zeit gehören die — gleichfalls noch prähistorischen — Bewohner der Pfahlbauten (in den Schweizer-, norddeutschen und anderen Seeen seit 1853 aufgefunden) an, die bereits einen Anfang von Kultur (künstlicher Hausbau, mehr und bessere Gerätschaften, Spuren von Viehzucht und Ackerbau u. s. w.) besaßen; sie standen also (wie ähnlich noch heute manche halbwilde Volksstämme in Asien, Afrika und Australien) auf der Übergangsstufe von der Wildheit zur Kultur.

Überall (selbst auf vielen kleineren Inseln), wohin die Kulturmenschheit (die Trägerin, wie der Kultur überhaupt, so auch der Geschichte) nach und nach vorgedrungen, hat sie bereits Menschen vorgefunden (z. B. in Amerika, auf Neuholland), doch weisen mancherlei Umstände (das Zeugnis der Bibel, die Verwandtschaft der europäischen mit asiatischen Sprachen, Sagen verschiedener Völker, allerlei Anklänge in Vorstellungen, besonders auch religiösen, und Sitten) nicht bloß allgemeinhin auf einen gemeinsamen

Ausgangspunkt aller Menschen (nach der Bibel und manchen anderweitigen Überlieferungen: ein ursprüngliches Menschenpaar), sondern auch im besonderen (auch für die Indianer in Amerika) auf Asien als die Heimat der Urmenschheit („die Wiege des Menschengeschlechts") hin.

Die ältesten Träger der gegenwärtig sich noch fortsetzenden (orientalisch-europäisch-amerikanischen) Kulturbewegung innerhalb der geschichtlichen Zeit sind die Ägypter und die vorderasiatischen („orientalischen") Völker: Assyrier, Babylonier, Meder, Perser, Kleinasiaten und Phönizier. Diese „orientalische" Kultur reicht zum Teil bis 2000 v. Chr., die der Ägypter noch weiter zurück: staatliche Institutionen, polytheistische (aus Naturdienst — s. S. 137 — erwachsene) Religionssysteme und Kulte, weittragende kriegerische und Handelsunternehmungen (besonders die Phönizier), grundlegende wissenschaftliche (besonders astronomische — Ägypten, Babylon) und großartige technische Leistungen (Baukunst, besonders in Ägypten: Pyramiden, Obelisken, Sphinxe, Tempel, Felsengräber, „das Labyrinth", Kanäle u. s. w. — in Babylonien und anderwärts: Tempelburgen [z. B. der „Turm zu Babel" 1. Mos 11], Königspaläste, Stadtmauern, Schatzhäuser u. s. w. — in Phönizien: Schiffe, Fabrikbetrieb: Webereien, Färbereien, Glas, Metallwaren u. s. w.), der Gebrauch der Schrift (Hieroglyphen der Ägypter, Keilschrift der Assyrier, Buchstabenschrift der Phönizier), Anfänge der „schönen Künste" (Skulpturen, Wandmalerei, Musik) u. s. w. u. s. w. — Neben diesen vorderasiatischen Kulturvölkern und Ägypten stand eigenartig und längere Zeit hindurch (von 1500 bis 600 v. Chr.) in sich abgeschlossen das Volk der Israeliten: seine Vorgeschichte (Patriarchenzeit, besonders die hehre Gestalt des Stammvaters Abraham; Aufenthalt in Ägypten bis 1500 v. Chr.), seine Auswanderung aus Ägypten nach Kanaan, besonders die Persönlichkeit des Moses, des Stifters der israelitischen Religion (Monotheismus — s. S. 138 f.) und Begründers des israelitischen Volkstums überhaupt, die altisraelitische Theokratie (Priesterherrschaft — daneben von Zeit zu Zeit und je

länger je dauernder: „Richter" = Helden, die zugleich Fürsten oder [Eli] Hoherprieſter oder [der letzte, Samuel] Prophet waren), die Königszeit (von 1100—586 v. Chr. — Blütezeit der althebräiſchen Kultur unter David und Salomo: Dienſtbarkeit der benachbarten heidniſchen Völkerſchaften, glänzende Hofhaltung, Tempelbau, Pracht des Kultus, Literatur, Handelsbeziehungen u. ſ. w.), neben dem Königtum der Prophetismus (bis 400 v. Chr.: Bußpredigt, Vorausſagung kommender Strafgerichte, Weisſagung künftigen Heils [einer Zeit neuen Heils und einer Perſon, durch die das Heil kommen werde: des Meſſias = Geſalbter = König), Weiterentwickelung der religiöſen und ſittlichen Ideen [dritte Stufe des israelitiſchen Monotheismus — ſ. S. 139]), die Zeit der Knechtſchaft (ſeit 586, für den nördlichen Teil des Landes, das „Königreich Israel", ſchon ſeit 722 v. Chr.) bis Chriſtus hin (mit einer Unterbrechung von 130 Jahren [167—37 v. Chr.: Herrſchaft der Makkabäer]) und darüber hinaus.

Im engſten Zuſammenhang mit der ägyptiſch-orientaliſchen Kultur entwickelt ſich in Europa zuerſt die griechiſche Kultur: Vorgeſchichte des Griechenvolks (Sagenzeit: Heroen, fremde Einwanderer aus Ägypten, Phönizien und Kleinaſien, der trojaniſche Krieg; die doriſche Wanderung und dadurch veranlaßte Auswanderungen nach der kleinaſiatiſchen Küſte), Geſchichte (ſeit 1000 vor Chr.): ſtaatliche Bildungen (Verfaſſungen — Lykurg, Solon), die Freiheitskriege gegen die einfallenden Perſer, Blütezeit der griechiſchen Kunſt (beſonders der Baukunſt: Tempel, Burgen, Hafenanlagen u. ſ. w. — der Dichtkunſt: die homeriſchen Epen; Tragödien, Komödien, Lyrik — und der Bildhauerkunſt: höchſtes Kunſtideal: der Menſch) und Wiſſenſchaft (beſonders der Philoſophie — Höhepunkt: Sokrates † 399 v. Chr., Plato † 347 v. Chr., Ariſtoteles † 322 v. Chr.), Zeit des Verfalls (der peloponneſiſche Krieg — Eroberung Griechenlands durch die Macedonier 338 vor Chr.).

Während das Griechenvolk ſelbſt dauernd in Abhängigkeit verſank, verbreitete ſich ſeine Kultur nach dem Orient, beſonders

durch Alexander den Großen, und nach dem Westen hin: Rom. Das römische Volk, schon frühzeitig von der griechischen Kultur beeinflußt (griechische Kolonien in Unteritalien seit 700 v. Chr. — Reisen nach Griechenland), eignet sich nach der Eroberung Griechenlands (im 2. Jahrh. v. Chr.) die Kultur desselben immer mehr an und vermittelt sie der ganzen (damals) „bekannten Welt". Römische Geschichte: Vorgeschichte (Sagenzeit: Abstammung der Gründer Roms von Äneas, Gründung der Stadt, die Königszeit), Geschichte (seit 500 vor Chr.): Republik, Ausbreitung der Herrschaft der Stadt Rom über ganz Italien, dann immer weiter bis zum Euphrat im Osten, der afrikanischen Wüste im Süden, dem Atlantischen Ocean im Westen, der Donau, dem Rheine und Schottland im Norden; gleichzeitige politische Entwickelung im Innern: Kampf der Plebejer um Gleichberechtigung mit den Patriziern, Gesetzgebung; Verfall der Republik durch Bürgerkriege (Kampf um die Alleinherrschaft: Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Antonius und Oktavianus); das Kaisertum: Blütezeit der römischen Kultur in der Zeit um Christi Geburt (Kaiser Augustus), die Kaiser-Wüteriche des ersten Jahrhunderts nach Chr. („Cäsarenwahnsinn"), besonders Tiberius († 37 n. Chr.) und Nero († 68 n. Chr.); edle und tüchtige Kaiser (neben Schwächlingen und Wüstlingen) im ersten (Vespasian, Titus), zweiten (Trajan, Hadrian, Antonimus Pius, Markus Aurelius) und dritten (Septimius Severus, Alexander Severus) Jahrhundert; allmählicher Verfall der römischen Weltherrschaft infolge innerer Schwäche (Depravation, Thronstreitigkeiten) und äußerer Angriffe (seit der Völkerwanderung 375 n. Chr.); Verlegung der Residenz von Rom nach Konstantinopel (331) durch Konstantin den Großen († 337 n. Chr.); Teilung des Reichs in ein ost- und ein weströmisches Reich, Untergang des letzteren 476 n. Chr. — römische Kultur: besonders Kriegskunst, Rechtspflege („römisches Recht"), Redekunst, Straßenbau u. s. w. —

Jesus Christus, der Mittel- und Wendepunkt der Weltgeschichte (auch äußerlich ausgeprägt in der christlichen Zeitrechnung,

nach der bereits in allen Teilen „der Welt" von dem dominierenden Elemente, den Christen, gerechnet wird): seine liebens- und verehrungswürdige Person, seine Lehre von dem Gott, der Geist ist, und von der Liebe selbst gegen den Feind, sein tragisches Ende im Kampfe mit den religiösen Vertretern des — auf den Standpunkt des Mosaismus (s. S. 139) zurückgesunkenen und in den Äußerlichkeiten des Kultus und rituell-korrekter Lebensführung verknöcherten — Judentums; die (im Neuen Testamente niedergelegten*) Überlieferungen seiner ersten Jünger („Apostel") über wunderbare Vorgänge in seinem Leben, seine Verherrlichung (Auferstehung und Himmelfahrt) nach seinem Tode und seine Bedeutung als Erlöser „der Welt" (d. h. aller an ihn gläubigen Menschen); — die erste Christengemeinde in Jerusalem (33 n. Chr.), die erste aus Heiden gesammelte Gemeinde in Antiochia, der Hauptstadt Syriens (44 n. Chr. — der Name „Christen", vorher „Nazarener"), Ausbreitung des Christentums innerhalb der religiös und sittlich verfallenen antiken Welt (Kleinasien, Griechenland, Rom u. s. w.), die Zeit der Verfolgung (die ersten 3 Jahrhunderte), der Sieg des Christentums im römischen Reiche (Konstantin der Große — 324 n. Chr.), Konzilien zur Feststellung der Lehre; die Gründung christlich-germanischer Reiche im Abendlande (seit der Völkerwanderung 375 n. Chr.).

Das Mittelalter: die Entwickelung des Papsttums (aus dem römischen Bistume) zur obersten das ganze geistige (nicht bloß das „geistliche" = religiös-sittliche, sondern auch das wissenschaftliche) Leben beherrschenden und auch auf sozial-politischem Gebiete die „weltlichen Mächte" (Staaten) im ganzen, wenn auch zum Teil nur vorübergehend und unter Protest und Gegenwehr derselben, unter ihre Autorität beugenden Weltmacht (einer neuen römischen Weltherrschaft in kirchlicher Form); der Islam (s. S. 139) und seine Eroberungen in Asien, Afrika und Europa

* Die einzelnen Schriften verfaßt im 1. Jahrh. nach Chr., zum neutestamentlichen Kanon (= Regel, Richtschnur) zusammengestellt auf der nordafrikanischen Synode zu Hippo Regius 393 n. Chr.

(Spanien), das deutsche Kaisertum („römische Reich deutscher Nation"): sein Kampf mit fremden Eindringlingen (Normannen, Ungarn — später Türken), mit Grenzvölkern, widerstrebenden Vasallen und mit „der Kirche" (Papsttum); Trennung der morgenländischen von der abendländischen Christenheit (Schisma 1054); das Rittertum, die Kreuzzüge (1096—1291), Blütezeit der französischen und etwas später der deutschen Literatur (Minnegesang, Volks- und Kunstepos), Verfolgung der „Ketzer" (seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts*), Hexenprozesse (bis ins 18. Jahrhundert — s. S. 123), die mittelalterliche Gelehrsamkeit (Scholastik, z. B. Albert der Große in Köln † 1280, Thomas von Aquino † 1274) und ihr Gegensatz, der mystische Gefühlsglaube (Mystik), der „schwarze Tod" (Pest — s. S. 112), Überhandnehmen und Ausartung des Mönchs- und Nonnenwesens; die Kabbalistik und Alchymie (bis ins 18. Jahrhundert hinein — Wahnglaube an „Erd"- oder „Naturgeister" [„Gnomen, Sylphen, Undinen, Salamander" u. dgl. m.], mit deren [durch ein „abgezogenes" Leben und unverdrossenes Studium erreichbarer] Hülfe „der Weise" alle Geheimnisse der Natur ergründen und sich die Kräfte derselben dienstbar machen könne — „der Stein der Weisen", Goldmachen, „Lebenselixir" u. s. w.); — die großen Erfindungen (Schießpulver um 1350, Buchdruckerkunst 1450 [Erfinder Johann Gänsfleisch zu Gutenberg in Mainz; erster Druck mit „Lettern" = beweglichen Metalltypen 1450]) und

* durch „die Kirche" — sie überließ zwar die Vollstreckung ihrer Strafurteile der „weltlichen" Obrigkeit („dem weltlichen Arm"), zwang dieselbe aber bei Strafe des Bannes, damit nicht länger als 6 Tage zu säumen. — Die Inquisition („Ketzergericht") seit 1232; durch die spanische Inquisition allein sind mehr als 31 000 Personen verbrannt, mehr als 290 000 anderweitig bestraft, unter Karl V. in den Niederlanden 50 000 Ketzer, unter Philipp II. ebendaselbst mehr als 25 000 hingerichtet worden. — Auch die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts hat sich nicht überall von dem Makel der „Intoleranz" rein erhalten. — Vorkämpfer für die „Toleranz" (Glaubensfreiheit, „Gewissensfreiheit", wörtlich: Duldung) in Italien: Beccaria, in Frankreich: Montaigne, Bayle, Voltaire u. a., in Deutschland: Friedrich der Große.

Entdeckungen (Amerika 1492, Seeweg nach Ostindien 1498) am Ausgange des Mittelalters, Verfall des oströmischen (griechischen, byzantinischen) Kaisertums und Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453), das Wiederaufleben der heidnisch-antiken (griechischen) Kultur (der griechischen Sprache, Literatur und Kunst) zunächst in Italien und von dort aus durch das ganze Abendland (Humanismus), das Aufkommen eines freien, thatkräftigen und dem Fortschritt geneigten Bürgertums, Eroberungen in fremden Weltteilen (Amerika, Asien) — endlich, als definitiver Abschluß des Mittelalters und Anfangspunkt der Neuzeit: die Reformation.

Geschichte der Neuzeit: die Reformation (= Erneuerung der christlichen Religion [„Kirche"] in Lehre, Kultus und Sitte durch Zurückgreifen auf die Bibel [Altes Testament: die heiligen Bücher der Juden, abgeschlossen etwa 200 Jahre vor Christus, und Neues Testament — s. S. 155] und besonders auf das die ältesten Zeugnisse von Jesus Christus und der apostolischen Kirche enthaltende Neue Testament), von Deutschland (besonders Luther † 1546 — daneben Melanchthon † 1560) und der Schweiz (besonders Calvin † 1564 — vorher Zwingli † 1531) ausgehend und zeitweilig zwei Drittel der (damaligen) abendländischen Christenheit in die Bewegung der Geister hineinziehend, auf die Dauer jedoch nur bei den germanischen Völkern sich erhaltend und zur Herrschaft gelangend; — der Jesuitenorden (1540 von dem spanischen Edelmanne Ignaz von Loyola zur Bekämpfung des Protestantismus und Verherrlichung des Papsttums gestiftet [1773 aufgehoben, 1814 wiederhergestellt, 1872 aus dem Deutschen Reiche, 1880 aus Frankreich vertrieben; zählte 1773 22600 Mitglieder — Leiter des Ordens: der „General" in Rom]), Religionskriege in fast allen europäischen Ländern, besonders in Deutschland (namentlich der greuelvolle und die deutsche Volkskraft [Wohlstand, Gesittung, Selbständigkeitsgefühl, Bildung, Unternehmungsgeist u. s. w.] tief aufzehrende Dreißigjährige Krieg 1618—1648); die englische Revolution (Cromwell † 1658 — vorher Blütezeit der englischen Literatur: Shakspeare † 1616);

das Vorherrschen des französischen Einflusses in Politik, Sprache und Sitte auf dem europäischen Kontinente von der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts an (Ludwig XIV.) bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts (Blütezeit der französischen Literatur im 17. [und 18.] Jahrh.); Eintritt (Brandenburg-)Preußens in das „Europäische Conzert" durch Friedrich den Großen (1740—86; 7jähriger Krieg 1756—63); die Lossagung Nordamerikas von England (der „amerikanische Freiheitskrieg" 1775—83), die französische Revolution (1789), der letzte große Wendepunkt (Beginn der „**neueren** Zeit": 1789 bis heute) in der Weltgeschichte (von ihr datiert die prinzipielle Abschaffung der Geburts- und Standesvorrechte bei den christlichen Kulturvölkern der Gegenwart [égalité] und überhaupt die seitdem immer weiter vorschreitende Demokratisierung des Volksgeistes und der staatlichen Einrichtungen in Europa — Konstitutionalismus); Blütezeit der deutschen Literatur (Schiller † 1805, Göthe † 1832) und Philosophie (besonders Kant † 1804); Napoleon I. (1769—1821): seine Kriege, Eroberungen und staatlichen Organisationen, der siegreiche Freiheitskampf der unterjochten Völker gegen ihn und der Zusammenbruch seiner Staatsschöpfungen, seine Verbannung nach St. Helena 1815;— Abfall der mittel- und südamerikanischen Kolonien von Spanien bzw. Portugal (1811—24), revolutionäre Bewegungen in Europa in den 30er und 40er Jahren, die Unifikation Italiens (seit 1860 — Viktor Emanuel König von Italien 1861), der Aufschwung Preußens zur vorherrschenden Macht in Deutschland (der preußisch-österreichische Krieg 1866), der deutsch-französische Krieg 1870/71, das deutsche Kaisertum 1871; — Ausbreitung der Macht europäischer Völker in fremden Weltteilen (Asien: Holland, England, Rußland, Frankreich — Afrika: Portugal, Frankreich, England, Deutschland — Australien: England, Frankreich, Deutschland) durch Kolonisation und Kriege; Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik im (18. und besonders im) 19. Jahrhundert (Dampfschiffe [seit 1807 in Amerika, 1838 in Europa], Eisenbahnen [seit 1825], elektrischer Telegraph [seit 1849] — unsere Zeit „die Zeit des Dampfes und der

Elektrizität"); Drängen des „Arbeiterstandes" (erst in der Neuzeit im Gefolge der Maschinen-Industrie entstanden) auf Besserung seiner sozialen Lage durch politischen Einfluß (die soziale Bewegung der Gegenwart — revolutionär: Sozialdemokratie — „die rote Internationale" — Attentate, besonders in Rußland und Deutschland — extremste Partei: „Umstürzler" [Anarchisten — in Rußland: Nihilisten]); Aufschwung des internationalen Lebens (s. S. 126 f.) infolge einerseits des erleichterten direkten Verkehrs, andererseits des bei den christlichen Kulturvölkern sich immer nachdrücklicher geltendmachenden Friedensgeistes (Wertschätzung des Friedens an sich als des allein normalen internationalen Zustandes und der nur im Frieden möglichen Weiterführung der nationalen und internationalen Kultur: Arbeit, Verkehr, Handel, Wissenschaft, Sittlichkeit u. s. w. — Vertiefung der Kultur im eigenen Lande und Ausbreitung derselben über immer neue ihr bisher verschlossene Gebiete der Erde): gegenwärtig unterhalten die europäischen Völker nicht bloß unter sich und mit Amerika einen vielseitigen und lebhaften internationalen Verkehr, sondern es geht auch von Europa-Amerika, also den Trägern der gegenwärtig höchsten menschlichen (der christlichen) Kultur, ein Strom internationalen Lebens nach fast allen Teilen der bewohnten Erde (fremden Völkern, Kolonien) aus (infolge dessen fühlt sich der moderne Gebildete nicht bloß, wenn auch zunächst und hauptsächlich, als Angehöriger seiner Nation, sondern zugleich als „Weltbürger" [Kosmopolit] d. h. als ein Glied der großen Kulturmenschheit). —

Indem diese ganze Vergangenheit der Menschheit, von der Urzeit bis heute, an dem Geiste des modernen Gebildeten (während der Zeit seiner Ausbildung [vgl. Kap. 1] und auch darnach noch) vorüber-, oder richtiger: durch denselben hindurchzieht, entwickelt sich in ihm die „geschichtliche (historische) Anschauung", die, gestützt durch die Epoche machenden Fakta und ihre Jahreszahlen, es ihm fortan, auch für den — in der Regel eintretenden — Fall, daß ihm ein großer Teil des geschichtlichen Details mit der Zeit wieder entschwindet, doch jederzeit ermöglicht, sich nach rückwärts rasch und

sicher zu „orientieren“ und mit seinen Gedanken an jeden beliebigen Punkt der — überhaupt bekannten — Vergangenheit zurückzuversetzen (mit andern Worten: „sich denselben zu vergegenwärtigen“).

Neben dem Vergangenheitsbewußtsein, das, wie wir gesehen haben, sich in weitester Ausdehnung — bei dem Gebildeten — auf die ganze (überhaupt bekannte) Vergangenheit, wenigstens auf alle irgend wichtigere Fakta aus der ganzen Vergangenheit der Menschheit, also für den modernen Gebildeten auf die ganze Vergangenheit der Menschheit bis zur Gegenwart, wie wir sie in Vorstehendem kurz zu skizzieren versucht haben, erstreckt, besitzt nun jeder Mensch ein mehr oder weniger ausgedehntes Bewußtsein von dem, was gleichzeitig neben einander war und ist: das Weltbewußtsein (vgl. Kap. 1). Das direkte Weltbewußtsein erstreckt sich für jeden nur soweit, als seine eigene direkte Beobachtung in Vergangenheit und Gegenwart reicht: auf den Ort, wo er wohnt, die Orte, Gegenden, Länder, wo er etwa früher gewohnt, oder die er etwa auf Wanderungen oder Reisen („die Welt kennen lernen“) besucht hat, und außerdem auf das, was er von seinem jeweiligen Standorte aus von der außerirdischen Welt („Sonne, Mond und Sternen“) erblickt hat. Indirekt wird dasselbe erweitert durch Mitteilungen anderer von anderen Orten, Gegenden, Ländern, Meeren, die sie besucht haben, am vollständigsten durch die Geographie (Erdbeschreibung), die ihm die ganze Erdoberfläche vorführt; was darüber hinausliegt (die außerirdische Welt) lernt er nicht mehr durch die Geographie, sondern durch die Astronomie bzw. die Religion kennen.

Jeder Mensch lebt mehr oder weniger in dem, was er — außer seiner unmittelbaren Umgebung, mit der sein ganzes Sein und Leben aufs innigste verflochten ist — neben sich (in der Nähe und in der Ferne) weiß (Örtlichkeiten, Personen, Sachen, Vorgänge, Zustände), und wird durch das, was (gleichzeitig) neben ihm ist, in seinem inneren und — teils direkt, teils indirekt — auch in seinem äußeren Leben beeinflußt. Man kann daher das Leben der Menschen an irgend einem Orte (eines Individuums, einer

Gemeinschaft) nicht richtig auffassen, ohne das, was (gleichzeitig) neben ihnen ist (in ihrer unmittelbaren Umgebung, dann aber auch in geringerer oder größerer Entfernung von ihnen), und den etwaigen Einfluß, den dasselbe direkt oder indirekt auf sie ausübt, zu kennen, und da zugleich das — mehr oder weniger ausgedehnte — Bewußtsein von dem, was neben ihnen ist, wie oben bereits bemerkt, einen wesentlichen Ausschnitt des Bewußtseinsinhalts jedes Menschen bildet, so würde es, auch um diesen für ein bestimmtes Individuum vollständig darzulegen, erforderlich sein, festzustellen, was dasselbe von dem neben ihm Existierenden kennt bzw. gekannt hat. Da es sich nun hier nicht darum handelt, das Leben eines einzelnen (Menschen-) Individuums, sondern darum, das des Menschen überhaupt zu beschreiben, so würde es für unseren Zweck genügen, wenn wir alles das zusammenstellten, was der Mensch in seiner bis jetzt höchsten Entwickelung (die gebildeten Glieder der modernen [christlichen] Kulturmenschheit) von dem gegenwärtig in der Welt neben einander Existierenden weiß. Da wir dies nun bereits eben in diesem Kapitel gethan haben, so erübrigt an dieser Stelle nur noch, mit wenigen Worten nachzuweisen, wie dieses Nebeneinander, soweit es auf der Erdoberfläche existiert, auf derselben verteilt ist.

Wie die Geographie d. i. die geordnete Zusammenstellung alles dessen, was bis jetzt in zuverlässiger Weise (durch Reisen, Mitteilungen glaubwürdiger Personen, sichere Schlüsse aus bekannten Thatsachen u. s. w.) über die Erdoberfläche bekannt geworden ist, lehrt, ist der größere Teil der Oberfläche der Erdkugel von dem „Weltmeere" bedeckt, das sich in 5 Oceane (die beiden Eismeere, der Atlantische, Indische und Stille oder Große Ocean) und weiter in Meere (mit ihren Teilen: Meerbusen, Straßen) gliedert. Das von dem Weltmeere umspülte Festland bildet drei große (Kontinente: 1. Asien, Afrika und Europa, 2. Amerika, 3. Neuholland) und eine Menge kleinerer Massen (Inseln) und wird unterschieden als 5 „Welt"- oder Erdteile: (das ungeheure) Asien, (das kom-

pakte) Afrika, (das vielgegliederte) Europa, (das langgestreckte) Amerika und (das inselreiche) Australien.

Nach den großen auf der Erde bestehenden klimatischen Unterschieden (Licht- und Wärmeverhältnisse, atmosphärische Niederschläge, Winde), die ihrerseits hauptsächlich durch die verschiedene Stellung der betreffenden Teile der Erdoberfläche zur Sonne verursacht sind, hat die geographische Wissenschaft die ganze Oberfläche der Erdkugel (Meere, Kontinente und Inseln) in 5 durch astronomische Linien abgegrenzte „Zonen" eingeteilt: die heiße Mittelzone, zwischen den Wendekreisen (Tropen), die beiden gemäßigten Zonen, zu beiden Seiten der heißen (mit ihren 4 Jahreszeiten: Frühling [oder Lenz = Zeit des neuerwachenden], Sommer [des kulminierenden], Herbst [des absterbenden] und Winter [= Zeit des ruhenden Naturlebens]) und die beiden kalten Zonen, um die Pole. In jeder dieser Zonen findet nach den Grenzen hin ein allmählicher Übergang ihres Klimas in das der Nachbarzone bzw. -zonen statt; außerdem bewirkt die verschiedene horizontale (Kontinent, Insel, Halbinsel u. s. w. — s. S. 46) und vertikale (Ebene, Gebirge, Thäler — s. S. 46) Gestaltung des Festlandes, ferner der Grad der Ausdehnung etwa vorhandener Binnengewässer und die Beschaffenheit der Erdoberfläche (ob Sand, Fels oder Humus — ob kahl oder bedeckt: Gras, Waldung — Schnee, Eis) weitere Differenzen im Klima (Klima eines Landes, einer Gegend, eines Ortes — „Lokalklima"). Diese großen und kleinen klimatischen Verschiedenheiten einerseits und die dieselben — für das Festland — zum Teil bewirkenden verschiedenen terrestrischen Verhältnisse (horizontale und — besonders — vertikale Bodengestaltung, Binnenwasser, Bodenbestandteile, Bedeckung des Bodens) selbst andererseits sind die natürlichen Unterlagen und zum Teil die direkte Entstehungsursache der auf der Erde vorhandenen Verschiedenheiten auf dem Gebiete des organischen (pflanzlichen, tierischen und menschlichen) Lebens: wie zwischen den verschiedenen Zonen im großen, so differiert zwischen den verschiedenen Teilen derselben Zone (Ländern, Landstrichen, Gegenden) im kleinen sowohl die Flora

und Fauna (die einheimische Pflanzen- und Tierwelt) als auch der (innere und äußere) Habitus und die Lebensweise der etwa vorhandenen Menschen. Alle diese lokalen Verschiedenheiten zusammengenommen endlich (Klima, horizontale und vertikale Gestaltung des Landes, Binnengewässer, Bodenbeschaffenheit, Pflanzenwuchs, Tierarten, Aussehen und Lebensweise der Menschen) bewirken das so sehr verschiedenartige Gepräge der verschiedenen Teile der Erdoberfläche, z. B. einer Tropenlandschaft, einer Polargegend, einer Steppe, Haide oder Wüste, eines Flußthals (z. B. des Rheinthals), einer Hochgebirgslandschaft (z. B. einer Alpe), einer Seeküste (ohne und besonders mit Rhede oder Hafen und Schiffsverkehr), einer Ackerbau- oder Weinbaugegend, einer Wald- oder Wiesenlandschaft, eines Negerdorfes oder einer Straße in einer europäischen oder asiatischen Großstadt u. s. w. u. s. w.

Einen kleineren oder größeren Teil dieser so verschiedenartig aussehenden Erdoberfläche kennt jeder Mensch, wie bereits bemerkt (vgl. auch Kap. 1), „durch Augenschein" (Autopsie), andere sind ihm durch gelegentliche Mitteilungen aus seiner Umgebung mehr oder weniger bekannt geworden. Eine vollständige Kunde von der ganzen Erdoberfläche — soweit sie überhaupt bis jetzt bekannt ist — verschafft indes erst die Geographie (besonders der geographische Unterricht und das Studium geographischer Werke — daneben das Lesen von Reisebeschreibungen, geographischen Mitteilungen in belletristischen Werken, Zeitschriften, Zeitungen — geographische Vorträge von Reisenden). Durch sie (und zwar teils durch Beschreibung, teils durch die typische Darstellung der geographischen Verhältnisse: Karten — Atlas) kennt der moderne Gebildete, und zwar um so vollständiger und genauer, je mehr er in seiner Bildung überhaupt und besonders in seiner geographischen Bildung vorgeschritten ist, alle Teile der Erde, soweit sie überhaupt bis jetzt bekannt sind (noch völlig unbekannt: die nähere Umgebung der beiden Pole; erst wenig bekannt: Central- oder Hochasien, das Innere von Afrika, Neuholland und einzelnen größeren Inseln, z. B. Borneo, Neu-Guinea u. s. w., einzelne Teile von Amerika, z. B. das Innere von Brasilien), nach ihrer

Lage, Umgebung, horizontalen und vertikalen Gestaltung, etwaigen Flüssen (und Seeen), Bodenbeschaffenheit, ihrem Klima, den wichtigeren Erscheinungen ihrer Flora und Fauna, ihren etwaigen Bewohnern (Rasse, Nationalität, Sprache, Religion, politische Verhältnisse, Ernährungsweise, Wohnstätten [etwaige Städte], Verkehrsverhältnisse [Straßen, Schiffahrt, Eisenbahnen u. s. w.], Handel und Gewerbe, etwaige geistige Kultur [Schrift — Wissenschaft, Kunst — Schulen u. s. w.], Eigentümlichkeiten in den Sitten u. s. w.), zunächst sein Heimatland (etwa Deutschland), weiterhin alle Länder Europas (von Spanien und Portugal im Westen bis Rußland im Osten, von Schweden und Norwegen im Norden bis Italien und Griechenland im Süden), ferner ganz Asien (vom Mittelländischen Meere bis zum Stillen Oceane, vom Nördlichen Eismeere bis herab zum Indischen Oceane), Afrika (vom Mittelländischen Meere im Norden bis zum Kap der Guten Hoffnung im Süden, vom Atlantischen Oceane im Westen bis zum Indischen im Osten), Amerika (vom Nördlichen Eismeere bis zu seiner Südspitze und dem vorgelagerten Feuerland unweit des Südlichen Eismeers, vom Atlantischen Ocean im Osten bis zum Stillen im Westen) und endlich die verschiedenen größeren Inseln (besonders Neuholland) und Inselgruppen Australiens. — Indem der Gebildete so in Gedanken von Land zu Land, von Ort zu Ort über die ganze Erde zieht, entwickelt sich in ihm die „geographische Anschauung", die es ihm fortan ermöglicht, sich im Geiste an einen beliebigen Ort der Erdoberfläche zu „versetzen" (mit anderen Worten: sich denselben zu „vergegenwärtigen") und überall, wohin er kommt, über den Ort seines Aufenthaltes zu „orientieren". —

Das Vergangenheitsbewußtsein des Menschen — wir denken hier immer an den modernen Gebildeten (= das gebildete Glied der modernen [christlichen] Kulturmenschheit), da bei ihm alles das, wovon hier die Rede ist und noch weiter sein wird, in dem relativ ausgedehntesten Maße stattfindet — ergänzt sein Bewußtsein von der gegenwärtigen Welt nach rückwärts zum vollen „Welt-

bewußtsein" = Bewußtsein von dem, was nebeneinander war und ist. Über das, was *sein wird*, besitzt jeder Mensch von sich aus nur mehr oder weniger weitgreifende Erwartungen (Vermutungen, subjektive Gewißheit — „Glauben"), die sich, soweit sie auf ein im wesentlichen unverändertes Weiterbestehen der gegenwärtigen Welt im ganzen und einzelnen rechnen, auf die in der Vergangenheit beobachtete verhältnismäßige Stabilität des irdischen Seins gründen und, soweit sie Veränderungen einschließen, teils auf Willensakten (eigenen und fremden), teils auf Schlußfolgerungen aus Vorgängen in der Vergangenheit beruhen; ergänzt wird dieses allgemein-menschliche Zukunftsbewußtsein (das sich nur auf die nächsten Stunden, Tage, Jahre erstreckt, und dessen Inhalt, wie angedeutet, an keinem Punkte gewährleistet ist — daher das Wort: „die Zukunft ist dunkel, ungewiß") für einen Teil der Menschen entweder durch weit über die Gegenwart hinausgreifende Aussagen der einen und anderen (besonders der christlichen) Religion oder durch wissenschaftliche Hypothesen oder durch beides zugleich. — Auch das Weltbewußtsein erfährt für einen Teil der Menschen noch eine Ergänzung durch über die Welt im eigentlichen Sinne hinausgreifende religiöse Aussagen, z. B. die christlichen von einem „Orte der Wonne" („Himmel", „himmlisches Paradies") und einem „Orte der Qual" („Hölle").

Indem nun der moderne Gebildete nicht bloß an dem gegenwärtigen Weltleben vollen Anteil nimmt, sondern vermöge seines Vergangenheitsbewußtseins (voll ausgeweitet durch seine historische Bildung und eventuell seinen religiösen Glauben) auch mit und in dem, was *vor* der Gegenwart war, und vermöge seines Zukunftsbewußtseins mit und in dem, was *nach* der Gegenwart sein wird, nach Belieben leben kann und thatsächlich lebt, und ebenso nicht bloß in und mit seiner nächsten und näheren Umgebung lebt, sondern vermöge seines umfassenden Weltbewußtseins (eventuell ergänzt durch seinen religiösen Glauben) auch in und mit dem, was überhaupt *neben* ihm ist, nach Belieben leben kann und thatsächlich lebt, durchbricht sein geistiges Wesen nach

beiden Seiten hin die Schranken seiner leiblichen Existenz und nähert sich in beiden Beziehungen — allerdings ohne sie jemals zu erreichen — den hohen Prärogativen der Gottheit: der Ewigkeit und Allgegenwart. —

Nachdem wir so die allgemeineren Erscheinungen innerhalb der Menschenwelt beschrieben haben, wollen wir auch hier, ebenso wie bei der Pflanzen- und Tierwelt, noch in Kürze die bedeutsameren „Kuriositäten" (merkwürdige Einzelerscheinungen innerhalb der Menschenwelt, zum Teil „Abnormitäten") vorführen:

a) in leiblicher Beziehung: Menschen mit roten Augen (Albinos — besonders bei den Negern in Afrika, hier zugleich mit heller [weißer, ins Rötliche schimmernder] Hautfarbe), mit Kröpfen, „Wasserköpfen" (Crétins), starker Behaarung am ganzen Körper, besonders auch im Gesicht (kommen nur ganz vereinzelt, besonders in Rußland vor), mit 6 Zehen an jedem Fuße, „Zwitter" (Hermaphroditen), Riesen und Zwerge, zusammengewachsene, sonst aber normal entwickelte und bis in ein höheres Alter hinein vollkommen lebensfähige Menschenpaare (z. B. die „siamesischen Zwillinge"), die Farbenblindheit (Unvermögen einzelner Menschen, gewisse Farben zu unterscheiden); das (im großen und ganzen) konstante Vorherrschen des weiblichen Geschlechts (gegenwärtig in Deutschland 51 Prozent); der Krampf (Starre einzelner Muskeln oder Partien von Muskeln, z. B. Wadenkrampf, Kinnbackenkrampf, Magenkrampf, Herzkrampf — letzterer tödlich [über „Starrkrampf" s. w. u. unter b.]); daß wir den größten Teil unserer leiblichen Innenzustände nicht empfinden (z. B. die Windbewegungen des Magens, die Druckbewegungen der Gedärme, das Kreisen des Blutes in den Adern, die Nerven„ströme" u. s. w. — nur wenn sie abnorm verlaufen, empfinden wir etwas davon, teils im einzelnen, als Schmerz, teils im allgemeinen, als Krankheit), daß ein Teil unseres Leibes, besonders die inneren Partien desselben, der Einwirkung

unſeres Willens, ſei es überhaupt (Herz, Magen, Gedärme, Leber u. ſ. w.), ſei es von einer gewiſſen Grenze an (Lungen, Sekretion, Augenlider) oder nur zeitweilig (Lachen, Gähnen, Weinen), entzogen iſt (der menſchliche, wie der tieriſche, Leib iſt demnach aus einer ganzen Anzahl ſelbſtändig fungierender Organismen kunſtvollſt zuſammengeſetzt, und die zur Erhaltung des Ganzen unentbehrlichen ſind dem Willen [unbewußten — beim Tiere — wie bewußten — beim Menſchen] vollſtändig entrückt — wenn irgend etwas, gewiß ein Beweis von zweckvoller Einrichtung) u. ſ. w. —

b) in leiblich-ſeeliſch-geiſtiger Beziehung: Fälle von krankhaftem monatelangen Schlafen (über den Schlaf überhaupt als regelmäßige [normale] Erſcheinung im Menſchen- [und Tier-] leben ſ. S. 78 ff.), das Träumen (ein Fungieren des von der vollen Tagesenergie des Bewußtſeins zu einem bedeutend niedrigeren Grade desſelben abgeſchwächten Geiſtigen [= bewußten Seeliſchen] im Menſchen [vgl. S. 78 ff. über Schlaf] während eines nicht-normalen [infolge phyſiſcher Erregtheit, geiſtiger Überanſtrengung, leiblicher Indispoſition: Krankheit, Koncentration des Blutes nach einem beſonderen Organe, z. B. dem Magen, beſonders dem Gehirne, hin, bei Indigeſtion u. ſ. w. nicht genügend-„tiefen" und eben deshalb auch nicht vollſtärkenden — „ungeſunden"] Schlafes — inſofern eine abnorme Erſcheinung, als man nicht weiß und nicht wiſſen kann, ob während jedes Schlafes ein Träumen ſtatthat [wäre dies der Fall, ſo wäre das Träumen keine „Kurioſität", keine Anomalie, ſondern eine regelmäßige Erſcheinung], indem man eben nur von demjenigen Träumen nach dem Erwachen eine mehr oder weniger deutliche Erinnerung hat, bei dem das Bewußtſein nicht über einen gewiſſen Grad hinaus [nicht, wie beim normalen Schlafe, bis zu einem minimalen Grade — vgl. S. 80] abgeſchwächt war. — Aus dem Umſtande, daß das Bewußtſein [= das

Seeliſche als reflektiertes, das Seeliſche in der höheren Form des Geiſtigen] beim Träumen ſehr reduziert iſt, erklären ſich die wunderlichen kaleidoſkopartigen — weil ohne das Maß von Leitung und Kontrole, das der Geiſt im wachen Zuſtande ſeinen Vorſtellungen [Phantaſie] und Denkprozeſſen gegenüber ausübt, zuſtande kommenden — Kombinationen der thatſächlichen oder doch während des bewußten [Tages-]Lebens als möglich erkannten Seinselemente zu teils der wirklichen Welt entſprechenden, teils ganz neuen Geſamtbildern; dabei hängt die ganze Richtung der „Traumbilder" von den voraufgegangenen leiblich-ſeeliſch-geiſtigen Zuſtänden [„Nachbilder" des im wachen Zuſtande Erlebten bzw. Gedachten] oder von den gleichzeitig verlaufenden leiblichen Affektionen [Nervenreizen, die vom eigenen Leibe ausgehen oder von außen kommen, z. B. Licht, Kälte, Druck, Stimmen u. ſ. w.] ab. — Irgend ein beſonderer geiſtiger Wert iſt den Träumen im allgemeinen nicht beizulegen [„Träume ſind Schäume" — genauer: ein freies Spiel des Seeliſchen ohne die Direktive und Kontrole des Bewußtſeins, nicht mehr, wie intereſſant, ja überraſchend ſchön, künſtlich und ſinnvoll auch vielfach die Produktionen desſelben ſind], wodurch indes nicht ausgeſchloſſen iſt, daß zu einer Zeit, wo die Menſchheit im ganzen und einzelne für die hiſtoriſche Entwickelung bedeutungsvolle Perſönlichkeiten im beſonderen für einen geiſtigen [bewußt-ſeeliſchen] Verkehr mit der Gottheit, die Geiſt iſt [ſ. Kap. 3], noch nicht genügend vorbereitet waren [vgl. darüber Kap. 3 unter 10 u. Anhang], einzelne Träume von Bedeutung waren; jedenfalls aber iſt dieſe Zeit für die chriſtliche Welt längſt [ſeit der Anfangszeit des Chriſtentums] vorüber), das Phantaſieren im Fieber (ein lautes, abgeriſſenes Träumen bei hochgradiger krankhafter Erregtheit des ganzen Organismus, insbeſondere des Blutumlaufs und des Cerebral-Nervenſyſtems — das Bewußtſein iſt dabei [wie beim

normalen Schlafe des gesunden Menschen, hier, beim Fieberkranken, aber infolge der — krankhaften — „Verstimmung" des Nervensystems] auf ein Minimum abgeschwächt, weshalb dem Kranken beim Erwachen jede Erinnerung an seine Fieberphantasien fehlt), der Somnambulismus („Nachtwandeln" [„Somnambulismus" wörtlich = Schlafwandeln], „Hypnotismus" [= Schlafsucht], „magnetischer Schlaf" — besonders bei weiblichen Personen — ein abnormer, zu ungewöhnlichen, teils leiblichen, teils seelischen Leistungen befähigender schlafartiger Zustand, der entweder von selbst als ein krankhafter unter besonderen inneren [Krankheit, abnorme leiblich-physische Disposition, Erregtheit des Seelenlebens] oder äußeren [Mondschein] Umständen eintritt oder künstlich durch [leiblich-seelische] Einwirkung [Einschläferung durch partielle Ermüdnng: längere Zeit fortgesetztes Hin- und Herfahren vor dem Gesichte, Streichen über das Gesicht und längs der Glieder, starres Anschauen eines einzelnen Gegenstandes, z. B. eines glänzenden Knopfes — und gleichzeitige Gefangennahme der Aufmerksamkeit und der Einbildungskraft durch den Hinweis auf bzw. Glauben an besondere geheimnisvolle Kräfte] einer Person [des sog. Mediums] auf eine andere dazu disponierte [schwachgeistige, seelisch desto leichter erregbare] hervorgerufen wird. — Bei dem „Nachtwandeln" [der häufigsten Form des — „natürlichen" — Somnambulismus, der davon auch den Namen erhalten] ist das Bewußtsein [= das Seelische als reflektiertes, als Geist], wie beim gesunden [„tiefen"] Schlafe, auf ein Minimum herabgesunken, das Leiblich-Seelische dagegen in einem weiteren Umfange als bei dem gesunden Menschen während des normalen Schlafes [darin besteht eben das Abnorme, Krankhafte dieses Zustandes] aktionsfähig und vermag, weil die im wachen Zustande alles leiblich-seelische Leben kontrolierende, regelnde und unter Umständen einschränkende Thätigkeit des Geistes

nahezu gänzlich fehlt, Leistungen zu vollbringen, die dem betreffenden Menschen im wachen Zustande unmöglich sein würden, und wie sie als normale nur bei Tieren vorzukommen pflegen. — Bei dem „Hypnotismus“ [teils „natürlich“, teils „künstlich“, im letzteren Falle auch „magnetischer Schlaf“ genannt — nicht alles, was über diese Form des Somnambulismus als thatsächlich berichtet wird, verdient Beachtung, ein großer Teil desselben beruht auf Selbsttäuschung der somnambulen Personen oder auf absichtlicher Täuschung anderer seitens der Somnambulen selbst oder ihrer Umgebung: Simulation, Charlatanerie, „frommer Betrug“; auf keinem anderen Gebiete wird die menschliche Leichtgläubigkeit in dreisterer Weise ausgebeutet als gerade auf diesem, namentlich wenn der Somnambulismus in „religiösem“ Aufputz erscheint: somnambule Nonnen und andere Personen weiblichen Geschlechts im Mittelalter und in der Neuzeit — Luise Lateau in Belgien u. s. w.] findet eine hochgradige [abnorme] Lethargie [Erschlaffung] eines Teiles der, namentlich äußeren, Leiblichkeit [eine gewisse Gebundenheit der Glieder, die nur noch zu automatischer Nachahmung von vorgemachten Bewegungen, „Reflexbewegungen“, wie das unwillkürliche Gähnen beim Anblicke Gähnender, befähigt sind, kein oder abnormes, nebelhaftverschwommenes und groben Täuschungen unterliegendes Fungieren der äußeren Sinne, besonders Unempfindlichkeit gegen Schmerz, kein Eßbedürfnis u. dgl. m.] statt, während der übrige Organismus [ein Teil der, besonders inneren, Leiblichkeit und das Seelische, soweit eben diese es ermöglicht] nicht bloß überhaupt, wie beim gesunden Menschen während des traumerfüllten Schlafes, weiterfungiert, sondern auch, weil die ganze Lebensenergie auf dieses enge Gebiet eingeschränkt ist, zu ungewöhnlichen [aber keineswegs absolut*höheren*] Leistungen befähigt wird [angebliches „Hellsehen“, Voraussagungen u. dgl. m. -- in Wirklichkeit wohl

nur abnorm-rasches und -sicheres, durch unbewußte Intuition, nicht durch bewußte Verstandesoperationen geleitetes, Kombinieren der, oft scheinbar geringfügigsten und dem wachen Beobachter entgehenden, Umstände], doch ist es schwierig, hier die Grenze zwischen Wirklichkeit und Schein oder Trug zu ziehen, da selbst die meisten der von „wissenschaftlichen" Beobachtern bezeugten, geschweige alle anderen, einschlägigen „Thatsachen" nicht die volle Garantie **objektiver** Thatsächlichkeit bieten und, soweit sie dies doch thun, sich in der oben angegebenen Weise „ganz natürlich" erklären lassen; jedenfalls gänzlich verfehlt aber ist es, von diesem Gebiet des Abnormen allgemein-gültige Aufschlüsse über die Natur des Seelisch-Geistigen im Menschen zu erwarten: nicht abnorme Erscheinungen können dafür maßgebend sein, sondern allein der sich seiner voll und klar bewußte gesunde wache gebildete Mensch, mit andern Worten: der Mensch in seiner [zur Zeit] höchsten Erscheinungsform); — eine Reihe durchaus krankhafter Erscheinungen: Schwindel, Ohnmacht, Starrkrampf, Scheintod, ferner die sog. Geisteskrankheiten: Schwachsinn, Trübsinn, Irrsinn („Verrücktheit" — „fixe Idee"), Wahnsinn, Stumpfsinn (bei allen diesen Krankheitserscheinungen ist der Zustand des geistigen Lebens [des bewußten Seelischen — des Bewußtseins: Selbst-, Welt- u. s. w. bewußtseins] ein in hohem Grade abnormer, indem dasselbe entweder sich überhaupt niemals zur vollen Intensität entwickelt hat [Schwachsinn] oder von der vorher eingenommenen Höhe vorübergehend oder dauernd, sei es überhaupt [wie beim gesunden Menschen während des Schlafs], sei es in Beziehung auf einzelne Leistungsgebiete [Erinnerungsvermögen, Sprache, Ortssinn, Farbensinn u. s. w.], auf ein minimales Niveau herabgesunken ist und infolge dessen, so lange der betreffende Zustand andauert, [wie beim gesunden Menschen während des Schlafs] der bewußten freien Herrschaft über den leiblich-seelischen Organismus ermangelt:

Schwindel: momentane Abschwächung des Bewußtseins infolge leiblicher Indisposition oder geistig-seelischer Erregtheit; Ohnmacht: kurz andauernde Abschwächung des Bewußtseins infolge heftiger Erschütterung des leiblich-seelischen Organismus [von außen her: Schlag, Fall, Verwundung u. s. w. — von innen her: Krankheit] oder geistig-seelischer Erregtheit; Starrkrampf: Starre der Muskeln bei vollem oder abgeschwächtem Bewußtsein infolge Verwundung bzw. Krankheit oder abnormer leiblicher Konstitution [Epilepsie, Katalepsie, „Fallsucht", „fallende Krankheit": dabei unwillkürliche, konvulsivische Zuckbewegungen einzelner Muskeln bzw. Muskelpartien — der Starrkrampf im allgemeinen geht in der Regel bald vorüber, nur der bisweilen infolge Verwundung eintretende verläuft meist tödlich]; Scheintod: eine Ohnmacht oder ein Starrkrampf von ungewöhnlicher Intensität [Erlöschen aller äußeren „Lebenszeichen"] und Dauer [bis zu mehreren Tagen] — endet, je nach der Ursache und Behandlungsweise, entweder mit einem Erwachen [sei es einem nur kurze Zeit andauernden, auf das dann doch der wirkliche Tod folgt, sei es einem bleibenden, der Genesung] oder mit dem Tode; die sog. Geisteskrankheiten: Schwachsinn [bei sehr alten Leuten auch „Verkinden" genannt — infolge Gehirnerweichung]: das geistige Leben ist entweder, infolge abnormer Bildung des Gehirns oder Schwäche des ganzen [leiblich-seelischen] Organismus, nicht zur vollen Höhe und Stärke entwickelt oder, infolge Krankheit [direkter oder indirekter Erkrankung des Gehirns], teilweise [in Beziehung auf einzelne Funktionen, z. B. Gedächtnis, Sprache] oder überhaupt auf ein abnorm-niedriges Niveau hinabgesunken; Trübsinn: das geistige Leben ist durch Vorstellungen und Gefühle düsteren [„trüben"] Charakters [Furcht, „Schwarzsehen" — Schwermut, hochgradige Melancholie, Hypochondrie], infolge krankhafter Zustände im leiblichen Organismus, gehemmt; Irrsinn [„Verrücktheit"]:

das geistige Leben ist, infolge krankhafter Zustände im leiblichen Organismus, entweder vorübergehend oder dauernd [„unheilbarer Irrsinn"] in Beziehung auf einzelne Leistungen abgeschwächt und „gestört" [verschiedene Formen und Grade des Irrsinns — „lichte Momente" bei beginnendem Irrsinn — „fixe Idee", Idiosynkrasie: das ganze geistige Leben ist von einer **Wahn**vorstellung beherrscht, z. B. vom Größenwahn, Verfolgungswahn u. s. w. — beim sog. religiösen Wahnsinn, richtiger: „religiösen Irrsinn", beherrschen gewisse religiöse — meist Wahn- — Vorstellungen das ganze geistige Leben, soweit dasselbe überhaupt zur Entwickelung gekommen war — tritt meist bei schwachgeistigen Personen, besonders weiblichen Geschlechts, auf]; Wahnsinn: Irrsinn, verbunden mit zeitweiliger großer [leiblich-seelischer] Erregtheit und Wutausbrüchen [„Tobsucht"]; Stumpfsinn: höchster Grad der Abschwächung des geistigen Lebens in einem lebenden Menschen [Fehlen jedes äußeren Symptoms geistiger Lebensregung, z. B. der Sprache, der willkürlichen Muskelbewegung u. s. w. — das gewöhnliche Ende jeder andauernden — „unheilbaren" — „Geisteserkrankung"]); — der Blödsinn (deshalb nicht zu den eigentlichen „Geisteskrankheiten" zu rechnen, weil bei dem Blödsinnigen [im Unterschiede von dem Schwach- und dem Stumpfsinnigen] von Geist überhaupt niemals die Rede sein konnte — Abwesenheit alles geistigen Lebens infolge angeborener „Fehler" in der leiblich-seelischen Organisation oder [durch äußere Ursachen: Fall u. dgl. oder durch Krankheit] in der früheren Jugend gestörter Entwickelung derselben [der Blödsinnige ist ein Wesen, das zwar auf einen Menschen hin veranlagt, aber, infolge organischer Defekte, auf der Stufe des Tierlebens zurückgehalten ist und auch in seinem Aussehen und Gebahren einen mehr tierischen als menschlichen Eindruck macht]); — die sog. Wunderkinder (insofern das Gegenspiel der Blödsinnigen, als bei ihnen das geistige

Leben [sei es in einer besonderen Richtung, sei es überhaupt] eine hohe Entwickelungsstufe in einer abnormen Lebensperiode erreicht), z. B. der arabische Philosoph Avicenna (Abû Alî ibn Sîna, geb. 980, gest. 1037 n. Chr. — hatte sich, kaum 10 Jahre alt, bereits eine gründliche Kenntnis des Koran, der arabischen Philosophie und Theologie sowie der mathematischen und medizinischen Wissenschaft seiner Zeit angeeignet; als er 16 Jahre alt war, besuchten die berühmtesten zeitgenössischen Ärzte seine medizinischen Vorlesungen; in seinem 18. Lebensjahre galt er als ein Wunder der Gelehrsamkeit in allen Wissenschaften; er starb, wie die meisten „Wunderkinder", verhältnismäßig frühe, 57 Jahre alt), der Reformator Melanchthon (geb. 1497, gest. 1560 — besuchte 12 Jahre alt die Universität Heidelberg, gab im 16. Jahre die erste deutsch geschriebene griechische Grammatik heraus, wurde im 17. Magister und mit 21 Jahren Professor der griechischen Sprache an der Universität Wittenberg), der italienische Dichter Tasso (geb. 1544, gest. 1592 — konnte mit 6 Monaten deutlich sprechen, im Alter von 7 Jahren verstand er Lateinisch und Griechisch und machte Verse, hatte mit 12 Jahren seine Studien [Rhetorik, Poesie, Logik und Ethik] an der Universität Padua beendet, war mit 17 Jahren Doktor der Philosophie, des Rechts und der Theologie; sein berühmtes Gedicht „Das befreite Jerusalem" begann er im Alter von 22 Jahren), der französische Physiker und Mathematiker Gassendi (geb. 1592, gest. 1655 — deklamierte mit 4 Jahren kleine selbstverfaßte Predigten, beobachtete mit 7 Jahren die Sterne u. s. w.), Mozart (geb. 1756, gest. 1791 — begann mit 3 Jahren das Klavierspiel, fing im Alter von 5 Jahren an zu komponieren, machte als 6jähriger Knabe seine erste Konzertreise durch Deutschland, Frankreich und England und wurde mit 22 Jahren Konzertmeister in Salzburg), Beethoven (geb. 1770, gest. 1827 — gab schon als Knabe Klaviersonaten heraus,

wurde mit 15 Jahren Hoforganist des Kurfürsten von Köln — war während der letzten 20 Jahre seines Lebens erst schwerhörig und zuletzt taub) u. a.; die jugendlichen „Virtuosen“ (z. B. Fr. Liszt † 1886 — gab mit 9 Jahren Konzerte); Menschen von ungewöhnlicher Gedächtnisstärke (z. B. Julius Cäsar, Mithridates u. a. — „Gedächtniskünstler [Mnemoniker]“ — nach Lane Arab. Lexikon Vorrede XIII kommt es innerhalb der muhammedanischen Welt, wie in früheren Zeiten, so auch jetzt noch [z. B. in Ägypten] häufig vor, daß arme Studierende Bücher, zu deren Anschaffung ihnen die Mittel fehlen, und darunter sogar lexikalische Werke, von einem Buchhändler leihweise entnehmen und dann innerhalb einer kurz bemessenen Frist wörtlich auswendig lernen); Schachkünstler (die mehrere Partien zu gleicher Zeit und dazu mit abgewandtem Gesicht nicht bloß spielen, sondern auch gewinnen — Zuckertort z. B. spielte 1885 in Hamburg 27 Partien zu gleicher Zeit, von denen er 19 gewann und nur 4 verlor; der Rest wurde remis), „Künstler“, die mit den Zehen malen, Leute, die, besonders vermittelst des Blicks, eine „magische“ Gewalt über wilde Tiere auszuüben vermögen, „Genies“ (höchste Begabung für ein besonderes Gebiet seelisch-geistiger Leistung, z. B. dichterisches Genie, Sprachgenie, militärisches Genie u. s. w., oder für alle Gebiete des Wissens und der Erkenntnis: „Universalgenie“, z. B. Aristoteles, Leibniz u. a. — in der Gegenwart, wo das Wissensgebiet ein so überaus ausgedehntes ist und sich in so viele Einzelwissenschaften bzw. „Disziplinen“ einer Wissenschaft gespalten hat, sind Universalgenies im vollen Sinne des Wortes nicht mehr zu erwarten); — „Verbrechernaturen“ („sittliche Ungeheuer“ — bei denen alles geistige Leben in Bosheit und Lust zu Schandthaten aufgegangen zu sein scheint); — wunderliche Gebräuche (meist auf konventionellen Rücksichten und Vorurteilen beruhend, zum Teil solche, die zur Zeit ihrer

Entstehung, sei's einfach rationell, sei's zugleich oder lediglich autoritativ begründet waren, später aber, unter ganz veränderten Umständen, sich nur noch vermöge der Macht der Gewohnheit [als konventionelle] oder geradezu als Anachronismen [indem die sie begründende Autorität längst erloschen ist oder doch die Verhältnisse, auf die sie berechnet waren, ganz anderen gewichen sind] erhalten haben), z. B. das Rasieren (bei den Griechen seit Alexander dem Großen, in Rom seit 300 v. Chr.), daß die Juden (auch unter kälteren Himmelsstrichen — wenigstens die strengeren) kein Schweinefleisch essen, die Beschneidung (bei Juden, Arabern und den meisten Negerstämmen Mittelafrikas), das Tätowieren (bei wilden Volksstämmen), die Selbstverstümmelung (bei der russischen Sekte der Skopzen), daß bei manchen wilden Volksstämmen (Indianern u. a.) die Köpfe der Neugeborenen in eine bestimmte Form gepreßt (durch seitlichen Druck nach oben hin zugespitzt oder auf der Vorder- und Hinterseite künstlich plattgedrückt) werden, daß die vornehmeren Chinesen (mit Ausnahme derjenigen Familien des Landes, die, wie allein berechtigt, so zugleich verpflichtet sind, ihre Töchter dem Kaiser zur „Brautwahl" zu präsentieren) den weiblichen Kindern die Füße vorn einschnüren, sodaß später die Frauen völlig unfähig sind zu gehen, das Durchbohren der Ohren (auch bei uns noch vielfach gebräuchlich), Nasen und Lippen behufs Einhängung von (wirklichem oder vermeintlichem) Schmuck (bei wilden Völkern, besonders in Afrika und Amerika, üblich), daß bei den Darien-Indianern (Panama) der Mann das „Wochenbett" abhält, während die Frau alsbald nach der Geburt des Kindes wieder an die Arbeit geht, die mancherlei seltsamen Begrüßungsweisen (z. B. unsere „Bücklinge" und „Knixe", das Hutabnehmen, Händegeben u. s. w. — das Aneinanderreiben der Nasen, Zusammenlegen oder Erheben der Hände, Knipfen mit dem Mittelfinger u. dgl. m. bei wilden

oder halbwilden Völkern), die vielen absonderlichen Trachten (auch unsere Chignons, Reifröcke, Schleppen — Cylinderhüte, Fracks u. s. w.), das Maskieren in katholischen Ländern (z. B. Italien: Venedig, Rom u. s. w. — Deutschland: Köln, Mainz u. s. w.) vor Beginn der Fastenzeit (Maskenbälle, Maskenzüge), daß einzelne wilde Volksstämme (in Afrika und anderwärts) auf Bäumen wohnen, das Berauschen, Rauchen, Schnupfen, die verschiedenen Arten der Totenbestattung (Begraben, Verbrennen, Einbalsamieren, Aufbewahrung in Strohgeflechten [bei südamerikanischen Indianern], Aussetzen der Leichen, damit sie von wilden Tieren [z. B. Aasgeiern — bei den Parsen in Indien, die ihre Toten zu diesem Zwecke in den „Türmen des Schweigens" aussetzen] gefressen werden, u. s. w.); — die Zähllebigkeit der Juden und Zigeuner (als Rassen — die beiden einzigen Beispiele, daß ein Volk sich viele Jahrhunderte hindurch in seiner [leiblich-seelisch-geistigen] Eigenart zu erhalten vermag, trotzdem es als Volk der Heimat entbehrt und in seinen einzelnen — unter andere Völker weithin versprengten — Gliedern einem harten Druck der Verhältnisse ausgesetzt ist [die Juden, aus Palästina stammend, seit dem ersten Jahrhundert nach Christus aus ihrer Heimat zerstreut — 70 n. Chr. 97000 nach Spanien in die Sklaverei verkauft — wurden das ganze Mittelalter hindurch hart bedrückt, oft grausam verfolgt — „Judenhetzen" —, auf Betreiben der römischen Kirche — Inquisition — seit dem 14. Jahrh. nach und nach aus Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, England und anderen Ländern unter unerhörten Quälereien vertrieben, seit dem 18. Jahrh. allmählich wieder überall geduldet, sind gegenwärtig in der Zahl von 6 — 7 Million über ganz Europa, Westasien, Nordafrika und Amerika zerstreut. — Die Zigeuner, aus dem nordwestlichen Indien stammend, seit dem 13. Jahrh. nach Europa, 1417 nach

Deutschland gekommen, ziehen jetzt in ganz Europa — etwa 600,000, davon allein in Ungarn 90,000 —, Westasien und Nordafrika umher; der Name „Zigeuner" von griechisch ἀθίγγανος = Nichtzuberührender, in Indien führen sie den Namen Dhôm, in Europa nennen sie sich selbst Rom], die letzteren zugleich das einzige Beispiel eines mitten unter hochcivilisierten Völkern nomadisierenden [d. h. ohne festen Wohnsitz beständig von Ort zu Ort ziehenden] fremden Volksstammes) u. v. a. —

Nachdem wir so den — zur Zeit bekannten - realen (thatsächlichen, wirklichen) Inhalt der Welt d. h. alles dasjenige Seiende, welches wir mit dem Worte „Welt" zusammenzufassen pflegen, der Reihe nach und in möglichster Vollständigkeit, wenn auch immer nur in allgemeineren Zügen, vorgeführt haben, können wir nunmehr mit vollem Verständnis näher an die Frage nach einer diese ganze ungeheure Mannigfaltigkeit von Seins- und Lebensformen umfassenden sowohl einheitlichen d. h. von einem Centralbegriff beherrschten, als auch genügenden d. h. alles Gegebene wirklich umspannenden und nach seinem Wesen, Ursprung und Zusammenhang aufhellenden (wenn auch noch keineswegs jedes Detailproblem bis auf den letzten Rest lösenden) Weltanschauung herantreten. Daß es sich dabei nicht um Auffindung irgend einer mageren Formel als angeblicher Lösung des Weltproblems (wie etwa: „Alles ist, weil es sein muß" — oder: „Alles ist Zufall" — oder: „die Welt ist ewig" — oder: „die Welt ist nur Schein" — oder dgl.) handeln kann, sondern um den Aufbau bzw. die Anerkennung eines ganzen großen — weitgespannten und vielverzweigten — Systems von Gedanken, bedarf für uns nach Darlegung des gesamten thatsächlichen Weltbestandes keiner weiteren Ausführung. Findet auch nur eine der konstatierten Welterscheinungen in der zur Beurteilung stehenden Weltanschauung keinen Raum, so ist dieselbe hinfällig, und dabei

wird unter den etwa gleichumfassenden Welttheorien diejenige den Vorzug verdienen, welche die gegebenen Fakta am einfachsten und einleuchtendsten erklärt.

Wir geben zunächst (im folgenden Kapitel) einen Abriß der (echt-)christlichen Weltanschauung und werden sodann (im letzten Kapitel) dazu übergehen, den geistigen Wert derselben (als Welterkenntnis, „Weltanschauung") an sich und im Vergleich mit den wichtigeren anderweitigen in der Gegenwart vertretenen Theorien über die Welt oder einzelne größere Ausschnitte des Weltganzen zu prüfen.

II. Teil.

Die Lösung des Weltproblems in der christlichen Weltanschauung.

3. Kapitel.

Inhalt der christlichen Weltanschauung.

Nicht alles ist christlich, was in den nahezu 19 Jahrhunderten seit Jesus Christus irgendwann, irgendwo und von irgendwem dafür ausgegeben worden ist, und wenn ich mit diesen Blättern für die christliche Weltanschauung gegenüber jedwelcher anderen eintrete, so ist damit nicht gesagt, daß ich irgend eins der historisch gegebenen „christlichen" Lehrgebäude für vollkommen identisch halte mit dem religiös-ethischen Erkenntnisgehalt des ursprünglichen und echten Christentums, also mit derjenigen Weltanschauung, die allein berechtigt ist, sich die christliche zu nennen. Im Gegenteil, ich scheue mich nicht es auszusprechen, und um Klarheit in die Situation zu bringen, muß es ausgesprochen werden, daß sehr vieles innerhalb der Christenheit im Laufe der Jahrhunderte für christlich ausgegeben worden ist und noch ausgegeben wird, was nicht den entferntesten Anspruch auf diese Bezeichnung hat. Christlich kann, wenn es sich um die innere Legitimation, nicht um

das äußere Vorkommen bei christlichen Völkern, handelt, nur das genannt werden, was sich, wenigstens in den Grundzügen und der treibenden Idee nach, auf Jesus Christus zurückführen läßt. Die christliche Weltanschauung ist demnach nichts anderes als die Weltanschauung Jesu Christi: diejenige Gesamtauffassung der Welt und des Lebens, die er nach dem Zeugnisse der ältesten Aussagen über ihn (in den neutestamentlichen Schriften, besonders den Evangelien) für sich gehabt und sowohl in seiner Lehre ausgesprochen als in seinem Leben bewährt hat. Alle späteren Lehraufstellungen müssen sich dadurch als christlich legitimieren, daß sie mit den Worten Jesu Christi, sei's wörtlich (was unter allen Umständen das sicherste Merkzeichen ist), sei's inhaltlich (doch muß die Interpretation ausschließlich von dem Wahrheitsinteresse beherrscht, also frei von allen Nebenabsichten und Sophisterei sein) übereinstimmen oder sich (wobei gleichfalls die genannte Bedingung gilt) als notwendige Voraussetzungen dazu oder Konsequenzen daraus erweisen. Nach diesem unabweisbaren Kanon bemessen, hat, wie bereits angedeutet, ein großer Teil dessen, was als christlich in der Welt gelehrt worden ist und noch gelehrt wird, kein Anrecht, sich mit diesem Prädikat zu schmücken; sehr vieles von dem, was in den verschiedenen Teilen der Christenheit auch heute noch als christlich gilt, ist nichts anderes als eine Verunglimpfung des hehren Namens Jesu Christi, und es kann im Interesse der Wahrheit nicht genug beklagt werden, daß der Widerspruch, ja der Widerwille, um nicht zu sagen, der Haß (Voltaires: Ecrasez l'infame!), der sich mit Recht gegen so manche angeblich christliche Lehre oder Einrichtung erhoben hat, sich leider auch auf das, was wirklich christlich ist, ausgedehnt hat. Das wirklich Christliche enthält nichts, woran ein edeldenkender und hochgebildeter Mensch aus irgend welchem Grunde Anstoß zu nehmen Ursache hätte. Nur was Unverstand und gemeines Interesse hinzugefügt oder untergeschoben haben, daran haftet die Antipathie und, soweit sie sich nur darauf erstreckt, mit Fug und Recht.

Die Person Jesu Christi, jenes Juden, dessen Historicität genau ebenso gut beglaubigt ist, wie die irgend eines anderen Mannes der Vergangenheit, und der (nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der vier Evangelien*) in einem Alter von dreißig und einigen Jahren sich mit einer Geistesfreiheit über den Dunstkreis des damaligen, von den engsten nationalen, religiösen und sittlichen Gesichtspunkten, wie sie die rabbinischen Gesetzesausleger jener Zeit lehrten und nährten, beherrschten und über der äußeren Observanz des väterlichen Gesetzes geistig immer mehr verödenden Judentums erhebt und mit einer Weite des Blickes über die

---

* Auch das vielangefochtene Evangelium Johannis gilt mir als ein echtes Zeugnis aus der unmittelbaren Umgebung Jesu Christi. Die Gründe, die man bisher gegen die Überlieferung des christlichen Altertums, daß der Apostel Johannes der Verfasser des 4. Evangeliums sei, und für die gegenteilige Behauptung, daß dasselbe erst gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts (also etwa 100 Jahre nach dem Tode Jesu Christi [† 33 n. Chr.] und 30—50 Jahre nach dem des Johannes [† um 100 n. Chr.]) entstanden sei, geltend gemacht hat, haben mich, bei wiederholter Prüfung, nicht zu überzeugen vermocht. Dieselben hier der Reihe nach ausführlich zu erörtern, würde uns zu sehr von unserer Aufgabe ab- und in spezifisch-theologische Untersuchungen hineinführen; es muß an dieser Stelle genügen, daß ein Theologe der Gegenwart, dem es, wie er auf sein Gewissen versichern kann, um nichts anderes als um die Wahrheit zu thun ist, und der, wie er gleichfalls versichern kann, alle einschlägigen Fragen wiederholt überdacht und erwogen hat, an der Echtheit des Evangeliums Johannis festhält. — Nur auf zwei Glieder in der angeblichen Beweiskette, und zwar solche, die einem allgemeineren Verständnis näher liegen, möge mit ein paar Worten hingewiesen werden. (1) Man hat gesagt, das Christusbild, das sich auf Grund der drei ersten Evangelien (der sog. Synoptiker — so genannt, weil sie in dem Material und dem Gange der Erzählung einander nächstverwandt sind und zweifellos untereinander in einem Verhältnis der Abhängigkeit stehen [in welchem, darüber gehen die Ansichten sehr auseinander; am meisten für sich hat die Annahme, daß von den drei uns vorliegenden — synoptischen — Evangelienschriften die des Markus die ursprünglichere ist]) ergebe sei ein wesentlich anderes als das, welches man aus dem 4. Evangelium

Welt hin- und zu der Gottheit emporblickt, die wahrhaft Staunen erregen muß, und dabei mit einer persönlichen Reinheit durch alle Schwierigkeiten seiner Lage unverwandt bis zum letzten Todesseufzer hindurchschreitet, an der selbst seine grimmigsten Feinde keinen Makel aufzufinden weder wußten noch wissen, ich sage, die Persönlichkeit dieses Mannes, des Stifters unserer Religion, würde ganz anders in der Verehrung der Menschheit dastehen, auch der moderne Mensch, auch der höchstgebildete, würde keinen Grund haben, sich nicht vor ihm zu beugen, wenn sich nicht so manches an seinen verehrungswürdigen Namen angehängt hätte,

---

gewinne, letzteres könne daher unmöglich derselben geistigen Atmosphäre (der urchristlichen, apostolischen) entstammen wie die drei anderen, und da man nun keinen Grund habe, den apostolischen Ursprung der den letzteren gemeinsam zugrunde liegenden Relation zu bezweifeln, so könne die davon abweichende des 4. Evangeliums nicht ein Werk des Apostels Johannes sein. — Dagegen ist nun Folgendes geltend zu machen: eine Differenz in dem Gesamtinhalt der Synoptiker einerseits und des 4. Evangeliums andererseits liegt allerdings vor, und zwar in dem Maße, daß, wollte man von dem, was uns überhaupt über das Leben und Wirken Jesu Christi bekannt ist, alles das wegstreichen, was dem 4. Evangelium entstammt, wir über den Inhalt seiner, zumal religiösen, Gedankenwelt nur sehr unzulängliche Kunde hätten (bei den Synoptikern nimmt die Darstellung der äußeren Begebenheiten in dem Leben Jesu einen weit größeren Raum ein als die Mitteilung seiner „Worte" [Gespräche und Reden], und die Aussprüche Jesu, die sie gesammelt haben, sind vorwiegend sittlichen Inhalts) und überhaupt das Christusbild seiner feinsten, weichsten, geistigsten, menschlich- und göttlich-schönsten Züge entbehren würde; aber diese Differenz ist doch keine solche, daß die beiderseitigen Darstellungen der Person und des Lebens Jesu sich nicht miteinander vertrügen oder gar einander widersprächen, sondern nur eine solche, wie sie sich aus der Verschiedenheit der geistigen Natur der Männer in der unmittelbaren Umgebung Jesu, auf die diese Berichte zurückgehen, und dem daraus entspringenden ungleichen Interesse und Verständnis für die verschiedenen Seiten an der Person, dem Lebensgange und den Worten des Meisters ergeben mußte (zwischen den Synoptikern und dem Evangelium Johannes besteht, was die beiderseitige

was auf ganz anderem Boden erwachsen war und darum nicht scharf genug davon geschieden werden kann.

Von besonderer Wichtigkeit für die richtige Umgrenzung und Würdigung der *christlichen* Weltanschauung ist es, daß das Verhältnis derselben zur alttestamentlich-jüdischen Welt- und Lebensauffassung, überhaupt zum Alten Testamente, richtig bestimmt werde. Nun ist es ja keine Frage, daß das geistige Leben Jesu Christi als einer geschichtlichen Persönlichkeit (wie das jedes Menschen — vgl. Kap. 2.) sowohl überhaupt, als auch insbesondere sein religiöses und sittliches Denken und Empfinden,

---

Darstellung der Persönlichkeit und Lehre Jesu Christi betrifft, ein ganz ähnlicher Unterschied wie zwischen den Schriften Xenophons und Platos in Bezug auf Person und Lehre des Sokrates). Damit hängt ein anderer Punkt eng zusammen. (2) Man hat gesagt: ein gewesener *Fischer* (und das war allerdings Johannes, ehe er zum Apostelamt berufen wurde) habe unmöglich ein so fein- und tief-geistiges Buch, wie das 4. Evangelium unzweifelhaft ist, schreiben können, das könne nur ein Mann von hoher geistiger Begabung und zugleich ganz ungewöhnlicher religiös-philosophischer Bildung gethan haben. — Dagegen müssen wir bemerken: Wenn irgend ein Mann des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Jesus Christus (von allen späteren zu geschweigen) dazu befähigt war, so gerade der Apostel Johannes, *der* Jünger, den Jesus — und gewiß nicht ohne Grund — zu seinem Lieblingsjünger und Busenfreunde erkoren hatte, der ihm also, wie daraus mit Sicherheit geschlossen werden kann, geistig am nächsten stand. Der Eindruck, den der Verfasser des 4. Evangeliums als Schriftsteller macht, entspricht genau dem, was aus diesem Jünger hat werden müssen, nachdem er — an sich eine edle, zartsinnige, nach innen gewandte Natur — mehrere (2- 3) Jahre in der „Schule" Jesu Christi, und zwar fast beständig in seiner nächsten Nähe, gewesen ist und dann darnach noch in einem langen Leben (nahezu 70 Jahre — er starb erst um 100 n. Chr.) Zeit und gewiß auch das Streben gehabt hat, sich in das von Jesus Christus direkt Aufgenommene in fortgesetzter Gedankenarbeit (daß er z. B. die religionsphilosophischen Schriften des alexandrinisch-jüdischen Gelehrten Philo [geb. 20 v. Chr., gest. um 50 n. Chr.], an die der Eingang des 4. Evangeliums [vom Logos, Luther: „Wort"] erinnert, gekannt und studiert habe, entspricht durchaus seiner

bei aller Originalität, doch aufs innigste verwachsen war mit dem geistigen Fonds und Leben seines, des jüdischen, Volkes, insbesondere also mit der im jüdischen Volke vorhandenen Religion und Sittlichkeit (als Lehre und Bewußtsein — vgl. Kap. 2.); auch hat er selbst erklärt, daß er es nicht als seine Aufgabe betrachte, eine ganz neue Religion (und Sittlichkeit) von Grund aus neu aufzubauen, daß vielmehr das Neue, das er allerdings zu bieten habe (Joh. 8, 12: „Ich bin das Licht der Welt" — Joh. 14, 6: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; Matth. 9, 16. 17: „neues Tuch" und „Most" =

Person wie den Verhältnissen seines Wohnorts, der verkehrsreichen Handelsstadt Ephesus in Kleinasien) und bei erweiterter Erfahrung immer mehr geistig einzuleben. Wie Plato nach seiner Natur, und nachdem er 8 Jahre lang als Schüler in der unmittelbaren Umgebung des Sokrates gelebt hatte, vor allen anderen dazu befähigt und berufen war, der Nachwelt Zeugnis von dem Geiste seines Meisters zu geben, so Johannes im Verhältnis zu Jesus Christus. Es wäre völlig undenkbar, wenn gerade Johannes, der intimste Freund Jesu, trotzdem er bis in ein sehr hohes Alter hinein die Muße dazu gehabt (er ist in Ephesus um 100 eines natürlichen Todes gestorben, während alle anderen Apostel, wenigstens der altkirchlichen Überlieferung nach, als Märtyrer, also „vor der Zeit", geendet haben), sich nicht gedrungen gefühlt und diesem Drange seines Herzens auch nachgegeben haben sollte, das Leben und Streben seines — von seinen Zeitgenossen, selbst im eigenen (dem jüdichen) Volke, bis auf verhältnismäßig wenig zahlreiche Ausnahmen, verkannten und geschmähten — Freundes und Meisters (ganz abgesehen davon, daß er ihm mehr war und sein mußte) auf Grund seiner eigenen unmittelbaren (persönlichen) Erfahrungen darzustellen: ihn, als sein berufener Apologet, in seiner ganzen geistigen und sittlicheu Hoheit, wie nur er es vermochte (zumal er von etwa 70 n. Chr. an bis 100, also 30 Jahre hindurch, der einzige noch lebende Augen- und Ohrenzeuge Jesu war), zu zeichnen und dadurch vor Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen; er **mußte** dies thun, es war eine unabweisbare Pflicht der Dankbarkeit, mit anderen Worten: es **muß** ein **Evangelium Johannis** gegeben haben. Und da nun das 4. Evangelium genau dem entspricht, was man a priori von einem „Leben Jesu" „aus der Feder" (und mehr noch: aus dem

neuer Wein), sich, bei aller Neuheit, doch anschließe (zwar nicht an die in seinem, dem jüdischen, Volke zu seiner Zeit vorhandenen Kultus- und Lebensformen — Matth. 9, 16. 17: „altes Kleid", „alte Schläuche" – aber) an das, was sich an religiöser und sittlicher Erkenntnis als bleibender Ertrag aus der bisherigen (von Gott erzieherisch geleiteten — s. w. u. unter 16) Entwickelung des Volkes Israel ergeben habe (Joh. 4, 22: „Das Heil kommt von den Juden"; Matth. 5, 17: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten [= die alt-

---

Geiste) des Apostels Johannes erwarten müßte, so liegt darin der stärkste innere Beweis für die „Echtheit" des Evangeliums d. h. dafür, daß diese Schrift wirklich ein Werk des Apostels Johannes ist. Dieser Beweis ist so stark, daß selbst für den Fall, daß das 4. Evangelium uns aus dem christlichen Altertum namenlos, und nicht, wie in Wirklichkeit der Fall, als Schrift des Apostels Johannes überliefert wäre, man dasselbe sofort für diesen in Anspruch nehmen müßte. — Es wäre auch, um nur dies noch zum Schlusse zu bemerken, mehr als unbegreiflich, wenn derjenige, der das 4. Evangelium geschrieben, das Meiste und Beste von dem, was er schreibt, sich selbst verdankt, aus sich selbst entnommen hätte — und das mußte er, wenn er kein Apostel gewesen, und mehr noch, wenn er erst 100 Jahre nach dem Tode Jesu Christi geschrieben hätte — wenn also er selbst der eigentliche Prophet der Geistes-Religion, als die wir das Christentum (und zwar, wie bemerkt, nicht zum geringsten Teile eben auf Grund des 4. Evangeliums) kennen und schätzen, gewesen wäre und dann doch seine eigenen hohen Gedanken einem anderen, Jesus Christus, in den Mund gelegt haben sollte — das wäre mehr als Selbstverleugnung, das wäre geistiger Selbstmord gewesen; dessen hätte aber ein Mann nicht fähig sein können, der die höchsten und feinsten, tiefsinnigsten und zartesten Geisteserzeugnisse, dergleichen das 4. Evangelium auf jeder Seite enthält (man lese beispielsweise nur das sog. Hohepriesterliche Gebet Johannes 17) aus sich selbst herausgeboren gehabt hätte. Auch diese Erwägung würde allein schon dafür sprechen, daß, giebt sich der Verfasser des 4. Evangeliums — wie doch thatsächlich der Fall — nicht als Urheber, sondern nur als Berichterstatter, er auch nur das letztere ist, er also das, was er schreibt, von von dem hat, dem er es zuschreibt, er also ein Apostel gewesen ist, und wenn dies, so kann es eben nur Johannes gewesen sein.

teſtamentliche Offenbarung, das Alte Teſtament*] aufzulöſen [= aufzuheben, ganz zu beſeitigen]. Ich bin nicht gekommen, aufzulöſen, ſondern zu erfüllen"**). Daraus folgt aber nicht, daß nun das ganze Alte Teſtament ganz in derſelben Weiſe normgebend für das Chriſtentum ſei wie das Neue Teſtament und namentlich alles das, was wir durch die neuteſtamentlichen Zeugniſſe (beſonders die Evangelien) von dem Leben und der Lehre Jeſu Chriſti ſelbſt wiſſen, ſondern nur das folgt daraus, daß alles das, aber auch nur das, aus dem Alten Teſtament in das Chriſtentum herüberzunehmen iſt, was zu der Weltauffaſſung Jeſu Chriſti die notwendige Vorausſetzung bildet. Es war eine ungeheure Verirrung, die der Religion Jeſu Chriſti unendlichen Schaden gethan hat und noch thut, daß die nachapoſtoliſchen chriſtlichen Lehrer, darin von der Höhe, auf der Jeſus Chriſtus ſelbſt und, wenigſtens im Prinzipe, auch noch ſeine Apoſtel ſtanden, zurückſinkend — ein hiſtoriſcher Vorgang, den man in analogen Fällen oft beobachten kann (man vergleiche zum Beiſpiel die Entwickelung der proteſtantiſchen Theologie und Kirche unmittelbar nach der Reformation [2. Hälfte des 16. und das 17. Jahrh.] mit derjenigen während der Reformation, ja ſchon die ſpäteren Perioden der Reformation ſelbſt mit den früheren) — das Alte Teſtament ohne weiteres als mit dem Neuen Teſtamente dogmatiſch und ethiſch gleichwertig neben dieſes geſtellt, es in ganz gleicher Weiſe als für Chriſten maßgebendes „Wort Gottes" betrachtet

* Der um 200 vor Chr. abgeſchloſſene Kanon der heiligen Schriften des Volkes Israel (ſeit der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil, 536 v. Chr., „Juden" genannt) beſteht aus 3 Teilen: 1. Geſetz, 2. Propheten, 3. Schriften von denen die beiden erſten Teile die religions-geſchichtlich wichtigeren ſind, weshalb man die altteſtamentliche Offenbarungsſtufe und überhaupt das Alte Teſtament mit „Geſetz und Propheten" zu bezeichnen pflegte (daneben findet ſich auch vereinzelt die vollſtändigere Bezeichnung für die heiligen Schriften der Juden: „Geſetz, Propheten und Pſalmen" — ſtatt „Schriften", weil unter dieſen die Pſalmen an erſter Stelle ſtanden).

** πληρῶσαι = vollmachen, vollenden.

und bezeichnet haben. Der größte Teil des Inhalts des Alten Testamentes, und nicht etwa bloß in seinen gottesdienstlichen Ordnungen (die man bekanntlich in der römischen Kirche vielfach repristiniert hat), sondern auch in seinen Aussprüchen religiösen und sittlichen Inhaltes gehören einer niedrigeren (religiös-sittlichen Entwickelungsstufe an und sind durch Jesus Christus und das Christentum antiquiert worden (das Noch-nicht-„vollendete" ist dem „Vollendeten" [Matth. 5, 17] gegenüber allemal verjährt); daß man nun das ganze doch wieder in die neue Religion herübernahm, mußte für dieselbe als niederdrückender, hemmender Ballast wirken — erst wenn man das Christentum wieder davon befreit haben wird, wird es sich frei und leicht bewegen können. Die Reformation hat einen kühnen Schnitt in die An- und Auswüchse des Christentums gethan, aber sie ist auf halbem Wege stehen geblieben: sie hätte es, statt auf die Bibel (die ganze heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes), allein auf Jesus Christus, den Stifter des Christentums (also auf das Neue Testament, und zwar zunächst und zumeist auf die Evangelien) stellen sollen. Es ist zudem eine ganz und gar unwissenschaftliche (und doch soll und will auch die Theologie eine Wissenschaft sein und ist auch, recht betrieben, eine Wissenschaft, und zwar die christliche Theologie die Wissenschaft von der christlichen Religion), weil offenkundigen Thatsachen zuwiderlaufende, aller geschichtlichen Entwickelung hohnsprechende und nur aus engherzigster Befangenheit erklärbare Meinung, daß — wie auch innerhalb des Protestantismus noch immer viele, auch viele Theologen, besonders unter denen, die im praktischen Pfarramt stehen, glauben — die verschiedenen Bestandteile des Alten Testamentes, die doch unzweifelhaft zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sind, alle und überall (als „auch Wort Gottes", „auch Offenbarung", „auch vom heiligen Geiste, der sich doch gleich bleibe und zu keiner Zeit Unwahres habe mitteilen können, inspiriert") die ganz gleiche religiöse und sittliche Anschauung zum Ausdruck bringen, während sie in Wirklichkeit doch

immer nur den geistigen (im besonderen den religiös-sittlichen) im Vergleich mit dem Christentum niedrigeren und von demselben überholten und „überwundenen“ — Standpunkt vorchristlicher Zeitalter (und zwar einzeln oder gruppenweise den eines bestimmten Zeitalters und alle zusammen den der vorchristlich-israelitischen Zeit überhaupt) repräsentieren und darum wohl für die Feststellung der israelitischen Welt- und Lebensauffassung (in irgend einem Zeitalter oder in der Zeit des Alten Bundes überhaupt) sowie für den Nachweis einer kontinuierlichen Entwickelung derselben innerhalb des Alten Bundes, aber nun und nimmer für die neutestamentlich-christliche Weltanschauung maßgebend sind. Kanon für das, was christlich ist, kann prinzipiell allein das Neue Testament d. i. diejenige Sammlung von Schriften sein, welche im Jahre 393 n. Chr. von einer Versammlung nordafrikanischer Bischöfe zu Hippo Regius als die allein authentischen Urkunden der christlichen Religion zusammengestellt worden sind, und darin wieder in erster Linie das, was über das Leben und Wirken des Stifters der christlichen Religion selbst überliefert ist. Mag die eine oder andere sich christlich nennende „Kirche“ sich für ihre Dogmen und Institutionen auf irgend welche andere Gewähr, heiße sie Altes Testament oder Apokryphen* oder „Väter“ (die [„rechtgläubigen“] christlichen Schriftsteller der ersteren Jahrhunderte) oder Konzilien oder „Infallibilität“ oder wie immer, berufen, christlich sind sie, insofern sie dies thun, ganz gewiß

* Zwischen 350 und 250 v. Chr. von gelehrten Juden, besonders in Ägypten, verfaßte Schriften — die zwar in die griechische, ebenfalls in Ägypten (um 250 v. Chr.) entstandene, Übersetzung der alttestamentlichen Schriften, die sog. Septuaginta (von wo sie dann später in die lateinische Bibelübersetzung, die Vulgata [um 400 nach Chr. entstanden], übergegangen sind), aber nicht in den um dieselbe Zeit in Jerusalem abgeschlossenen hebräischen Kanon der heiligen (alttestamentlichen) Schriften aufgenommen worden sind und demgemäß mit Recht auch in alle protestantischen Bibelübersetzungen entweder gar keine Aufnahme gefunden haben oder nur als Anhang, „der den übrigen (den „kanonischen“) Büchern nicht gleich zu achten sei“.

nicht. Christlich d. h. notwendiger Bestandteil der religiös-sittlichen Welt- und Lebensanschauung dessen, der Christ sein will, ist nur das, was sich nachweisbar — und zwar ohne jegliche Künstelei und Sophistik — auf Jesus Christus zurückführen läßt; alles andere hat kein Recht, sich mit diesem Namen zu decken.

Wie wird sich nun nach der bezeichneten Norm die **christliche** Weltanschauung gestalten? — Wir werden dieselbe im Folgenden in einer Reihe kurzer Sätze markieren, die teils selbst Aussprüche Jesu Christi, teils notwendige Voraussetzungen dazu sind. Dieselben werden der Reihe nach Antwort geben auf irgend eine der schwerwiegenden Fragen nach dem Wesen, Ursprung und Zweck der Welt, nach der Herkunft, Bestimmung und Zukunft des Menschen, nach dem Verhältnis von gut und bös, nach dem „Lauf der Welt" (mit anderen Worten: nach der „sittlichen Weltordnung": ob eine solche vorhanden, und wenn ja, welche) u. s. w. u. s. w., die von jeher das menschliche Denken, zumal das der Weltweisen, bewegt haben und sich noch immer dem Nachdenken als „die großen Rätsel des Daseins" und in ihrer Gesamtheit als **das** Weltproblem aufdrängen

1. Die Welt ist — mit anderen Worten: Jesus Christus (und demnach auch der Christ) erkennt die Welt in demselben Sinne als wirklich (realiter, objektiv — nicht bloß subjektiv, idealiter [im menschlichen Geiste — als ausschließliches Produkt der menschlichen Vorstellung]) seiend an, wie jeder unbefangene, von Überspekulation nicht angekränkelte Mensch, auch der moderne, auch der gebildete, auch jeder Philosoph, der weiß, was seine Aufgabe ist, sie anerkennt. — Ein Satz von der Allgemeinheit, wie der vorstehende, kommt allerdiugs weder im Munde Jesu Christi noch überhaupt in der Bibel vor, aber er bildet die notwendige allgemeine (logisch-metaphysische) Voraussetzung zu jedem Worte wie zum gesamten Verhalten Jesu Christi, und gegenüber gewissen angeblich hochphilosophischen Theorien, besonders aus

neuerer und neueſter Zeit, deren Urheber die Exiſtenz einer Welt außerhalb des menſchlichen Denkens, und zwar je ihres eigenen (alſo außerhalb des gerade philoſophierenden Subjekts), entweder geradezu leugnen (Idealismus, Subjektivismus) oder, als — angeblich — unerweisbar, ſei es überhaupt anzweifeln, ſei es wenigſtens als etwas gänzlich Ungewiſſes hinſtellen, ſchien es immerhin zweckmäßig, obige Grundtheſis, in der die Thatſächlichkeit des Weltproblems und damit zugleich das Bedürfnis nach einer Weltanſchauung einfach anerkannt wird, an die Spitze zu ſtellen. An ſich bedarf ja die reale Exiſtenz der Welt keines Beweiſes; daß es Leute gegeben hat und giebt, leider auch Philoſophen, die aus der Wolkenhöhe ihrer Spekulation auf alle, die das Daſein der Welt einfach anerkennen, als auf „im Dunſtkreis naiver Volksvorſtellungen Befangene" mit ſtolzem Lächeln herabſehen, ändert daran nichts; es beweiſt nur, wie weit menſchliches Denken ſich verirren kann. Die Aufgabe einer geſunden, fruchtbringenden, wirklich wertvollen Philoſophie beſteht nicht darin, das uns von Jugend auf auf Schritt und Tritt umgebende großartige, vielgeſtaltige Weltwunder zu leugnen oder auch nur anzuzweifeln, ſondern vielmehr darin, dasſelbe in ſeiner ganzen Großartigkeit und Mannigfaltigkeit als ein gegebenes Problem unbefangen aufzufaſſen und geiſtig zu verarbeiten, letzthin als ein einheitliches Ganzes zu begreifen. Weil man nun aber nicht zu ergründen vermochte und thatſächlich bis zur Stunde noch nicht ergründet hat, *wie* eine Erkenntnis der außer unſerem reflektierenden Geiſte befindlichen objektiven Welt — die wir doch alle thatſächlich haben — zuſtande kommt (*wie* es z. B. geſchieht, daß von einem Apfel oder ſonſt einem außer uns befindlichen Objekte in uns eine [ſeeliſch-geiſtige] Vorſtellung entſteht — man weiß zwar, daß die leiblichen Sinnesorgane dabei eine Vermittlerrolle ſpielen, aber, was ſehr merkwürdig und wohl zu beachten iſt, von den direkten Affektionen dieſer Organe, z. B. den Schwingungen des Trommelfells und der Gehörnerven, dem *umgekehrten* Bild auf der Netzhaut unſeres Auges und

der Thätigkeit der Sehnerven u. s. w., haben wir keinerlei Bewußtsein, sondern direkt von den „Dingen", so daß man vollständig berechtigt ist zu sagen: durch die Vermittelung der Sinnesorgane treten wir mit den Dingen selbst in eine direkte Verbindung. Auf der einen Seite ist das Objekt, auf der anderen mein Bewußtsein von dem Objekt, dazwischen das vermittelnde Organ, von dessen Thätigkeit im einzelnen ich aber nichts empfinde — soviel steht fest, alles Übrige dagegen: der eigentliche Vorgang, wie nun das Bewußtsein von dem Objekte in mir entsteht, ist, auch bei genauester Kenntnis des betreffenden Organs, mit dem Schleier tiefsten Geheimnisses verdeckt), hielten es viele irriger Weise für geboten, die Realität der Welt selbst incl. der eigenen Leiblichkeit (außerhalb des philosophierenden Ich) zu leugnen oder wenigstens als etwas gänzlich Unsicheres in ihrem weiteren philosophischen Spekulieren zu ignorieren. Im praktischen Leben, außerhalb ihrer Studierstube und überhaupt, sobald sie nicht gerade philosophisch-spekulierend thätig waren, haben freilich bisher noch alle Weltleugner oder Weltbezweifler — und das ist eine deutliche Probe auf den Wert oder vielmehr die völlige Wertlosigkeit solcher vermeintlich echt- oder gar allein-philosophischen Spekulationen — sich allezeit so verhalten, als ob die Welt im allergewöhnlichsten Sinne sei; konsequent war dies jedenfalls nicht, wenigstens hätten sie sich kraft ihrer Theorie alle unangenehmen, namentlich alle schmerzhaften Erfahrungen, etwa den Verlust eines lieben Kindes oder sonst ein schweres Schicksal, das dem Menschen einen Schrei des Entsetzens auspreßt, und bei dem ihm sozusagen das Mark in den Knochen gefriert, auf die bequemste Weise — durch einen einfachen inner-geistigen Akt — fernhalten können. — Wer es nicht weiß, und die wenigsten, auch unter den Gebildeten, wissen es, welcher Scharfsinn gerade auf diesen Punkt: Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit, Anerkennung oder In-Frageстellung bzw. Leugnung der Welt — verschwendet worden ist und noch verschwendet wird, auch von hochangesehenen Männern, Philosophen und philosophierenden

Naturforschern, und mit welcher Emphase alles Denken für unphilosophisch, unwissenschaftlich, populär, dilettantisch, laienhaft oder wie sonst erklärt wird, das von der Welt als einer gegebenen Realität ausgeht*, sollte es gewiß nicht glauben, und doch ist dem leider so. Zur Ehre der Philosophie gereicht dies jedenfalls nicht**. — Die christliche Weltanschauung erkennt die Realität der Welt an. —

2. Über der Welt (dynamisch, der Macht und Wirksamkeit nach, nicht räumlich) ist Gott — auch dies eine notwendige Voraussetzung zu allen Worten Jesu Christi. Ich sage ausdrücklich: „über der Welt", nicht: „die Welt ist Gott", oder „in der Welt ist Gott (mit ihr ein Wesen bildend)" — das wäre Pantheismus („Alles*** ist Gott"), auch nicht: „neben der Welt ist Gott", das wäre Dualismus (Glaube an zwei gleich selbständige Grund- und Urwesen). Die christliche Weltanschauung ist also nicht atheistisch (ohne Gott), sondern theistisch: Gott ist das oberste „Prinzip", das oberste Wesen, die erste und höchste

---

* Sehr schonend, aber doch auch im negativen Sinne äußert sich z. B. einer der bedeutendsten Physiker der Gegenwart, Professor v. Helmholtz in Berlin, in: „Die Thatsachen in der Wahrnehmung", z. B. S. 35: „Die mit dem Charakter der Wahrnehmung auftretenden Bewußtseinsakte verlaufen so, **als ob** die von der realistischen **Hypothese** (!) angenommene Welt der stofflichen Dinge wirklich bestände. Aber über dies **als ob** kommen wir nicht hinweg; für mehr als eine ausgezeichnet brauchbare und präcise" (also doch! —) Hypothese können wir die realistische Meinung nicht anerkennen".

** Man sehe auch, was Kap. 4 unter 2 über die beiden einander entgegenstehenden Theorien, die realistische und die idealistische, gesagt ist.

*** Τὸ πᾶν.

Form des Seins*. Von Dualismus aber kann keine Rede sein, wenn es heißt: „über der Welt ist Gott"; die Welt hat keine Selbständigkeit neben Gott, sie hat nur Existenz, Sein (Wirklichkeit und Wirksamkeit) unter Gott. —

3. Gott ist Geist — Joh. 4, 24 (nicht: „ein Geist", wie Luther unrichtig übersetzt hat) — d. h. ein unsichtbares, denkendes, fühlendes und wollendes und dabei (vgl. S. 75) selbstbewußtes (= persönliches), an keine Schranke des Ortes (wie alles Körperhafte oder zugleich Körperhafte) gebundenes Wesen. — Das Wort Jesu Christi „Gott ist Geist" — an sich ein Wort von so eminenter Bedeutung, daß es allein hingereicht haben würde, den Namen dessen, der es geredet (zuerst und aus sich heraus geredet), unsterblich zu machen — nimmt, wie innerhalb der christlichen Religion überhaupt, so auch im besonderen innerhalb der christlichen Weltanschauung eine centrale Stellung ein: es kann nichts in derselben gelten sollen, was sich mit diesem Worte nicht verträgt. — Was Geist ist, wissen wir von uns selbst, wenn wir auch die innere Natur, das Wesen des Geistes bis zur Stunde noch nicht begreifen; was wir also bei uns selbst als Geistiges, Geist thatsächlich beobachten, von solcher Art ist Gott. Das Wort „Gott ist Geist" bezeichnet allerdings Gott nur nach seiner physischen Seite, nach seiner allgemeinen Natur, noch nicht nach seiner ethischen Seite, noch nicht die Richtung, den

---

* Skala der Seinsstufen (vgl. Teil I. Kap. 2 S. 74 f.):

Nichts

Welt	1. Materie (Stoff, soweit er nicht krystallisiert u. nicht organisiert ist, z. B. Wasser) 2. Krystall 3. Pflanze 4. Tier 5. Mensch	6. Engel (incl. Teufel und Dämonen)

7. Gott.

prinzipiellen Inhalt seines Willens, seine Gesinnung; aber doch ist es bereits von schwerstwiegender, nur leider viel zu wenig gewürdigter Bedeutung: es schließt ein für allemal alle Träumereien oder unklaren Vorstellungen von Gott als irgendwie mit Leiblichkeit behaftet oder nach leiblichen Verhältnissen sich verhaltend von der christlichen Weltanschauung aus. Die Anthropomorphismen (Vermenschlichungen) der Bibel, namentlich des Alten Testamentes, sowie — in Anlehnung an dieselbe — des Volksglaubens und der erbaulichen Redeweise: daß Gott Augen, Ohren, Hände, Füße habe; hören, sehen, sprechen könne; auf einem Throne sitze, herniederfahre u. s. w. — sind darnach — für die Wissenschaft und das Bewußtsein des Gebildeten — zu berichtigen. — Ist Gott Geist, nur Geist, und diesen Sinn hat das bezeichnete Wort Jesu Christi ganz unzweifelhaft, so giebt es keinen Punkt im All, wo Gott nicht sein könnte (Allgegenwart), so ist kein Grund einzusehen, warum er irgend wann einmal nicht sein sollte (Ewigkeit). —

4. Gott ist gut — Matth. 19, 17: „Niemand ist gut denn der einige Gott"*; Matth. 5, 48: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist". — Mit dem Satze „Gott ist gut" ist das Wesen Gottes nach seiner ethischen Seite, nach der Richtung und dem Inhalte seines Willens, nach seiner Gesinnung bezeichnet, und zwar zunächst negativ: in ihm, in seinen Gedanken, seinen Affekten, seinem Willen, ist nichts Böses, keine (moralische) Schwäche, keine Unvollkommenheit, kein Umschlag in der Gesinnung (Jak. 1, 17: „. . . . Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis" [wörtlich: „kein Wechsel noch einer Wende Verschattung" = eine Verschattung, die durch eine Wendung d. i. veränderte Stellung des leuchtenden Körpers entsteht, wie beim Monde; die Ausdrücke sind von Jakobus deshalb so gewählt, weil er Gott „den Vater" = Schöpfer „des Lichts" genannt hatte]),

* Εἰ μὴ εἷς ὁ θεός „außer Gott allein".

zugleich aber auch positiv: er ist gut, ist vollkommen, d. h. was wir Menschen irgend an guten, edlen Gesinnungen unter uns beobachten, eben das, alles das ist in Gott. — Freilich kann die christliche Ethik den Begriff „gut" nur so definieren: „gut ist, was dem (positiven) Willen Gottes entspricht", und so könnte es scheinen, als ob die Aussage „Gott ist gut" auf eine nichtssagende Tautologie hinauslaufe; aber wenn auch der Begriff „gut" (innerhalb der christlichen Ethik) formal nicht anders bestimmt werden kann als in der angegebenen Weise, so haben wir doch — wir, die wir durch das Christentum erzogen sind — ein ausreichendes Verständnis für das, was materialiter unter „gut" zu verstehen ist und was nicht, um die Aussage „Gott ist gut" auch nach ihrer positiven Seite hin (ihrem positiven Inhalte nach) würdigen zu können. Wir brauchen uns nur zu fragen, was wir unter einer guten Gesinnung, einer guten Handlung verstehen, und sofort hat der Satz „Gott ist gut" einen inhaltererfüllten Sinn: Gott ist von dem reinsten Wohlwollen beseelt — „Gott ist die Liebe" 1 Joh. 4, 8. 16 — nur daß er dieses sein Wohlwollen, abgesehen von den Fällen, in denen sich dasselbe — wie von vornherein als möglich anerkannt werden muß — unserem beschränkten Erkennen zeitweilig oder dauernd verbirgt, als ethisches, und zwar oberstes ethisches, Wesen nicht immer und überall frei walten lassen kann, vielmehr (durch seine eigene ethische Natur genötigt) bei der Weltregierung (ähnlich wie ein Monarch bei der Regierung seines Staates) auch noch andere ethische Rücksichten zu nehmen hat (vgl. weiter unten u. 6); wo immer er aber nicht Liebe walten lassen kann, liegt die erste Ursache nicht in ihm, sondern außer ihm. — Die christliche Weltanschauung kennt nur einen Gott (Monotheismus), und zwar einen guten. —

5. Gott hat die Welt geschaffen — 1 Mose 1, 1: „Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde" (d. h. die Welt als Ganzes, das Universum, das All) — das ist freilich keine Aussage Jesu Christi, und es findet sich auch keine aus seinem Munde, die so oder ähnlich lautete (Matth. 11, 25 redet er zwar

betend Gott an „Vater und Herr Himmels und der Erde“, und mit einem gewissen Rechte ließe sich darin implicite auch die Anerkennung Gottes als des Weltschöpfers seitens des Sprechenden finden, aber allerdings ein ausdrückliches Zeugnis dafür bildet auch diese Stelle nicht). Aber für einen Juden, und ein Jude war Jesus Christus, stand kaum ein anderer Satz fester als der, daß die Welt keine Selbständigkeit neben Gott habe, daß sie vielmehr das Werk Gottes sei; so lehrt das Alte Testament fast auf jedem Blatte und einhellig in allen seinen Teilen (ich erinnere z. B., außer an jenes erste Wort der Bibel überhaupt 1 Mose 1, 1, noch an Stellen wie Psalm 24 1 f.: „Die Erde ist des Herrn [wörtlich: „Jehovah's“ — oder richtig: Jahveh's = des Seienden = des Ewigen, Lebendigen] .... denn er hat ihn [den Erdboden, genauer: den Erdkreis] an die Meere [richtiger: über den Meeren] gegründet u. s. w.“; Psalm 90, 1: „Herr Gott, du bist .... ehe denn die Berge worden [wörtlich: geboren wurden] und die Erde und die Welt geschaffen worden“ [wörtlich: „du erzeugtest“ = schufst „die Erde und den Erdkreis“]; den ganzen Psalm 104 [den sog. kosmischen Psalm], ferner an den häufig, namentlich in der späteren Zeit, vorkommenden Ausdruck für Gott: „der Gott des Himmels und der Erde“ u. s. w.), und wenn es irgend eine Aussage des Alten Testamentes giebt, die Jesus Christus unverändert in seine Weltanschauung aufgenommen hat, so jedenfalls diese: Gott hat die Welt geschaffen, und es ist zweifellos aus dem Geiste Jesu Christi heraus geredet, wenn es im Hebräerbrief (11, 3) heißt: „durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist (wörtlich: hergestellt, bereitet worden ist), daß alles, was man siehet, aus nichts geworden ist“ (wörtlich: „so daß nicht aus Erscheinendem“ — etwa einem bereits vorhandenen Stoffe — „das Sichtbare“ [die Welt] „geworden ist“ — sondern aus dem Gott [d. h. aus dem Willen desjenigen Gottes] heraus, der als Geist eben unsichtbar ist), und wenn Paulus sagt (Röm. 4, 17): „Er ruft dem, das nicht ist, daß es sei (wörtlich: das

Nichtseiende wie Seiendes)". — In welcher Weise allerdings Gott die Welt („den Himmel und die Erde"), die er als Ganzes, dem Stoffe nach und bis zur Bildung des festen Erdkörpers hin, „am Anfang" geschaffen, im einzelnen hat entstehen lassen (innerhalb welcher Zeit, in welcher Aufeinanderfolge und überhaupt näher auf welche Weise) und wie (innerhalb welcher Zeiträume, in welcher Reihenfolge und überhaupt näher auf welche Weise) sodann die als Ganzes bereits vorhandene Welt, namentlich die Erde, sich auf sein Geheiß bis zu ihrem gegenwärtigen Bestande hin weiter ausgestaltet, entwickelt habe, für alle diese Detailfragen läßt die christliche Weltanschauung dem menschlichen Denken und der Forschung der Wissenschaft freien Spielraum. Die beiden Schöpfungsgeschichten 1 Mose 1—2, 3* und 1 Mose 2, 4—25 sind, zumal sie in Einzelheiten von einander abweichen, für die christliche Weltanschauung, nach dem oben aufgestellten Kanon, nicht autoritativ. Die Erschaffung des Lichtes, ehe irgend welcher Augennerv da war, auch in Gott nicht, der es hätte empfinden können (über die Engel s. Anhang zu diesem Kapitel), die Erschaffung der Gestirne nach der Erde und lediglich zu terrestrischen Zwecken, die Erschaffung des Weibes aus einer Rippe des Mannes u. dgl. m. kann keinen Anspruch darauf machen, für wesentliche Bestandteile der christlichen Weltanschauung zu gelten; man erweist dem Christentum einen schlechten Dienst, wenn man es ohne weiteres mit allen althebräischen Vorstellungen und Traditionen belastet. Teilweise ist übrigens die Darstellung 1 Mose 1, wonach Gott die geschaffene Welt, besonders die irdische, in 6 Weltperioden („Tage" im gewöhnlichen Sinne können es, auch nach der Meinung des Verfassers jenes Kapitels, nicht sein, da diese sich ja, wie auch er wohl wußte, nach der Stellung der Erde zur Sonne bemessen, diese aber erst, eigens „zu geben Zeichen, Zeiten,

---

* Die von dem römischen Kardinal Hugo a Sancto Caro (um 1263) herrührende Kapiteleinteilung der Bibel ist an dieser, wie an vielen an deren Stellen, verfehlt.

Tage und Jahre", in der 4. Periode geschaffen sein soll) weiter entwickelt habe, nicht zu verwerfen: der Fortschritt von der Scheidung zwischen dem Wasser auf der Erdoberfläche und dem Wasser in der Höhe, den Wolken, und der Trennung zwischen Festland und Meer zur Erschaffung des Pflanzenreichs, dann zur Erschaffung der Tiere in Wasser und Luft, hierauf der Festlandtiere und endlich des Menschen ist nichts weniger als unvernünftig; freilich lehrt die Erforschung der festen Erdrinde und die Auffindung untergegangener Pflanzen- und Tiergenerationen, daß doch auch dieser Fortschritt kein so einfach stetiger gewesen, wie es nach jenem Berichte scheinen könnte, sondern von großartigen Revolutionen durchbrochen worden ist (der französische Paläontolog Alcide d'Orbigny † 1857 behauptete eine 27malige Erneuerung der organischen Schöpfung, Louis Agassiz † 1873 eine „wiederholte Neuschöpfung der belebten Welt"). An der christlichen Weltanschauung, daß Gott die Welt aus nichts erschaffen habe, ändert jedoch die Anerkennung der Resultate der modernen Erdforschung nicht das geringste. —

6. Gott erhält und regiert die von ihm erschaffene Welt — Matth. 5, 45: „Er läßt seine Sonne aufgehen . . .", „läßt regnen . . ."; Matth. 6, 26: Gott ernährt die Vögel, V. 30: kleidet das Gras auf dem Felde, 10, 29: kein Sperling fällt auf die Erde ohne Gott (d. h. ohne seinen Willen, wenn auch nur seinen zulassenden Willen); das Unservater, jenes in jeder Beziehung wahrhaft mustergültige Gebet, das Jesus Christus seine Jünger gelehrt hat, Matth. 6, 9—13, setzt, auch ganz abgesehen von dem Schlusse („denn dein ist das Reich . . . . Amen"), der nicht von Jesus Christus herrührt (die ältesten Handschriften des Neuen Testaments enthalten ihn auch bei Matthäus nicht; Lucas 10,4 steht er überhaupt, auch in unserer deutschen Bibel, nicht), in den drei Bitten (den 3 bzw. 4 letzten Sätzchen; die ersten 3 Sätze sind keine Bitten, sondern Gelöbnisse, nur der 2. ist beides zugleich): „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel", „Unser tägliches Brot gieb uns heute", „Führe uns

nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen" („Übel" ist falsch; beide Sätze bilden zusammen nur eine Bitte, die ihrer Wichtigkeit wegen doppelt ausgedrückt ist, zuerst negativ und dann positiv) die Welterhaltung und Weltregierung Gottes voraus. Weiterer Zeugnisse für dieselben bedarf es wohl nicht, sonst würde sich noch eine ganze Menge neu- und alttestamentlicher Worte (z. B. namentlich auch der ganze — vorher schon erwähnte — „kosmische" Psalm 104) dafür anführen lassen; jeder mag dieselben aus seinem Schatze ergänzen. Es folgt ja daraus, daß, nach der christlichen Weltanschauung, der Welt keine Selbständigkeit, weder alleinige noch eine solche neben Gott, zuerkannt wird, mit Notwendigkeit, daß, wie ihre Entstehung, so auch ihr Fortbestand und ihre Entwickelung im großen wie im kleinen (sogenannte Kleinigkeiten haben ja oft die bedeutsamsten Folgen) von Gott abhängig ist. Die Weltregierung Gottes ist jedoch nicht so zu fassen, als ob alles, was geschieht, ohne Ausnahme in positiver Weise Wirkung des göttlichen Willens, der göttlichen Weltregierung („Vorsehung", Providenz) sei, das wäre Fatalismus, und einen solchen kennt die christliche Weltanschauung nicht, sondern so, daß, was geschieht, entweder geschieht, weil Gott es in positiver Weise gewollt hat, oder weil er es („mit Wissen und Willen" — in allweiser Berücksichtigung aller vom ethischen Gesichtspunkte aus in Betracht kommenden Umstände, namentlich auch der von ihm selbst mit Vorbedacht dem Menschen anerschaffenen Freiheit [s. w. u.]) zugelassen hat. Auch zum Bösen (= allem, das seinem positiven Willen zuwiderläuft) giebt er, eben indem er es wissentlich und willentlich zuläßt, die zu allem Thun und Geschehen erforderlichen Kräfte; auch wird sein Wille in Beziehung auf die Welt dadurch, daß er im einzelnen seinem positiven Willen Zuwiderlaufendes gestattet, nicht durchkreuzt, wenn auch gehemmt, da er, als das die Welt beherrschende (allmächtige und allweise) Wesen, Mittel und Wege ohne Zahl und Schranken zur Verfügung hat, um trotz aller — zugelassenen — Hemmung seines (positiven) Willens den „Lauf der Welt", so wie er ihn im voraus gewollt und bestimmt hat,

durchzusetzen — 1 Mose 50, 20 (Joseph in Ägypten zu seinen Brüdern beim Rückblick auf seinen bisherigen Lebensgang, der zwar schlimm begonnen, aber heilvoll — für ihn und für sein Geschlecht — geendet hatte): „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen (wörtlich: fügte es zu Gutem), wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks"; Apostelgesch. 17, 26 (Paulus): „(Gott) hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie (die einzelnen Geschlechter [wörtlich: Völker] der Menschen) wohnen sollen (wörtlich: nachdem er [ihnen] zugewiesene Zeiten und die Grenzen ihres Wohnsitzes festgestellt)". — So wird einerseits, nicht neben, sondern innerhalb der Weltregierung Gottes, ein Gebiet der Freiheit und andererseits zugleich die Möglichkeit eines unbedingten Vertrauens auf die Weltregierung Gottes, die „Vorsehung", gewährleistet — Psalm 37, 5: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen"; 1 Petri 5,7: „Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorget für euch"; das letzte Kreuzeswort (nach Lucas — 23, 46): „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist". —

7. Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen — 1 Mose 1, 26; „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei" (wörtlich und sachlich richtiger, da von Gleichheit zwischen dem Geschöpfe und dem Schöpfer doch keine Rede sein kann: „in unserem Bilde gemäß unserer Ähnlichkeit"); V. 27: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde (wörtlich: in seinem Bilde), zum(im) Bilde Gottes schuf er ihn." — Sofern nun dieser Satz: „der Mensch das Bild Gottes" in die christliche Weltanschauung aufgenommen werden muß, und es giebt kein neutestamentliches Wort, welches dem entgegenstände, freilich auch keins, welches denselben Gedanken ausdrücklich wiederholte, während allerdings, was überhaupt von Jesus Christus über die Beziehungen zwischen Gott und den Menschen ausgesagt ist, z. B. schon allein und namentlich der von ihm, auch in Anwendung auf andere Menschen als ihn selbst, in den Vordergrund gestellte Gottesname „Vater",

eine Wesensähnlichkeit zwischen Gott und den Menschen voraussetzt, kann das nicht fraglich sein, daß der nähere Inhalt dieses Satzes nach dem Worte Jesu Christi (s. o. unter 3) Joh. 4, 24: „Gott ist Geist" zu bestimmen ist. Was die altjüdische Tradition und derjenige, der die oben citierten alttestamentlichen Stellen (1 Mose 1, 26. 27) in der auf uns gekommenen Form niedergeschrieben hat, sich etwa dabei gedacht hat, ist für die christliche Weltanschauung gleichgültig; sie kann das Wort nur aufnehmen in ihrem d. h. in Christi Sinn, Jesus Christus aber hat gesagt, und das ist entscheidend: „Gott ist Geist". Die Ähnlichkeit zwischen Gott und den Menschen besteht sonach darin, daß der Mensch auch, wenn auch nicht ausschließlich (wie Gott), Geist d. h. ein denkendes, fühlendes und wollendes und dabei selbstbewußtes (= persönliches) Wesen ist (vgl. Teil I. Kap. 2 S. 75). Eine ethische Qualität des Menschen im Momente und unmittelbar nach seiner Entstehung ist mit dem Worte: „Gott schuf den Menschen in seinem Bilde" nicht ausgesagt; und wenn es auch gleich nachher 1 Mose 1, 31 heißt: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut", so besagt doch auch dies nicht mehr und nicht weniger, als daß auch der Mensch, gleichwie alle seine anderen Geschöpfe, wohlgelungen d. h. der Schöpferidee Gottes entsprechend gewesen. Man wird sich daher hinsichtlich der sittlichen Qualität des neugeschaffenen Menschen mit der negativen Bestimmung begnügen müssen, daß die beiden ersten Menschen in dem Augenblicke, da Gott sie werden ließ, ohne irgendwelche böse d. i. Gott abgewendete und widerstrebende Regung waren; dies aber anzunehmen, kann keine Schwierigkeit machen, da Gott in seiner vollen Freiheit gewiß nichts geschaffen haben wird, was ihm von Anfang an widerstrebt hätte, und insofern gilt dann allerdings auch von der sittlichen Qualität der ersten Menschen das Wort: „Und siehe da, es (alles) war sehr gut". — Nur nach einer einzelnen Seite hin äußert sich die Schöpfungsgeschichte 1 Mose 1 selbst darüber, wie sich die Ähnlichkeit des Menschen mit Gott in seinem Leben geltend machen solle und werde, nämlich

— V. 26. 28 — in seiner Herrschaft über die Tiere und über die ganze Erde; dazu aber war der Mensch eben dadurch befähigt, daß er seiner allgemeinen Natur nach Geist ist, wie Gott, allerdings nicht bloß Geist, wie er, der Schöpfer, aber doch auch Geist, wie außer ihm auf der weiten Erde nichts (vgl. Teil I. Kap. 2. S. 75). —

8. Der Mensch (die Menschheit) ist sündig geworden — 1 Mose 3: der „Sündenfall": die beiden ersten Menschen haben das Gebot Gottes übertreten; Matth. 7, 11: „So denn ihr, die ihr arg (böse) seid u. s. w."; Röm. 3, 12 nach Psalm 14, 3: „Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden; da ist nicht, der Gutes thue, auch nicht einer." — Die Schrift Alten und Neuen Testaments verlegt den Ursprung der Sünde, des Bösen, der menschlichen Eigenwilligkeit im Widerspruch mit dem Willen Gottes und dem eigenen besseren Selbst des Menschen, in die Lebensgeschichte des ersten Menschenpaares (1 Mose 3), und es ist auch nicht abzusehen, warum nicht bereits dort die durch die geistige Natur des Menschen von Anfang an als möglich gesetzte Auflehnung des menschlichen gegen den göttlichen Willen — so wird in der Schrift überall die Sünde definiert — zur That geworden sein sollte. Doch kommt darauf weniger an als auf die Anerkennung der Thatsache, daß alle Menschen sündig sind; mag man sich immerhin der biblischen Erzählung vom Sündenfall, namentlich einzelnen Bestandteilen derselben, z. B. dem Reden der Schlange und ihrer nachherigen Bestrafung, gegenüber kritisch frei verhalten, es verschlägt das für die christliche Weltanschauung nicht das Geringste. Das aber hat bis jetzt noch jeder zurechnungsfähige Mensch, auch unter den alten Heiden*, — mit alleiniger Ausnahme des Einen (Jesus

* Z. B. Euripides, griech. Tragödiendichter, † 406 v. Chr.: Hippol. 379: „Das Gute wissen wir und erkennen es, führen es aber nicht aus, die einen aus Trägheit, die andern, weil sie Vergnügen dem Guten vorziehen"; Fragm. Chrys. 829: „Obschon ich den guten Willen habe, zwingt mich doch die Natur (das Böse zu thun)"; Medea 1077 ff:

Christus), der auch in anderer Beziehung eine singuläre Stellung unter den Menschen einnimmt — zugegeben, daß er, zumal gemessen an den höchsten Idealen, sittlich unzulänglich, unvollkommen, sündig sei; und auch der Eine hat, so lange er sich noch versuchungsfähig wußte, und das war er bis zu dem Kreuzesworte (Joh. 19, 30): „Es ist vollbracht", das Prädikat „gut" von sich abgelehnt, indem er das Wort gesprochen (Matth. 19, 17 — vgl. oben unter 4): „Niemand ist gut denn der einige Gott (wörtlich: außer Gott allein)". — In jenem Vorgange („Sündenfall" — 1 Mose 3) im Paradiese („Garten Eden" = Wonne; Paradies ist ein erst später in Gebrauch gekommenes persisches Wort = Tierpark) eine Wirkung des Teufels (s. darüber den Anhang zu diesem Kapitel) zu erblicken (der sich der Schlange als Mittel bedient bzw. selbst durch die Schlange oder gar in

---

„Ich werde vom Bösen besiegt und verstehe zwar, was für Schlechtigkeiten ich verüben werde, aber die Leidenschaft ist stärker als meine Vorsätze."

Plato, griech. Philosoph, † 347 v. Chr. (ein Schüler des Sokrates, † 399 v. Chr.): Protag. 345 c. (als Ausspruch des Sokrates): „Es ist nicht möglich, daß ein Mann gut sei, aber es ist wohl möglich, daß er gut werde."

Horaz, röm. Dichter, † 8 v. Chr.: Od. I. 3, 25 f.: Gens humana ruit per vetitum nefas („Das menschliche Geschlecht stürzt sich in verbotenen Frevel"); Sat. I. 3, 68: Nam vitiis nemo sine nascitur; optimus ille est, Qui minimis urgetur („Denn ohne Fehler wird niemand geboren; der ist der Beste, der von den kleinsten bedrängt wird").

Ovid, röm. Dichter, † 17 n. Chr.: Metam. VII. 19 f.: Video meliora proboque, Deteriora sequor („Ich sehe das Bessere und billige es, dennoch strebe ich nach dem Schlechteren"); Amores III. 4, 17: Nitimur in vetitum semper cupimusque negata („Wir streben immer nach dem Verbotenen und begehren, was uns versagt ist").

Seneca, röm. Philosoph, † 65 n. Chr.: De ira 1, 14: „Keiner wird gefunden, der sich vor dem eigenen Richterstuhl freisprechen könnte, und wer sich unschuldig nennt, wird bald vom eigenen Gewissen Lügen gestraft werden."

u. s. w.

Gestalt der Schlange zu der Eva geredet und so die ersten Menschen verführt habe), mit anderen Worten: den Ursprung des Bösen in der irdischen Welt, statt aus der menschlichen Freiheit, (die sich ihrerseits aus der geistigen Natur des Menschen ergiebt) und der damit gesetzten Möglichkeit, auch Gottwidriges zu wollen — wie doch viel einfacher ist und auch vollkommen ausreicht — aus dem (an sich gewiß möglichen) Eingreifen einer außerirdischen (bösen) geistigen Macht in die Menschengeschichte zu erklären und somit den irdischen Ursprung des Bösen mit dem in der Engelwelt (s. darüber den Anhang zu diesem Kap.), also außerhalb der irdischen Welt, irgendwann erfolgten „Abfall von Gott" in Zusammenhang zu bringen, ist erst in der nach-alttestamentlich-jüdischen Theologie (innerhalb des Alten Testamentes findet sich davon nichts) üblich geworden und von da aus auch in die christliche Theologie übergegangen; da aber die neutestamentlichen Schriften, wenn sie auch diese Auffassung hin und wieder vorauszusetzen scheinen, doch eine direkte Aussage darüber nicht enthalten und namentlich in den Worten Jesu Christi selbst nichts vorkommt, was sich mit Bestimmtheit in dem angegebenen Sinne interpretieren ließe, so muß diese ganze Frage auf sich beruhen bleiben; für die Erklärung des Bösen in der Welt ist sie ohnehin irrelevant, dazu reicht, wie gesagt, allein die menschliche Freiheit aus, und es empfiehlt sich um so mehr, dabei stehen zu bleiben, als auch bei jener Umdeutung von 1 Mose 3 doch seitens des Menschen der Schwerpunkt, d. h. das, was ihn in stand setzt, sich gegen den Willen Gottes zu entscheiden, eben die in seinem geistigen Wesen begründete Freiheit ist. — Ob die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen auf Vererbung (Übertragung der sündhaften Neigung von den Eltern auf die Kinder — „Erbsünde") von den beiden ersten Menschen (auch das Neue Testament hält an der alttestamentlichen Erzählung von Adam und Eva als den Stammeltern aller Menschen und somit an der — übrigens auch von der modernen Wissenschaft [mit Ausnahme der darwinistischen Naturforscher] anerkannten — „Einheit des Menschengeschlechts"

fest — Apostelgesch. 17, 26 [Paulus]: „Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen sollen“ [wörtlich: „jegliches Volk von Menschen über das ganze Angesicht der Erde hin wohne“]) auf alle ihre Nachkommen beruhe, wie die hergebrachte Kirchenlehre lautet, muß psychologisch und theologisch als offene Frage betrachtet werden: denn, wenn nach der einen Seite hin niemand zu sagen vermag, in wieweit etwa vorhandene sittliche Gleichartigkeit zwischen Eltern und Kindern wirklich auf Vererbung und nicht etwa ganz auf dem Einfluß der sittlichen Atmosphäre, in der das Kind von frühester Jugend an aufwächst, beruhe, ja überhaupt, was an Überleiblichem (und dazu gehört doch auch das Sittliche) in einem neugebornen Kinde bereits ist und was nicht, sind andererseits die Bibelstellen, die man für die genannte Kirchenlehre (Vererbung — „Erbsünde“) zu citieren pflegt, alttestamentliche (besonders Psalm 51, 7: „Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen“ [wörtlich: „in Schuld ward ich geboren und in Sünde empfing mich meine Mutter“] und Hiob 14, 4 nach dem Hebräischen [Luther unrichtig: „Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?“]: „O käme doch [wörtlich: „Wer wird geben“ — eine Wunschformel = „hätte ich doch“, „käme doch“] ein Reiner von einem Unreinen, nicht einer!“) und zudem (wie sich aus der genauen Übersetzung ergiebt) keineswegs (für eine wirkliche Übertragung der Sünde durch den Akt der Zeugung oder überhaupt im Mutterleibe) beweiskräftige, während ihnen Worte aus dem Munde Jesu Christi gegenüberstehen, die eher gegen als für dieselbe sprechen, z. B. das bekannte: Matth. 19, 14: „Lasset die Kindlein . . . denn ihrer ist das Himmelreich“, ferner Marcus 10, 15: „Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen“ und Matth. 18, 3: „Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“. — Jedenfalls kommt für die spätere Erscheinung der Sünde in dem

Leben jedes Menschen neben der etwa ererbten Neigung zur Sünde und der mit der Freiheit fortdauernd gegebenen Möglichkeit, sich rein aus sich heraus (aus eigenstem Entschlusse) gegen den Willen Gottes zu entscheiden, die ungeheure Macht des bösen Beispiels, die von allen Seiten auf den werdenden Menschen eindringt und viel früher und viel mannigfaltiger (z. B. namentlich auch unter Geschwistern von den je größeren auf die je kleineren) wirkt, als man für gewöhnlich annimmt, in Betracht. — Es ist übrigens eine gewaltige Übertreibung, wenn die Kirchenlehre behauptet, der „natürliche“ (noch nicht im Glauben an Jesus Christus durch den h. Geist neugeborne) Mensch sei ganz und gar sündig, in seiner Gesinnung und in seinem Leben sei gar nichts Gutes; es stimmt dies weder mit den Thatsachen der Geschichte (man denke nur [von alttestamentlichen Persönlichkeiten, wie Abraham, Joseph u. s. w., bei denen immerhin eine gewisse erzieherische Einwirkung Gottes — s. weiter unten unter 16 — stattgefunden, desgleichen von heutigen nicht-gläubigen „Christen“, die, wenn auch persönlich in keiner religiösen Beziehung zu Christus, doch immerhin unter dem sittlichen Einflusse des Christentums stehen, abgesehen] an Heiden des Altertums wie Sokrates, Plato, Xenophon, Seneca, Titus, Hadrian, Mark Aurel u. v. a.), noch mit Aussprüchen der Bibel, wie Römer 2, 14 f.: „ . . . denn so die Heiden, die das (alttestamentliche) Gesetz nicht haben und doch von Natur thun des Gesetzes Werk u. s. w.“ (soll heißen: die, wenn auch keineswegs immer oder auch nur meist, so doch in mehr oder weniger Fällen thun, was recht und gut ist, und die eben damit — und das will Paulus mit diesem Spruche darthun — beweisen, daß sie von Natur ein mehr oder weniger deutliches Bewußtsein von dem Guten [dem Willen Gottes] in sich tragen [vermöge ihres Gewissens und ihrer verständigen Überlegung — V. 15]), Apostelgesch. 10, 35: „ . . . sondern in allerlei Volk, wer ihn (Gott) fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm“ u. a. m. Der Satz: „der Mensch (die Menschheit) ist sündig geworden“ hat also nur den Sinn: in jedem („natür-

lichen") Menschen ist Sünde, in dem einen mehr, in dem andern weniger, in keinem keine; jeder ist daher Gott gegenüber mehr oder weniger schuldig (Röm. 3, 23: „ . . . mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollten" [wörtlich: „ermangeln des Ruhmes Gottes" = können von Gott nicht — als Gerechte — gerühmt werden; den Gegensatz dazu bildet Jesus Christus, von dem es heißt Matth. 3, 17 und 17, 5: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe"]), partizipiert also an der Gesamtschuld der Menschheit. —

9. Gott hat Jesus Christus dazu bestimmt, die (durch die Sünde eingetretene) Entfremdung der Menschen von ihm zu beseitigen — Joh. 3, 16 f.: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben", V. 17: „Gott hat seinen Sohn . . . . gesandt in die Welt, daß . . . . die Welt durch ihn selig (wörtlich: gerettet) werde"; Matth. 1, 21: „Seinen Namen sollst du Jesus heißen, denn er wird sein Volk selig machen (wörtlich: retten) von ihren Sünden"; Luc. 19, 10: „Des Menschen Sohn (genauer: der Sohn des Menschen) ist gekommen zu suchen und selig zu machen (wörtlich: zu retten), was verloren ist"; Matth. 20, 28: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele". — So hat Jesus Christus selbst sich über sich und seine Bestimmung, seinen Beruf, seine Lebensaufgabe ausgesprochen; wenn daher irgend etwas zur christlichen Weltanschauung gehört, so dies: „Jesus Christus ist der Mittler in dem Verhältnis zwischen Mensch und Gott — 1. Tim. 2, 15: „Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus"; Apostelg. 4, 12: „Und ist in keinem anderen (als Jesus Christus) Heil (wörtlich: das Heil), ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig (wörtlich: gerettet) werden". Die christliche Weltanschauung kennt sonach keine Selbstversöhnung („Selbsterlösung"),

auch keinen Gott, der der Moralität oder Immoralität der Menschen, seiner Geschöpfe, gleichgültig gegenüberstände, sondern einen Gott, der heilig ist (Joh. 17, 11: „Heiliger Vater") d. i. jeder Sünde (= Widerspruch gegen seinen Willen) feind, auch keinen Gott, der in angeblich überschwenglicher Vaterliebe jede Auflehnung wider seinen souveränen Willen ohne weiteres verziehe — das wäre nicht der vollkommene, auch als Herr, auch als Vater vollkommene Gott, den Jesus Christus gelehrt — aber wohl kennt sie einen Gott, der nach seinem ethischen Wesen die Liebe ist (s. w. o. unter 4) und aus eigener Initiative Veranstaltung getroffen hat, die ihm entfremdete Menschheit wieder zu sich heranzuziehen. Und derjenige, durch den allein der sündige Mensch wieder in das rechte Verhältnis zu Gott gebracht werden kann, ist Jesus Christus — Joh. 14, 6: „Ich bin der Weg . . . . niemand kommt zum Vater denn durch mich"; Joh. 1, 12: „Wieviele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht (Vollmacht), Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben"; Apostelg. 4, 12 (s. o.). — Dies ist jedenfalls der Angelpunkt des Christentums, der christlichen Religion und Weltanschauung: „**zu Gott nur durch Jesus Christus**" — alle anderen Hilfsmittel („Werke", „Heilige", Maria, „Kirche" [sofern irgend eine der christlichen Teilkirchen das Heil des Menschen von der Zugehörigkeit zu ihr als Institution, dem Gebrauche ihrer „Gnadenmittel" und dem Gehorsam gegen *ihre* Gebote abhängig macht; die Kirche — die christliche überhaupt und jede Teilkirche — ist *Heilsmittel* nur, wenn und insoweit sie durch ihre Einrichtungen zu **Jesus Christus** führt, und ist als *christliche* nur insoweit legitimiert, als sie die organisierte Gemeinschaft an *Jesus Christus* gläubiger Menschen ist]) sind unchristlich (und eben darum, *christlich* beurteilt, unwirksam), und die Reformation hat darin jedenfalls das Rechte getroffen und sich insofern unwiderleglich als vom christlichen Geiste (= dem Geiste Jesu Christi) erfüllt bewiesen, als sie *das Heil* der Menschen wieder allein auf *Jesus Christus* begründet hat. — Dieser eine Satz: „alles Heil allein in Christo" ist un-

endlich wichtiger als alle die Grübeleien und haarspaltenden Unterscheidungen über die Natur oder die Naturen in Jesu Christo, über sein physisches oder metaphysisches Verhältnis zu Gott, seine Präexistenz u. dgl. m., an die schon die alte Kirche viel kostbare Zeit und Kraft vergeudet hat, und die auch heutiges Tages noch viel zu oft, zum offenbaren Schaden des Christentums, zum Schibboleth der Rechtgläubigkeit gemacht werden. Über die jenseits der historischen Erscheinung Jesu Christi hinausgreifenden Fragen wird doch niemand jemals etwas Sicheres, allen Anforderungen Genügendes auszusagen imstande sein. Man begnüge sich daher in dieser Beziehung einfach mit der Selbstaussage Jesu: „Sohn Gottes"; zwar hat er sich direkt nur einmal (Joh. 10, 35—37: Heilung des Blindgebornen) so genannt, aber indirekt hat er es jedesmal gethan, so oft er Gott „seinen Vater" nannte, auch hat er wiederholt die Bezeichnung „Sohn Gottes", wenn sie aus anderer Munde ihm entgegentrat, gutgeheißen, z. B. Matth. 16, 16, wo Petrus spricht: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn", ferner Matth. 26, 63 f., wo Jesus Christus auf die feierliche Frage des Hohenpriesters Kaiphas: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du seist Christus (hebr.: Messias, deutsch: Gesalbter = König), der Sohn Gottes", gleichsam schwörend antwortet: „Du sagst es (= ja, ich bin der Sohn Gottes)". Freilich erhebt sich, indem wir uns diese Bezeichnung „Sohn Gottes" für Jesus Christus aneignen, sofort die Frage: was bedeutet das denn: „Jesus Christus der Sohn Gottes"? — Es bedeutet jedenfalls nichts, was mit leiblichen Verhältnissen irgendwie zusammenhängt, denn Gott ist Geist (Joh. 4, 24); die Ausdrücke „zeugen" und „geboren werden", die die alte Kirche (z. B. das Konzil zu Nicaea 325) zur Bezeichnung des Wesensverhältnisses zwischen Jesus Christus und Gott in die christliche Dogmatik eingeführt hat (Symbolum Nicaenum), sind, weil vom menschlichen (leiblich-seelisch-geistigen) auf das göttliche (rein geistige) Gebiet übertragen, nur sehr uneigentlich zu verstehen und werden, weil leicht zu Mißverständnissen

Anlaß gebend, besser vermieden. Auch der Ausdruck „Sohn Gottes“ selbst ist, weil ebenfalls von menschlichen Verhältnissen entlehnt, bis zu einem gewissen Grade ein bildlicher; er kann nur besagen wollen: wie unter Menschen zwischen Sohn und Vater in leiblich-seelisch-geistiger Beziehung ein Wesenszusammenhang besteht, so zwischen Jesus Christus und Gott in geistiger Beziehung. Daß er selbst, Jesus Christus, bei dem Ausdrucke „Sohn Gottes“ nur an ein Verhältnis zwischen seinem Geiste und Gott gedacht haben kann, folgt mit Notwendigkeit daraus, daß er selbst gesagt hat (Joh. 4, 24): „Gott ist Geist“, und in diesem Sinne (Wesenszusammenhang zwischen Gott, der Geist ist, und dem Geiste Jesu Christi) sind auch die bekannten Aussprüche Jesu bei Johannes (10, 30): „Ich und der Vater sind eins“ und (14, 9 — zu dem Apostel Philippus auf dessen thörichte Bitte: „Herr, zeige uns den Vater“): „Wer mich siehet, der siehet den Vater“ (= Gott, der Geist ist, kann an sich nicht gesehen werden, vgl. Joh. 1, 18: „Niemand hat Gott je gesehen“; indem ihr aber mich sehet, sehet ihr insofern Gott, als ihr einen Menschen seht, dessen geistiges Wesen mit Gott in einem Wesenszusammenhang steht) zu interpretieren. Diese „Einheit“ (Wesenszusammenhang zwischen dem Geiste Jesu Christi und Gott) ist nun nicht so zu verstehen, als ob Gott und Jesus Christus geistig dieselbe Person gewesen sei, nicht als volle Identität: Jesus Christus unterscheidet sich auch wieder aufs allerdeutlichste von seinem Vater, z. B. wenn er zu ihm betet, ferner in seinem letzten Kreuzesworte (nach Lukas — 23, 46): „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände (wörtlich: werde ich meinen Geist übergeben)“, auch wenn er von seinem Weggange von der Erde als von einem „Zu-seinem-Vater-gehen“ spricht (Joh. 14, 28), besonders scharf aber in dem Worte: „Der Vater ist größer denn ich“ (Joh. 10, 29; 14, 28) und in dem andern, mit dem er die Anrede „guter Meister“ zurückwies (Matth. 19, 17): „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott“ (vgl. auch Mark. 13, 32: „Von dem Tage aber und der Stunde

[des Endes der gegenwärtigen Weltentwickelung] weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater"). Überhaupt kann jemand der Sohn eines andern nur dadurch sein, daß er von diesem andern, trotz des Wesenszusammenhangs mit ihm, doch der Person nach verschieden ist; die Selbständigkeit der Persönlichkeit Jesu seinem Vater (Gott) gegenüber kann aber nur innerhalb des Geistes bestanden haben, da ja seine Leiblichkeit sowie das (unbewußte) Seelische in ihm (im Unterschiede von dem bewußten Seelischen = Geist — s. darüber Teil I. Kap. 2, S. 75) ohnehin in keinem Wesenszusammenhange mit Gott, der Geist ist, gestanden hat. Mit andern Worten: Jesus Christus war, neben dem, daß sein Geist in einem Wesenszusammenhange mit Gott stand, Mensch, voller Mensch, also ein leiblich-seelisch-geistiges Wesen; so erscheint er in den Evangelien, so nennt ihn das Neue Testament, z. B. in der oben (S. 209) citierten Stelle (1. Tim. 2, 5): „Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus"*. — Das Sein Gottes in Jesu Christo ist zwar insofern ein andersartiges als das in den (durch den heiligen Geist = den Geist Gottes = Gott neugebornen) Gläubigen, als in ihm der Geist Gottes vom Anfange seiner irdisch-menschlichen Existenz an war (Luc. 1, 35: „Der heilige Geist wird über dich [Maria] kommen . . . darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden" [so auch im ältesten christlichen Glaubensbekenntnis, dem angeblich von den Aposteln herrührenden, historisch aber nur seit etwa 300 n. Chr. nachweisbaren Symbolum »apostolicum«: filium eius unicum, qui conceptus est de spiritu sancto „seinen eingebornen Sohn, der empfangen

* Ob auch der Ausdruck, in dem Jesus Christus durchweg von sich selbst geredet: „des Menschen Sohn" („der Sohn des Menschen") ihn sei es ausschließlich, sei es zugleich, als Mensch charakterisieren sollte läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen, da derselbe eine mehrfache Deutung zuläßt.

ist vom hl. Geiste"]; vgl. Luc. 2, 49 [das Bewußtsein, daß Gott sein Vater sei, in dem 12jährigen Jesusknaben] — wodurch übrigens nicht ausgeschlossen ist, daß der Geist Gottes von der Taufe an [Marcus 1, 10] sich dem Bewußtsein Jesu gegenüber in verstärktem Maße geltend machte), in die an ihn gläubigen Menschen aber erst nachträglich gekommen ist (weshalb sie zwar auch „Kinder Gottes", der einzelne Gläubige also „ein Sohn, eine Tochter Gottes", er aber allein „der Sohn Gottes", „der eingeborne" = einzige [Symbolum »apostolicum«: filium eius unicum = einzigen] „Sohn Gottes" ist und genannt wird; vgl. auch Matth. 3, 17 und 17, 5: „Dies ist mein lieber Sohn u. s. w.", wo der Ausdruck „mein lieber [wörtlich: geliebter] Sohn" für Jesus Christus jedenfalls ein einzigartiges Verhältnis zu Gott bezeichnet); aber wenn so auch dem Ursprunge nach allerdings ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Sein Gottes in Jesus Christus und dem in allen Gläubigen besteht, so kann doch, was die Aktualität des Seins Gottes in Jesus Christus (die Art, wie dasselbe sich geäußert, bethätigt hat) betrifft, dasselbe nicht wesentlich verschieden gewesen sein von dem Sein Gottes in den Gläubigen, da es in ihm so wenig wie in den Gläubigen die Einheit der menschlichen (leiblich-seelisch-geistigen) Persönlichkeit aufhob. — Es ist klar, daß in einer solchen Persönlichkeit, in der Menschliches und Göttliches in ganz einzigartiger Weise zu einem „Ich" verbunden war, bald mehr das Göttliche, bald mehr das Menschliche im Vordergrund des Bewußtseins stand und sich in Worten ausdrückte; die Doppelseitigkeit in den eigenen Aussagen Jesu über sich selbst (von denen wir oben die wichtigeren citiert haben) ist daher nicht als Selbstwiderspruch, sondern nur als eine Diskrepanz zwischen dem (vorwiegenden) Bewußtseinsinhalte verschiedener Zeitmomente, wie sie aus der Eigentümlichkeit der Persönlichkeit Jesu entsprang, und wie sie übrigens in ähnlicher Weise bei jedem Menschen vorkommt, zu verstehen.

Jesus Christus, „der Sohn Gottes", hat nun das Werk, wozu er bestimmt und gesendet gewesen, die Zurückführung der Menschen zu Gott („Erlösung" — von der die Menschen von Gott scheidenden Sünde, „Versöhnung" = Aussöhnung der Menschen mit Gott, mit dem sie durch die Sünde „verfeindet" waren, die Wiederherstellung einer inneren Gemeinschaft des Menschen mit Gott, die durch die Sünde zerrissen war) bewirkt:

a) durch sein Wort (10)
b) durch seinen Wandel (11)
c) durch seine Passion (12). —

10. Jesus Christus hat **die Wahrheit** gelehrt — Joh. 8, 12: „Ich bin das Licht der Welt", Joh. 14, 6: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; Joh. 18, 37: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen (wörtlich: der Wahrheit als Zeuge dienen = die Wahrheit bezeugen) soll". — Er hat die innerhalb seines Volkes vor ihm gegebenen Wahrheitsmomente zusammengefaßt, erweitert und abgeschlossen: er hat über Gott und gut, Religion und Sittlichkeit **die** Wahrheit gelehrt, nicht die Wahrheit im weitesten Umfange, denn dazu gehört alles, was wahr ist: alles gesicherte Wissen, generelles wie specielles, innerhalb des gesamten Bereichs menschlicher Erkenntnis, namentlich auch das wissenschaftliche, alles fachwissenschaftliche Wissen, z. B. das geschichtliche, mathematische, physikalische u. s. w., sondern die Wahrheit in religiöser und sittlicher Beziehung, also auf den beiden — wir stehen nicht an, dies zu behaupten — wichtigsten Gebieten menschlicher Erkenntnis. Daß, was Jesus Christus in diesen beiden Beziehungen gelehrt hat, **die** Wahrheit ist, ergiebt sich einerseits daraus, daß keins seiner Worte mit irgend einem sonstwie erkannten Satze, irgend einem wirklich feststehenden Resultate der Wissenschaft, auch der modernen, in Widerspruch steht, andererseits daraus, daß in religiöser und sittlicher Beziehung im ganzen Verlaufe der Menschengeschichte von niemand etwas Höheres oder auch nur gleich Hohes gelehrt worden ist. Worte wie — es sind

nur Proben — „Gott ist Geist“, „Gott ist gut“ („Niemand ist gut denn der einige Gott“), das Unservater (Gott unser Vater), „Selig sind die Barmherzigen“, „die Friedensstifter“*, „richtet nicht“, „vergebet einander (siebenzigmal siebenmal)“, „liebet eure Feinde“ u. v. a. — würden wie Sonnen am Himmel menschlichen Sinnens und Sehnens, Forschens und Strebens leuchten, wo, wann und von wem immer sie geredet worden wären; aber es giebt nichts dem Ebenbürtiges in allen nicht-christlichen Literaturen der Welt. Wer, wie der Verfasser — mit aller Bescheidenheit sei es gesagt, aber es muß gesagt werden, um die Richtigkeit der gegebenen Wertschätzung der Lehre Jesu Christi zu begründen — sich zutrauen darf, daß ihm keine irgend belangreichere Erscheinung aus alter oder neuer Philosophie noch aus irgend einem der fremden (nicht-christlichen) vergangenen oder noch vorhandenen Religionssysteme (Religion der alten Ägypter, Babylonier, Phönizier, der Griechen und Römer, der Germanen u. s. w. — Brahmanismus, Judentum, Parsismus, Buddhismus, Konfucianismus, Taoismus, Muhammedanismus) unbekannt sei, muß zugeben, daß, auf der Wage absoluten Wahrheitsgehaltes gewogen, die Worte Jesu Christi alles weit hinter sich lassen, was neben und unabhängig von ihm an religiöser und sittlicher Erkenntnis in der Welt geleistet worden ist. Um nur einige Beispiele zu erwähnen: die Unterredungen des Kong-fu-tste (Confucius in China, um 500 vor Chr. — s. S. 138) mit seinen Schülern (im Schu-king) enthalten keine religiöse Idee von irgend welcher Bedeutung, nur Ahnenkultus und praktische Moral, die allerdings gelegentlich, wie bei einem Weisen auch kaum anders zu erwarten, namentlich in der Betonung des Gebotes der Liebe, zu richtiger Erkenntnis vorschreitet, um sich gleich darauf aber wieder um so vollständiger in wertlose Äußerlichkeiten und specifisch-chinesische Observanzen zu verlieren. Die Platonischen Schriften enthalten gewiß hohe Gedanken über die Welt, den Menschen, die Gottheit, über Tugend

* Εἰρηνοποιοί Matth. 5, 9.

und Pflicht und über die Aufgabe des Weisen, und mit Recht hat man von der Platonischen Philosophie gesagt, sie komme von allen alten Gedankenerzeugnissen dem Christentum am nächsten; ja, aber damit ist auch alles gesagt: am nächsten kommen, überhaupt nahe kommen, stellenweise ganz nahe, aber nicht mehr, nicht erreichen, nicht gleichsein. Der Koran, das muhammedanische Glaubensbuch, macht, zumal mit dem Neuen Testamente verglichen, einen überaus faden Eindruck, so daß man sich zwingen muß (noch weit mehr als beispielsweise bei Klopstocks „Messias" oder dem zweiten Teile von Göthe's „Faust" — was gewiß viel sagen will), um ihn zu Ende zu lesen, und es dürfte schwer halten, darin irgend eine religiöse oder sittliche Idee zu finden, die Anspruch auf allgemeine Anerkennung hätte, und die nicht aus dem Juden- oder Christentum entlehnt wäre. Der Jude Spinoza († 1677 im Haag) ist einer der freiesten, selbständigsten und zugleich edelsten Geister gewesen, die es gegeben hat; aber seine Vorstellung von Gott als der Allsubstanz (Pantheismus, Monismus) mit den beiden Attributen des Denkens und der Ausdehnung (wovon alle Einzelgedanken, auch die selbstbewußten Gedanken-Centren [Menschengeister], und Einzeldinge nur modi, Modificationen sind) und seine Erklärung aller Veränderung in der Welt oder vielmehr, nach ihm, in der Gottheit, aus den beiden einzigen Gesetzen der Notwendigkeit und der Kausalität, mit schärfster (wenigstens theoretischer, wenn auch nicht überall konsequent festgehaltener) Elimination des Zweckbegriffs und der menschlichen Freiheit, kann doch auch — angesichts des thatsächlichen (von uns oben, im 2. Kap., aufgestellten) Weltbestandes — nicht den Anspruch erheben, für die Wahrheit zu gelten; und wenn auch seine ethischen Aufstellungen, zu denen er übrigens bei seinem Gottesbegriff und bei seiner Leugnung von Zweck und Freiheit konsequenterweise gar nicht hätte kommen können und offenbar nur gekommen ist, indem er über dem (an sich sehr ehrenwerten) praktischen Interesse an der Veredelung der Menschen seine eigenen Prinzipien mehr oder weniger aus den Augen verlor, vieles enthalten, dem man seinen

Beifall nicht versagen kann, so ist doch dabei zu beachten, daß er, wenn auch Jude, doch durch seinen Umgang mit Christen (und zwar ausschließlich mit Christen) sowie durch das Studium von Christen verfaßter Schriften (z. B. der des Carteſius) unter dem Einflusse der christlichen Sittlichkeit gestanden hat. —

Jesus Christus hat **die Wahrheit** gelehrt. Nun hat er allerdings selbst kurz vor seinem Tode seinen Aposteln gegenüber die Wahrheit als mit seinem bisherigen Worte noch nicht völlig abgeschlossen bezeichnet (Joh. 16, 12: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen"), überhaupt über seine Person hinausgewiesen auf einen anderen, „den Beistand"*, „den Geist der Wahrheit" (Joh. 15, 26: „der vom Vater ausgeht", also nicht wesentlich verschieden ist von Gott selbst, der Geist ist), den „heiligen Geist", der sie „in alle Wahrheit („in die ganze Wahrheit") leiten werde" (Joh. 16, 13; 14, 26: „derselbe wird es euch alles lehren"). Aber man wird gewiß nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß Jesus Christus doch bei seinen Lebzeiten incl. der 40 Tage zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt (Apostelgesch. 1, 3: „... ließ sich sehen unter ihnen 40 Tage und redete mit ihnen vom Reiche Gottes") bereits alles Wesentlichere selbst gelehrt hat und die Thätigkeit des hl. Geistes nach dieser Seite hin nur darin bestehen sollte und bestanden hat, den Aposteln als den von Jesus Christus selbst „erwählten Zeugen" (Joh. 15, 27: „Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang an bei mir gewesen") die Worte ihres Meisters im Gedächtnis frisch zu erhalten (Joh. 14, 26: „.... euch erinnern alles des, was ich euch gesagt habe") und zu immer völligerem Verständnis zu bringen (Joh. 14, 26: „euch alles lehren"; 15, 26: „er wird zeugen von mir"), ihnen also die Bedeutung Jesu Christi und seiner Worte immer völliger zu erschließen, auch letztere in Nebenfragen zu ergänzen (Joh.

---

* παράκλητος = Beistand — nicht „Tröster", wie Luther das Wort zu eng gefaßt hat.

16,14: „Von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen"), sodann aber und hauptsächlich in allen praktischen Angelegenheiten, wie sie sich naturgemäß bei der fortschreitenden Entwickelung der christlichen Gemeinde aus den veränderten Verhältnissen in immer anderer Gestalt ergeben würden, ihnen zur Seite zu stehen und darüber, sowie auch über bevorstehende Wandlungen und Ereignisse (Joh. 16, 13: „Was zukünftig ist, wird er euch verkündigen") das Erforderliche mitzuteilen (z. B. bei Verfolgungen — Matth. 10,19: „Es soll euch zur Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt"; V. 20: „Eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet"), nicht aber eigentliche neue Glaubenswahrheiten, wenigstens keine irgend wesentlicheren (keine, von denen in irgend welchem Maße das Heil des Menschen abhängig sein würde), zu offenbaren; und wenn es auch schwer ist, die fortschreitende „Lehr"-thätigkeit des h. Geistes in positiver Weise fest zu umgrenzen, und auch das schwer ist, zu entscheiden, in welchem Grade sich die den Aposteln (den „Urapostеln") gegebene Zusage auch auf andere Gläubige aus der Zeit der Apostel, z. B. Paulus, ausgedehnt habe und noch weiter bis in die Gegenwart hinein und darüber hinaus erstrecke, so steht doch das fest, daß, was der h. Geist zu „lehren" hatte bzw. hat und haben wird, nicht in Widerspruch gedacht werden kann weder mit dem Wortlaute noch mit dem Sinne dessen, was Jesus Christus selbst gelehrt hat (Joh. 16,13: „Er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden"; V. 14: „Derselbe wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen"). Wenn daher die Papstkirche noch in unserer Zeit mit neuen Dogmen hervorgetreten ist (1854: „Unbefleckte Empfängnis der Maria" — seitens ihrer Mutter Anna; 1870: „Infallibilität [= Unfehlbarkeit] des Papstes") und die Spiritisten (von spiritus „Geist") alten und neuen Datums — von welcher Denomination immer, ich nenne als Beispiel nur die Mormonen in Amerika (gestiftet 1827 von Joë Smith — das »Book of the Mormons«, die „Mormonenbibel", angeblich von einem Engel dem Stifter der Sekte über-

bracht) — sich für ihre Absonderlichkeiten und Absurditäten auf Inspiration des h. Geistes berufen, so weiß jeder, der sich mit den Reformatoren des 16. Jahrhunderts vor der Autorität der h. Schrift beugt, und mehr noch, wer keine Autorität (in religiöser und sittlicher Beziehung) neben, viel weniger über Jesus Christus anerkennt — und nur dieser Standpunkt entspricht einer Religion und einer Weltanschauung, die berechtigt sein will, sich christlich zu nennen — was er davon zu halten hat. Es geht eben vieles unter einer Flagge, die Schmuggelware deckt. — Ein Beweis eigener Art dafür, daß Jesus Christus die Wahrheit gelehrt hat, liegt endlich noch in seinen Wundern. Dieselben hatten ihre eigentliche Bedeutung allerdings nur für die Zeitgenossen Jesu, denn für alle Späteren, also auch für uns, sind sie selbst Gegenstand des Glaubens und können als solche nicht Stützen des Glaubens sein (es ist jedenfalls etwas anderes, zu glauben, weil man sieht, als zu glauben, weil man glaubt, daß andere gesehen haben, und wenn auch für uns noch ein innerer Zusammenhang zwischen den Wundern Jesu und seinem Worte besteht, so stellt sich das Verhältnis beider zu einander eher so, daß wir an seine Wunder glauben, weil wir an die Wahrheit seiner Worte glauben, als umgekehrt), aber für diejenigen, welche die Wunder miterlebten, mußten sie den vollgültigen Beweis bilden, daß derjenige, welcher sie that, auch in Beziehung auf seine Worte allen Glauben verdiente — Matth. 9, 1—8: Heilung eines Gichtischen: V. 5: „Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben — oder zu sagen: Stehe auf und wandele?“ V. 6: „Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht* habe auf Erden, die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bettlein auf und gehe heim“ — zu beiden Leistungen: Sündenvergeben (Wort) und einen Gichtischen (durch den bloßen Zuspruch: sei gesund!) heilen (Wunder), gehörte in gleicher Weise eine Vollmacht von

* Ἐξουσία = Vollmacht.

Gott, und wer bewies, daß er die eine besaß, dem konnte man vernünftiger Weise den Besitz der anderen, wenn er denselben für sich in Anspruch nahm, nicht abstreiten; Joh. 2, 11 (Wunder zu Kana): „Das ist das erste Zeichen, das Jesus that . . . und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger *glaubten* an ihn"; Joh. 15, 24: „Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, die kein anderer gethan hat, so hätten sie" (die ungläubigen unter seinen Zeitgenossen) „keine Sünde" (= so wäre ihr Unglaube meinen Worten gegenüber [verhältnismäßig] entschuldbar). — Daß übrigens Wunder innerhalb der christlichen Weltanschauung Raum haben, bedarf keines Beweises; nur wer das freie Walten eines persönlichen Gottes *über* der Welt leugnet, kann und muß konsequenterweise auch die Wunder leugnen und kann von einer „Durchbrechung der Naturgesetze" durch die Wunder reden. Nach der *christlichen* Weltanschauung *regiert Gott* die Welt nach *seinen* Zwecken, und dazu können Wunder wie die, von denen hier die Rede ist, in der vorhin angegebenen Weise (als „Siegel der Worte Jesu") sehr wohl dienen. Allerdings ist Jesus Christus nicht gesendet gewesen, Wunder zu thun; seine geistige Bedeutung bliebe dieselbe, auch wenn er kein einziges Wunder gethan hätte. Die Wunder haben sonach keine selbständige Bedeutung in dem Leben Jesu: sie sollten insgesamt dazu dienen, seine Glaubwürdigkeit für seine Umgebung zu bezeugen; sofern sie Hülfe-Wunder waren (Heilungen, Speisungen, Totenerweckungen u. s. w.), waren sie allerdings zugleich ein Mittel, seine Liebe zu bethätigen, aber das war doch nur ein Nebenzweck einzelner Wunder, als Hauptzweck all seiner Wunder kann doch nur der betrachtet werden: seine Worte zu besiegeln, ein Zweck, dem die Hoheitswunder (Gang übers Meer, Verklärung, Verdorrung des Feigenbaums) ausschließlich dienten. Es entsprach nicht nur der jüdischen Überlieferung von alters her, daß wer Anspruch darauf machen wollte, für einen Gesandten Gottes zu gelten, sich durch Wunder zu legitimieren habe (vgl. 2 Mose 3, 1—9 [Moses]; 4, 30. 31), es entsprach zugleich und mehr noch der einzigartigen

Stellung der Person Jesu, die er als Verkünder der Wahrheit einnahm, daß er auch sonst in seinem Leben, wo er es für zweckmäßig hielt, die übrige Menschheit überragte. Bei jemand, der von sich sagen kann: „Ich bin das Licht der Welt", darf man sich füglich nicht wundern, wenn er auch den Dingen und Kräften dieser Welt hoheitsvoll (kraft der ihm von Gott verliehenen Vollmacht) gegenübersteht. Wer heutiges Tages an Jesus Christus glaubt, kann es nicht mehr — wie die einstigen Augenzeugen seiner Wunder — weil er Wunder gethan hat, sondern, weil er an die Wahrheit seiner Worte und damit an die Einzigartigkeit seiner Person glaubt, glaubt er auch an seine Wunder. Der Beweis für die Glaubwürdigkeit der Person Jesu steht für uns, steht namentlich für den, der auch die anderen Religionen und Weltanschauungen kennt, nur auf dem inneren Werte derjenigen religiösen und sittlichen Anschauungen, die er zuerst in der Welt in seinen Worten gelehrt und in seinem Leben in vollkommenster Weise vertreten hat; nur in sofern seine Wunder mit dazu dienen, uns ein volles Bild von seiner Persönlichkeit zu verschaffen und vor allem die religiösen und sittlichen Ideen und Kräfte kennen zu lehren, von denen sein Leben bewegt ward, kommen sie, wie überhaupt alles, was uns von ihm überliefert ist, für uns auch bei Abwägung seiner Glaubwürdigkeit, oder sagen wir lieber: Vertrauenswürdigkeit mit in Betracht. — Dadurch nun, daß Jesus Christus die Wahrheit gelehrt hat, hat er die Menschheit erlöst — vom Irrtum, religiöser und sittlicher Verirrung samt ihren praktischen Konsequenzen: die Menschheit kennt wieder Gott und das Gute nnd kann wieder zu Gott kommen — Joh. 8, 36: „So euch nun der Sohn frei macht (von der Sünde — s. V. 34), so seid ihr recht frei"; 8, 32: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen"; 15, 3: „Ihr seit jetzt rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe". —

11. Jesus Christus ist gut gewesen — Matth. 4, 1—11: Versuchungsgeschichte: Überwindung der dreifach ge-

steigerten Versuchung: 1. seine Wunderkraft zur Befriedigung eigener Lebensbedürfnisse (Brot) zu mißbrauchen, 2. durch ein Schauwunder (Sprung von der Zinne des Tempels) die Volksmasse für sich zu gewinnen (um dann, von ihrer Gunst getragen, ein weltliches Messiasreich aufzurichten), 3. durch Abfall von Gott (und damit zugleich Verschmähung des Heilandsberufs, zu dem Gott ihn berufen) und Übertritt in den Dienst des Bösen („den Versucher anbeten", ethisch = vor keinem Mittel, auch dem verwerflichsten nicht, zurückschrecken, wenn es gilt, selbstsüchtige Zwecke zu erreichen) sich eine hohe und genußreiche Stellung in der Welt zu erringen („alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit"); Joh. 8, 46: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?"; Joh. 4, 34: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk". — Allerdings hat er selbst, wie oben (unter 4 und 10) bereits berührt, das sittliche Prädikat „gut", als ihn jemand „guter Meister" anredete (Matth. 19, 16. 17), von sich abgelehnt, aber für uns beweist auch dies nur um so mehr seine sittliche Hoheit, daß er, so lange er sich noch versuchungsfähig wußte, und das war er, wie jeder Mensch, bis an sein Lebensende, nicht „gut" genannt werden wollte; erst als er am Kreuze seinen letzten Seufzer aushauchte: „Es ist vollbracht!" (Joh. 19, 30), da hatte er auch die sittliche Probe seines Erdenlebens bestanden, sich als gut endgültig bewährt, und mit Recht haben von da an alle seine Bekenner ihn als den allein Makellosen (1. Petri 1, 19: „. . . mit dem teuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten [wörtlich: makellosen] Lammes"; 1. Petri 2, 22: „welcher keine Sünde gethan hat"), den Heiligen (Apostelg. 3, 27: „Ihr aber verleugnetet den Heiligen und Gerechten"; 4, 27. 30: „sein heiliges Kind [seinen heiligen Sohn] Jesus") bekannt. — Seine sittliche Vollkommenheit bestand nun nicht bloß darin, daß er nie und nirgend dem von ihm erkannten Willen Gottes zuwidergehandelt hat, sondern mehr noch und hauptsächlich darin, daß er in positiver Weise den Willen Gottes „erfüllt", verwirklicht hat (Matth.

3, 15: „Also gebühret es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen"; Joh. 4, 34: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk"). Mit bloß negativer sittlicher Reinheit ist nicht eben viel geleistet; es war bzw. ist nichts anderes als eine Verirrung, daß man glaubte bzw. hin und wieder noch glaubt, mit bloß negativer Reinheit in Weltflucht und Mönchere sei die höchste Sittlichkeit erreicht; es handelt sich, um dem Willen Gottes gerecht zu werden, vielmehr darum, in positiver Weise das Gute zu verwirklichen. Und das eben hat Jesus Christus gethan, indem er sein ganzes Leben in den Dienst Gottes und der Menschen gestellt hat (man sehe außer den bereits erwähnten Stellen, Matth. 20, 28: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene"). — Dadurch nun, daß Jesus Christus absolut gut gewesen ist, das Beispiel eines absolut reinen, guten, Gott wohlgefälligen (Matth. 3, 17 und 17, 5: „Dies ist mein lieber [geliebter] Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe") Lebens dargeboten hat, hat er die Menschheit erlöst — von der Macht der Sünde. So gewiß ein böses Beispiel, namentlich an hervorragender Stelle gegeben, verderblich wirkt, eine bestrickende Gewalt ausübt, ebenso gewiß wirkt das gute befreiend, erhebend, sittlich kräftigend. — Zugleich hat er durch sein frommes, reines Leben die religiöse und sittliche Erkenntnis, die er durch sein Wort gelehrt, bestätigt und ergänzt, und so ist auch sein Wandel wiederum eine Quelle für Erkenntnis der Wahrheit. So hängt sein religiöses und sittliches Verhalten aufs engste mit seiner Lehrthätigkeit zusammen; irgend eine hohe religiöse oder sittliche Auffassung lehren, ist nicht genug: vollen Wert, volle Wirksamkeit erhält die Lehre erst, wenn der Lehrer selbst darnach gelebt hat. —

12. Die Passion Jesu Christi hat sühnende (d. i. anderer Sündenschuld tilgende) Kraft — Matth. 20, 28: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer

Erlösung (wörtlich: „als ein Lösegeld" — der Ausdruck ist hergenommen vom Loskauf aus Schuldhaft oder Sklaverei) für viele"; Matth. 26, 28 (Einsetzung des heiligen Mahls): „Das ist mein Blut des neuen Testaments (= Bundes), welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden"; 1 Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." — Das schmerz- und schmachvolle Lebensende Jesu Christi hat für ihn selbst keine andere Bedeutung als sein ganzes voraufgegangenes Leben: er hat sich darin, unter den denkbar-schwersten Verhältnissen, sittlich bewährt — Phil. 2, 8: „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz". Ein noch junger Mann (anfangs der Dreißiger), der von dem höchsten Selbstgefühl („Sohn Gottes") und zugleich von dem Bewußtsein edelsten Strebens (zu „dienen", zu „retten" — ohne jedwede Selbstsucht das religiös und sittlich Wahre zu verkünden und in seinem gesamten persönlichen Verhalten zu vertreten) erfüllt ist, entschließt sich freiwillig (er hätte noch im Dunkel der Nacht in Gethsemane sich durch Flucht dem Todes„kelche", den er sich ganz nahe gestellt sah, entziehen können), sich seinen von egoistischen — wenn auch unter konservatives Eintreten für die bestehende Religion und heuchlerischen Eifer für die Ehre Gottes verkleideten — Motiven geleiteten Todfeinden, den von anfänglichem instinktivem Mißtrauen und gelegentlicher theoretischen Opposition zu immer entschiedenerer und schließlich unversöhnlicher, nur durch die Vernichtung des Gegners zu befriedigender Feindschaft fortgeschrittenen Priestern und Gesetzeslehrern („Schriftgelehrten", Rabbim), widerstandslos auszuliefern, mit der gewissen Aussicht, durch Schmach und Qual in den Tod gestoßen zu werden, und nachdem er seinem jugendlich-starken Lebensgefühle und seiner — an sich ja hochsittlichen — Lebensliebe diesen Entschluß Schritt für Schritt (schon von Galiläa her) und namentlich in der letzten Nacht vor seinem Leiden (in Gethsemane — Matth. 26, 36—46) in hartem Kampfe abgerungen, duldet er von da an alle erdenkliche, von Feindeshaß, Volks- und Kriegerrohheit ihm zugefügte Beschimpfung und Marter

mit einer Ruhe, Sicherheit und sittlichen Würde, die nicht größer gedacht werden können, und verschmachtet bei vollstem Bewußtsein und ohne jegliche Äußerung von Haß gegen seine Peiniger, im Gegenteil unter Bezeugung erbarmender Liebe*, schließlich infolge Erschöpfung aller Lebenskräfte durch das, was er an Entbehrungen, leiblichen und geistigen Torturen, Blutverlust (Geißelung, Dornenkrone und Durchnagelung der beiden Hände — die Füße wurden bei der Kreuzigung nicht durchnagelt, nur festgebunden) und endlich verzehrendem Durste (Joh. 19, 28: „Mich dürstet!") erduldet hatte. Wahrlich, die großartigste Tragödie, die je auf der Weltbühne, die doch schon viel jammervolles, auch relativ unverschuldetes, Leiden gesehen hat, sich abgespielt hat! — Für Jesus Christus selbst hat diese siegreich zu Ende geführte** letzte und höchste Probe auf die, zunächst subjektive (ihn selbst betreffende), Stichhaltigkeit seiner religiösen und sittlichen Weltanschauung, wie bereits gesagt, keine andere Bedeutung als sein ganzes voraufgegangenes Leben, das ja nirgend ganz frei war — wie bei keinem Menschen — von innerer oder äußerer Anfechtung, nämlich die der religiösen und sittlichen Bewährung, dieselbe Bedeutung, die jedes menschliche Dulden hat, zumal das nicht direkt von dem betreffenden Menschen selbst verschuldete, vorausgesetzt, daß es im Hinblick auf die Gottheit standhaft ertragen wird. Während aber bei jedem anderen

---

* Das Kreuzeswort Luc. 23, 34: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun" — kann sich, wegen des Zusatzes, nur auf die die Kreuzigung vollziehenden römischen Krieger beziehen, die allerdings keine Ahnung davon hatten und haben konnten, wen sie zum Tode führten.

** Als er mit den Anfangsworten des 22. Psalms klagend ausrief (Matth. 27, 46): „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!", war er zwar nahe daran, zu verzweifeln — es gehört diese Nähe eben mit zu dem Vollmaß menschlicher Qual und bildet den höchsten Gipfel derselben — aber er ist nicht verzweifelt, denn er hat alsbald darnach, auf der bangen Scheide zwischen Leben und Tod stehend, das Wort höchsten Gottvertrauens in sich gefunden und ausgesprochen (Luc. 23, 46): „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände".

Menschen, auch dem relativ reinsten und besten, sich in das Gefühl des Leidens das Bewußtsein eigener sittlichen Unzulänglichkeit (allerdings gemessen, nicht an irgend welchen, z. B. antik-heidnischen, sondern an den höchsten d. i. den christlichen, von Jesus Christus aufgestellten und bewährten, sittlichen Normen) anklagend mischt, und während bei keinem anderen menschlichen Leiden in Vergangenheit und Gegenwart soviele verschärfende Umstände zusammentreffen und mildernde in solchem Grade fehlen (Sokrates z. B. ist ja auch gewaltsam, aber als alter Mann, umgeben von seinen Schülern und Freunden und ohne sonderliche Schmerzen gestorben — ein Krieger, der sich einem freiwilligen Heldentode widmet, sieht einem raschen Tode entgegen und fühlt sich getragen von der Bewunderung der Seinen — ein Christ leidet gestärkt durch Christus — die meisten Kranken leiden mit der festen Hoffnung auf Genesung) wie bei der Passion Jesu Christi, verbindet sich bei ihm reinste Sittlichkeit mit höchster Qual. — Nach seiner eigenen Aussage (s. die oben, im Anfange dieser Nummer, citierten Stellen) hat nun dieses Leiden — neben der erwähnten Bedeutung für ihn selbst — für andere sühnende Kraft. Es kann dies nur gelten von einem Leiden ohne jegliche, weder irgendwie mit demselben zusammenhängende noch überhaupt nachweisbare, persönliche Verschuldung (alles andere Leiden ist nach dieser Seite hin ein büßendes); und so hat Jesus Christus gelitten und damit die Menschheit (im Prinzip) erlöst, indem er ihre Sünde gesühnt, sie von ihrer Sündenschuld befreit hat. Erst wenn die Schuld vergangener Verfehlung gegen Gottes Willen beseitigt ist ist ein Mensch sittlich frei zum Guten — Joh. 8, 36: „So' euch nun der Sohn (wie durch sein Wort und sein vorbildliches Leben — s. o. unter 10 und 11 — so durch seinen Sühntod) frei macht (von der Sünde — als Schuld und Macht — V. 34) so seid ihr recht frei".

So ist Jesus Christus in dreifacher Beziehung:

1. dadurch, daß er die (religiöse und sittliche) Wahrheit' gelehrt und durch sein Leben bewährt hat —

2. dadurch, daß er gut gewesen ist und durch sein Vorbild den Anstoß zu einer sittlichen Erneuerung der Menschheit gegeben hat —
3. dadurch, daß er durch seine Passion die Schuld der Menschen gesühnt und dadurch für die Seinen einerseits einen freien Verkehr mit Gott, andererseits einen sittlichen Aufschwung ermöglicht hat —

der Heiland (Jesus = Retter, Heiland — Matth. 1, 21: „Seinen Namen sollst du Jesus heißen, denn er wird sein Volk selig machen [wörtlich: retten] von ihren Sünden") „der Welt" (= der Menschheit) geworden, hat er die Menschheit, d. h. in concreto alle diejenigen, die, sich religiös und sittlich hilfsbedürftig fühlend (Matth. 5, 3: „Selig [= glücklich zu preisen] sind, die da geistlich arm sind" — wörtlich: „die Bettler nach dem Geiste" = in geistiger [religiöser und sittlicher] Beziehung), sich an ihn als den alleinigen Helfer angeschlossen haben und noch anschließen werden, (aus der Sünde zu Gott) „gerettet". —

13. Jesus Christus existiert noch als lebendige Persönlichkeit und setzt das während seines irdischen Lebens begonnene Werk der religiösen und sittlichen Erneuerung der Menschheit mit erhöhter Machtvollkommenheit fort — „Auferstehung": Matth. 16, 21 und viele andere Stellen, in denen Jesus selbst im voraus darauf hinweist („getötet werden und am dritten Tage auferstehen"); historische Zeugnisse für die wirklich erfolgte Auferstehung Jesu Christi in fast allen neutestamentlichen Schriften; — „Himmelfahrt": Joh. 14, 28: „Ich gehe zum Vater"; Zeugnisse für die Himmelfahrt Jesu Christi: Marcus 16, 19; Luc. 24, 51: Apostelgesch. 1, 9. 10; — persönliche Fortdauer und Wirksamkeit in der Welt: Matth. 28, 21: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende"; Matth. 18, 28: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen"; — Machtstellung Jesu Christi nach seiner irdischen Vollendung und seinem „Heim-

gang zum Vater“: Matth. 28, 18 (nach der Auferstehung): „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden“; Marcus 16, 19: „ . . . sitzet zur rechten Hand Gottes“; Hebr. 12, 2: „ . . . ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes“ (genauer: „hat sich gesetzt zur Rechten des Thrones Gottes“ — so auch im Symbolum »apostolicum«: sedet ad dexteram Dei, patris omnipotentis „sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters“); Phil. 2, 8—11 (Erhöhung): „Darum hat ihn Gott auch erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist“ (gemeint ist der Name „Herr“ — V. 11 [der vom Alten Testamente her gebräuchliche Gottesname „Herr“, hebr. Adonaj, nicht zu verwechseln mit dem andern alttestamentlichen Gottesnamen Jehovah, richtig: Jahveh = der Seiende, den Luther irrtümlich ebenfalls mit „Herr“ übersetzt hat]) und viele andere Zeugnisse des Neuen Testamentes, in denen der Glaube der ältesten Christen an die von Jesus Christus selbst in Anspruch genommene besondere Machtstellung und fortdauernde (persönlich-) lebendige Wirksamkeit in der Welt und besonders im Bereiche der Gläubigen zum Ausdruck kommt. — Nicht bloß durch das, was Jesus Christus als historische (irdisch-menschliche) Persönlichkeit gewesen ist und geleistet hat (Lehre, Vorbild, Sühnung), wirkt er, wie jede andere bedeutende historische Persönlichkeit, in der Welt fort — auch dadurch allein schon wäre er der Retter der Welt, der Menschheit, da niemand eine höhere, reinere, niemand neben ihm auch nur eine gleich hohe, gleich reine religiöse und sittliche Erkenntnis gebracht, niemand in höherem oder auch nur in gleich hohem Maße seine religiöse und sittliche Überzeugung menschlich bewährt, niemand höheren oder auch nur gleich hohen sittlichen Anforderungen gerecht geworden ist — sondern er wirkt auch fort als lebendig existierende Persönlichkeit, die in voller Gemeinschaft mit Gott die Zwecke Gottes verwirklicht. Freilich kommt für die Sache selbst dabei nichts anderes heraus, als wenn Gott allein seine Zwecke verwirklichte; es besagt die Teilnahme Jesu Christi an der Welt-

regierung Gottes (die übrigens mit dem Ablauf der gegenwärtigen Weltperiode ihr Ende erreichen wird — 1. Kor. 15, 23—28, besonders V. 28: „Wenn ihm [dem Sohne] aber alles unterthan sein wird [„am Ende" V. 24], alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan sein [genauer: „untergeordnet werden"] dem, der ihm alles untergethan hat, auf daß Gott sei alles in allem" — vgl. V. 24), worin für ihn persönlich eine Verherrlichung, und zwar die höchstmögliche, besteht (Apostelgesch. 3, 13: „Gott . . . hat sein Kind Jesum verklärt" [deutlicher: verherrlicht]; Phil. 2, 9—11: „Erhöhung"; Joh. 17, 5 [das hohepriesterliche Gebet]: „Und nun verkläre [verherrliche] mich, du Vater, bei dir selbst mit der Klarheit [richtiger: Herrlichkeit], die ich bei dir hatte, ehe die Welt war"), sachlich nichts anderes als die volle Gemeinschaft Jesu Christi mit Gott. Doch mag es daneben immerhin ein für uns tröstlicher Gedanke sein, daß jemand an der göttlichen Weltregierung Teil hat, der „Bein von unserem Bein und Fleisch von unserem Fleisch" ist, und der während seines Erdenwandels den (gelegentlich) harten Druck irdischer Verhältnisse, die Hitze der Versuchung wie den Eishauch herben Schmerzes bis zur Todesqual an sich selbst erfahren hat (vgl. Hebr. 4, 15: „Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde"). — Auch zwischen der Wirksamkeit des heiligen Geistes und der Gottes und Jesu Christi ist kein sachlicher Unterschied. Der heilige Geist ist der Geist Gottes, der Geist Gottes aber ist Gott selbst, der Geist, nur Geist ist (Joh. 4, 24); „heiliger Geist" ist der Geist Gottes, insofern er auf Erden in den Gläubigen wirksam ist. Auch Jesus Christus wirkt auf der Erde fort, nur insofern er Geist ist; insofern er aber Geist ist, ist zwischen ihm und Gott zwar ein persönlicher, aber kein sachlicher, wesentlicher Unterschied, sodaß es zwar nicht dasselbe ist, ob ich sage: „Jesus Christus hat das oder das bewirkt" oder „Gott = der h. Geist hat es gethan", aber das, was von Jesus Christus einerseits

und von Gott = dem h. Geiste andererseits bewirkt wird, ist inhaltlich (nicht bloß dem Charakter und der Tendenz nach, sondern überhaupt sachlich) dasselbe; das Wirken der christlichen Dreiheit (Trinität = Dreiheit): Vater, Sohn und heiliger Geist — fließt eben in eins zusammen, der eine wirkt durch und mit dem andern. Die alte Kirche hat unrecht gehabt, den h. Geist neben Gott und Jesus Christus als eine dritte göttliche „Person" zu isolieren; das Wort Jesu Christi Matth. 28, 19: „Taufet sie im (genauer: auf den) Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" besagt nur, daß wir die Persönlichkeit Jesu Christi und die Persönlichkeit Gottes in engster Gemeinschaft zu fassen haben („Vater", „Sohn"), und daß der neue, gute Geist, der in und aus den Gläubigen wirkt, gleichfalls auf Gott zurückzuführen ist als „der Geist Gottes in den Gläubigen" (die Stelle 1. Joh. 5, 7 ist ein Zusatz aus späterer Zeit, eine sog. Interpolation). — Wo wir Jesus Christus als noch existierende lebendige Persönlichkeit zu denken haben, ist schwer zu sagen. Gott ist nicht an eine Örtlichkeit gebunden, da er Geist, nur Geist ist, wohl aber Jesus Christus, da derselbe nicht bloß Geist, sondern wie wir, zugleich Leiblichkeit ist, Leiblichkeit aber, mag man sie sich noch so verfeinert, vervollkommnet, „verklärt" (wörtlich nach dem Griechischen des Neuen Testamentes: „verherrlicht" — Phil. 3, 21: „Welcher [Jesus Christus] unseren nichtigen Leib [wörtlich: „Leib der Niedrigkeit"] verklären [wörtlich: umgestalten, umwandeln] wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe" [wörtlich: „Leib der Herrlichkeit"]) denken, so lange sie überhaupt noch Leiblichkeit ist, immer an einem bestimmten Orte sein muß. Nun wäre es ja an sich denkbar, daß die „verherrlichte" Leiblichkeit* Jesu Christi die Fähigkeit besäße, sich, lediglich auf Anregung des Willens (Geistes) hin, nach jedem beliebigen Orte

* Σῶμα πνευματικόν „geistiger Leib", im Unterschiede von dem σῶμα ψυχικόν „seelischen Leibe", welchen wir als irdische Menschen jetzt haben 1. Kor. 15, 44 (wo Luther unrichtig: „geistlicher Leib" und „natürlicher Leib" übersetzt hat).

zu versetzen, aber einerseits wäre damit immer noch nicht die Fähigkeit, an mehreren Orten, geschweige überall, zugleich gegenwärtig zu sein, gegeben, andererseits liegt dafür (daß Jesus Christus auch nach seiner Himmelfahrt noch an jedem beliebigen Orte leiblich gegenwärtig sein könne) keinerlei Schriftzeugnis vor; auch behauptet keiner der neutestamentlichen Schriftsteller, daß er oder sonst jemand — mit alleiniger Ausnahme des Saulus auf dem Wege nach Damaskus (Apostelgesch. 9) — davon eine sinnliche Erfahrung — Leiblichkeit kann aber nur Leiblichkeit sein, wenn sie irgendwie sinnlich wahrnehmbar ist — gehabt habe. Darnach muß alles, was in späterer Zeit über leibliche Gegenwart Jesu auf der Erde („Jesus-Erscheinungen", Gegenwart Jesu nach seiner Leiblichkeit im Sakrament des heiligen Mahls) behauptet worden ist, zurückgewiesen werden. Die Worte Jesu Matth. 18, 20: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" und Matth. 28, 20: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" können nur von seiner geistigen Gegenwart (als „heiliger Geist") und seiner alles umspannenden Machtwirksamkeit, nicht zugleich von einer leiblichen Anwesenheit gemeint gewesen sein. — Wo ist nun aber Jesus Christus nach seiner Leiblichkeit zu denken? — Der Ausdruck: „sitzet zur rechten Hand Gottes" (Marcus 16, 19 und Symbolum »apostolicum«) ist ein bildlicher und besagt nichts anderes als, daß Jesus Christus an der Weltregierung Gottes partizipiert. Der Ausdruck „im Himmel" hat für uns, die wir die alte und auch jetzt noch volkstümliche Anschauung, daß über der Erde, und zwar gerade über unserem Horizonte, jenseits der Wolken, ein besonderer, abgeschlossener Raum „der Himmel" sei, nicht mehr teilen, nur den Sinn: außerhalb der Erde. Und damit allerdings müssen wir uns begnügen: Jesus Christus existiert nach seiner (verherrlichten) Leiblichkeit irgendwo außerhalb der Erde, an einem Orte, wo auch die Gläubigen nach ihrem Abscheiden von der Erde in „verklärter" Leiblichkeit fortexistieren werden: Joh. 14, 2 f.: „In meines Vaters Hause

sind viele Wohnungen; wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin"; Joh. 17, 24: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast"; Joh. 12, 32: „Und ich, wenn ich erhöht sein werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen"; Lucas 23, 43: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein"; Phil. 1, 23: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein". — Daß die Vorstellung eines solchen Ortes außerhalb der Erde keine unmögliche ist, ergiebt sich daraus, daß wir durch nichts genötigt sind, der Welt irgendwo eine Grenze zu ziehen, im Gegenteil dieselbe nur als eine unendliche, endlose denken können. Mit je besseren Hilfsmitteln man die Sternenwelt zu unseren Häupten durchforscht, um so fernere Gebilde entdeckt man, und außerdem lehrt die Astronomie, daß alles dafür spricht, daß neben und zwischen den leuchtenden Himmelskörpern unzählige dunkle, eben wegen ihrer Dunkelheit (Mangels an Eigenlicht als Folge einer weit vorgeschrittenen Abkühlung) für uns unsichtbare, aber in den verschiedensten Graden für leibliche Wesen bewohnbare kreisen — warum sollte es nicht irgendwo im unendlichen All auch einen „Ort der Wonne" („Himmel") als Ort Jesu Christi und der Seligen geben?! —

14a) Wer sich gläubig d. i. für sein religiöses und sittliches Leben an Jesus Christus anschließt, ist von demselben Augenblicke an aus der Sünde gerettet, tritt für immer in eine geistige Verbindung, wie mit Jesus Christus, so mit Gott und wird nach seinem irdischen Leben in ewiger Gemeinschaft mit Gott und Jesus Christus unbegrenzte Wonne genießen — Marcus 16, 16: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig (wörtlich: „gerettet") werden"; Joh. 14, 6: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich"; Joh. 1, 12: „Wieviele ihn (Jesum Christum)

aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, (denen nämlich) die an seinen Namen glauben"; Joh. 14, 23: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen"; Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben"; Joh. 17, 24: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast". — Wenn die durch den gläubigen Anschluß an Jesus Christus erfolgende Verbindung des Menschen mit Gott im Neuen Testamente bisweilen (auch von Jesus Christus selbst) als ein „Zu-Gott-kommen" bezeichnet wird (z. B. Joh. 14, 6: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich"; Hebr. 11,6: „Wer zu Gott kommen will u. s. w."), so ist nach dem centralen Worte Jesu Christi (Joh. 4, 24): „Gott ist Geist" ohne weiteres klar, daß der Ausdruck „zu-Gott-kommen" (in diesem Sinne) nicht räumlich, sondern geistig zu nehmen ist: innerlich, im Geiste in Verbindung mit Gott treten; sofern aber an denselben Stellen das „Zu-Gott-kommen" zugleich (oder ausschließlich — eine Entscheidung dazwischen zu treffen, ist nicht möglich) von dem Eintritt in die überirdische (nach dem Tode stattfindende) Gemeinschaft mit Gott zu verstehen ist (in diesem Sinne sagt Jesus Christus auch von sich selbst Joh. 14, 28: „Ich gehe zum Vater" und Joh. 20, 17: „Ich fahre auf zu meinem Vater"), so ist auch nach dieser Seite hin zunächst daran festzuhalten, daß Gott als Geist nirgendwo, auch im „Himmel" nicht, lokalisiert ist, also von einem räumlichen „Zu-Gott-kommen" auch in diesem Sinne keine Rede sein kann. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß es irgendwo doch einen Ort giebt („Himmel", „Ort der Wonne", Ort Jesu Christi, Ort der Seligen), wo die Herrlichkeit Gottes (seine Macht, Weisheit und Liebe) in unendlich höherem Grade als innerhalb der irdischen Welt zur Erscheinung kommt, und mit Beziehung auf diesen Ort kann dann, wenn auch immerhin durchaus uneigentlich, so doch

nicht ohne einen gewissen Sinn gesagt werden: „zu Gott kommen“ (auch der Zusatz zu „Vater“ im Unservater [Matth. 6, 9]: „der du bist in dem Himmel“ [wörtlich und einfacher: „im Himmel“ — zum Unterschiede von dem Vater im gewöhnlichen Sinne, dem „Vater auf der Erde“] ist in dem bezeichneten Sinne zu verstehen). — Anders dagegen verhält es sich mit den Ausdrücken: „zu Christo kommen“ und „bei Christo sein“ (für die jenseits des Todes beginnende ewige selige Gemeinschaft mit [Gott und] Jesus Christus — s. die unter 13 S. 232 f. citierten Stellen); diese sind durchaus wörtlich zu nehmen, da Jesus Christus vermöge seiner, wenn auch „verherrlichten“, Leiblichkeit an einem bestimmten Orte („Himmel“ — daher die populäre, in der Bibel nicht vorkommende Redeweise: „in den Himmel kommen“) gedacht werden muß. Dieses wirkliche Kommen zu und Sein bei Jesus Christus kann dann auch seinerseits in gewissem Sinne als ein „Kommen zu“ und „Sein bei“ Gott insofern betrachtet werden, als die mit Jesus Christus im „Himmel“ vereinigten Menschen, wie schon dadurch, daß sie nicht mehr in der irdischen — unsere Aufmerksamkeit, auch bei sehr intensivem Gottesbewußtsein, vielfach von Gott abziehenden — Welt sind, so noch viel mehr dadurch, daß sie bei Christo sind, in erhöhtem Maße sich ihrer geistigen Gemeinschaft mit Gott bewußt werden und unverändert bleiben — und eben in diesem ihr ganzes Sein erfüllenden Gottesbewußtsein unendliche Wonne empfinden. —

14b) Wer sich dagegen endgültig gegen Jesus Christus und „das Heil in ihm“ verschließt, bleibt in der Sünde und außer Gemeinschaft mit Gott und wird nach seinem irdischen Leben in ewiger Trennung von Gott, Jesus Christus und den Seligen unbegrenzter Qual verfallen — Marc. 16, 16: „Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden“; Matth. 10, 33: „Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den werde ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater“ (vgl. Luc. 9, 26); Matth. 25, 41: „Dann wird er (des Menschen Sohn — V. 31 — Jesus Christus

als Richter) auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln", V. 46: „Und sie werden in die ewige Pein (wörtlich: eine ewige Züchtigung) gehen, aber die Gerechten in das (genauer: ein) ewige (s) Leben". — Dem „Orte der Wonne" für „die Seligen" (Ort Jesu Christi — s. 14a u. 13) entspricht also ein „Ort der Qual" („Hölle", griechisch gewöhnlich géenna [γέεννα — Matth. 5, 29. 30; 10, 28; Marc. 9, 43. 45; Luc. 12, 5] — aus dem Hebräischen Gê Hinnom, genauer Gê b'nê hinnom „Thal der Söhne Hinnoms", „Thal Hinnom", im Süden Jerusalems, der Stätte des Abscheus, des Greuels [eigentlich nur ein bestimmter Ort in diesem Thal: Topheth im Südosten der Stadt], weil hier in der letzteren Zeit vor dem Exil Molochdienst [Verbrennen von — vorher geschlachteten — Kindern zu Ehren des von mehreren semitischen Völkern verehrten Götzen Molech = König = Sonne] getrieben worden war und später Leichen und anderes Aas mit Feuer verbrannt wurde — oder Hades [ᾅδης — Matth. 11, 23; 16, 18; Luc. 16, 23; auch 1 Kor. 15, 55 und Offenb. 1, 18] = der Unsichtbare, der Gott der Unterwelt, dann = die Unterwelt) für die „Verdammten". Wo aber dieser Ort sei, darüber läßt sich aus den Worten Jesu Christi, die hierfür, wie bei allen wichtigeren Fragen, wenn nicht ausschließlich, so doch zunächst und hauptsächlich in Betracht kommen, nichts Bestimmtes entnehmen; es genügt auch vollkommen, zu wissen, daß es irgendwo einen solchen Ort des Grauens giebt. — Man hat geglaubt, die sämtlichen Ausdrücke, die in Bezug auf die Art der Höllenqual in den Worten Jesu Christi vorkommen (Matth. 25, 41: „das ewige Feuer", V. 46: „eine ewige Züchtigung", Marc. 9, 44: „da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlischt" [nach Jesaias 66, 24 und mit Beziehung auf die Stätte des Greuels, das Thal Hinnom bei Jerusalem, von dem die neutestamentliche „Hölle" im Griechischen benannt ist — s. w. o.], Luc. 14, 23: „in der Qual" [wörtlich: Folter, Tortur], V. 24 „ich leide Pein in dieser Flamme", V. 25: „du wirst gepeinigt",

V. 28: „Ort der Qual“ [der Folter, Tortur]) als mehr oder weniger bildliche Redeweisen von geistigen Qualen verstehen zu dürfen; aber wenn dem, unter Berücksichtigung der bilderreichen Sprache des Orients, auch ein allgemeines Bedenken nicht gerade unbedingt entgegensteht, und wenn auch das zugegeben werden muß, daß die geistige Pein (die Gottverlassenheit: das Gefühl, auf ewig von Gott, Jesus Christus und allen guten Menschen getrennt und der Gemeinschaft mit Gott hassenden und Gott verhaßten Wesen [Matth. 25, 41: „dem Teufel und seinen Engeln“ — s. darüber im Anhang zu diesem Kapitel] verfallen zu sein) jedenfalls die schlimmste ist, so ist doch andererseits darauf aufmerksam zu machen, 1. daß „die Verdammten“, ebenso wie „die Seligen“ (vgl. S. 231), nicht ohne eine gewisse Leiblichkeit sein und darum, wie überhaupt an einem bestimmten Orte, so auch einer diese ihre Leiblichkeit mit umfassenden Qual wie fähig so teilhaftig sein werden, und 2. daß man die Worte Jesu Christi (von anderen neutestamentlichen Aussprüchen ganz zu geschweigen, da diese doch nur eine „abgeleitete“, nicht die ursprüngliche Quelle repräsentieren) doch in ihrer Gesamtheit (bei einzelnen, besonders Marc. 9, 44 und Luc. 16 [s. die oben citierten Verse], ist eine gewisse Bildlichkeit ja ganz unverkennbar) zweifellos richtiger, weil einfacher und wörtlicher, versteht, wenn man darin nicht bloß geistige, sondern leiblich-geistige Qualen, und zwar, genau buchstäblich, Feuerqualen für „die Verdammten“ in Aussicht gestellt findet. Weiteres darüber läßt sich aber nicht feststellen, und es heißt mit der Phantasie des Menschen ein frivoles Spiel treiben, wenn jemand sich unterfängt, die Qualen der Hölle nun des Näheren auszumalen, wie die mittelalterliche „Kirche“ (in Wort und Bild) mit Vorliebe gethan, und wie auch jetzt noch vielfach, nicht ohne großen Sensationserfolg, von kirchlicher und anderer Seite geschieht. Nicht darin zeigt sich das Christliche, daß man die Leute (in negativer Weise) schreckt (das thut auch der Muhammedanismus — die Stellen, wo die Höllenqualen in höchst drastischer Weise ausgemalt werden, nehmen einen großen Raum

im Koran ein), sondern darin, daß man sie (in positiver Weise) für Gott und das Gute gewinnt. — Eine weitere schwierige Frage ist die, was aus denen wird bzw. geworden ist, die bei Lebzeiten von Jesus Christus nichts erfahren haben, entweder weil er noch nicht in die Welt gekommen, oder weil die Kunde von ihm noch nicht zu ihnen gedrungen war. Ein direktes Wort Jesu Christi liegt darüber nicht vor, doch ist aus gelegentlichen Äußerungen desselben zu entnehmen: 1. daß die Frommen des Alten Bundes (von Abraham bis Christus) nach ihrem Tode der Seligkeit teilhaftig geworden sind (Lucas 16, 19—31: von dem reichen Manne und dem armen Lazarus: V. 22: Lazarus wird von den Engeln in „Abrahams Schoß" getragen — letzterer Ausdruck geradezu als Bezeichnung der Seligkeit selbst und des Ortes derselben [„Ort der Wonne"] gebraucht; V. 29: das „Hören" von „Moses und den Propheten" [also der alttestamentlichen Offenbarung = religiösen und sittlichen Unterweisung] wird als das [vor Christus] ausreichende Mittel, dem „Ort der Qual" [V. 28] zu entgehen, bezeichnet), 2. daß diejenigen, welche vor ihm außerhalb des Alten Bundes gestanden haben (die Menschen von Adam bis Abraham und die Heiden zur Zeit des Alten Bundes) darum noch nicht ewig verloren sind (Matth. 10, 15: „Dem Lande der Sodomer und Gomorrer wird es erträglicher ergehen am jüngsten Gericht [wörtlich: „am Tage des Gerichts" — der Ausdruck „jüngstes Gericht" ist überhaupt nicht biblisch] denn solcher Stadt" [die das Evangelium = frohe Botschaft von Jesus Christus und „dem Heile in ihm" abgewiesen hat]; 11, 22: „Es wird Tyro und Sidon erträglicher ergehen am jüngsten Gericht denn euch" [Chorazim und Bethsaida, zweien Ortschaften am galiläischen See, wo Jesus Christus gewirkt hatte]). Man wird daraus schließen dürfen daß überhaupt, wer bei seinen Lebzeiten von Jesus Christus nichts oder doch nichts Ausreichendes erfahren hat (also auch alle, die zu seiner Zeit und darnach bis auf den heutigen Tag und darüber hinaus außerhalb des Bereiches der Verkündigung des

Evangeliums gestanden haben bzw. noch stehen und stehen werden), nicht deshalb schon dem „Orte der Qual" verfallen ist, vielmehr je nach seinem Gesamtverhalten den ihm zugänglichen und seinem Verständnis erreichbaren höchsten religiösen und sittlichen Normen gegenüber beurteilt und behandelt werden wird (vgl. Apostelg. 10, 35: „Sondern in allerlei Volk, wer ihn [Gott] fürchtet und recht [wörtlich: Gerechtigkeit] thut, ist ihm angenehm"). Ob ihm nachträglich (im „Jenseits" bzw. bei seinem Übertritt in dasselbe) Gelegenheit geboten wird, sich für oder wider Jesus Christus und „das Heil in ihm" zu entscheiden, darf vermutet werden, ist aber nirgends gesagt (die Stelle über die „Höllenfahrt" Jesu Christi: 1. Petri 3, 19 f.: „In demselben [im Geiste V. 18] ist er auch hingegangen und hat gepredigt den Geistern im Gefängnis", V. 20: „die etwa nicht glaubten [wörtlich: „ungehorsam waren"], da Gott einstmals harrete und Geduld hatte zu den Zeiten Noä, da man in die Arche ging . . ." — beweist dies nicht, da sie nur von denjenigen Menschen redet, die zur Zeit Noahs ungehorsam waren; auch ist dieselbe an sich viel zu dunkel, als daß sich daraus eine bestimmte Anschauung gewinnen ließe [ein Urteil, das gleicherweise auch von dem auf Grund dieser Stelle nachträglich in das Symbolum »apostolicum« aufgenommenen Passus: descendit ad inferna „abgestiegen" oder „niedergefahren zur Hölle" gilt]); ist es wirklich der Fall, so darf angenommen werden, daß alle diejenigen, die unter den für sie gegebenen Verhältnissen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, das Göttliche zu erkennen und zu ehren, treu benutzt und das Gute, soweit sie es von ihrem Standpunkte aus zu erkennen vermochten, nach besten Kräften in ihrem Leben verwirklicht haben, auch Jesus Christus freudig anerkennen werden. — Die von einzelnen christlichen Theologen (zuerst von Origines † 254 n. Chr.) behauptete „Endlichkeit der Höllenstrafen" („Wiederbringung aller Dinge*" — nach Apostelg. 3, 21 [wo aber mit diesem Ausdruck keines-

* Griech.: ἀποκατάστασις (Wiederherstellung) τῶν πάντων.

wegs die schließliche Überführung der Verdammten in die Seligkeit, sondern die völlige — alle Hemmungen siegreich überwindende — Durchführung des göttlichen Weltplans gemeint ist]) ist in der h. Schrift nicht begründet. —

15. Das Menschengeschlecht geht einem Abschlusse seiner Entwickelung und die Welt überhaupt einer Neugestaltung entgegen — Matth. 24, 14: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reiche (dem „Königreiche Gottes") in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen*"; Matth. 24, 29: „Sonne und Mond werden den Schein verlieren (genauer: die Sonne verfinstert werden und der Mond nicht mehr seinen Schein geben) und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen (genauer: bewegt werden)", mit anderen Worten: es werden großartige Veränderungen in der Anordnung und Einrichtung des Weltalls stattfinden, gleichsam eine Neuschöpfung vorgenommen werden (die Zeit verhältnismäßiger Ruhe Gottes, die 7. Weltperiode [1. Mose 2, 2: „Gott ruhete am 7. Tage von allen seinen Werken, die er machte"], in der wir gegenwärtig leben, und an die der Sabbath erinnert, wird dann zu Ende sein und Gott sich aufs neue in seiner Schöpferkraft offenbaren), wie es auch 2. Petri 2, 13 heißt: „Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde" (vgl. Offenb. 21, 1: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde"). — Wann dieser Abschluß der gegenwärtigen Weltentwickelung und diese Um- bzw. Neugestaltung der Weltverhältnisse zu erwarten sei, läßt sich zeitlich nicht näher bestimmen — Marc. 13, 32: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater" — und auch in sachlicher Beziehung läßt sich nur aus der angegebenen Stelle Matth. 24, 14 ein bestimmter Termin gewinnen. Bekanntlich haben die Apostel (und ebenso Jakobus,

* Καὶ τότε ἥξει τὸ τέλος.

der Bruder Jesu, der Verfasser des Jakobusbriefs) den Abschluß der Entwickelung des Menschengeschlechts und die zeitlich damit zusammenfallende Wiederkunft Jesu Christi (Apostelgesch. 1, 11: „Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wiederkommen, wie [wörtlich und genauer: „so wiederkommen, wie" — also sichtbar] ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren"; Matth. 24, 30: „Und alsdann [am Ende der gegenwärtigen Weltentwickelung] wird erscheinen das Zeichen des Menschen Sohnes im [richtiger: am] Himmel. Und alsdann werden heulen [wörtlich: sich an die Brust schlagen] alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in [richtiger: auf] den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit") irrtümlich schon zu ihren Lebzeiten erwartet (Röm. 13, 11 f.; 1 Kor. 15, 51: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen [bis zur Wiederkunft Christi], wir werden aber alle verwandelt werden"; 1. Kor. 16, 22: Maran atha [aramäisch — die Sprache, in der auch Jesus geredet hat] = „unser Herr kommt"; Phil. 4, 5: „Der Herr ist nahe"; 1. Petri 4, 7: „Es ist aber nahe gekommen das Ende aller Dinge"; Jak. 5, 8: „Die Zukunft [παρουσία, Parusie = Ankunft, Wiederkunft] des Herrn ist nahe"; Offenb. 3, 11: Siehe, ich komme bald"; 22, 20: „Ja, ich komme bald"), und auch Jesus Christus selbst hatte sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen: Matth. 16, 28: „Es stehen etliche hier [wörtlich: es sind einige unter den hier Stehenden], die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich"; Matth. 24, 34: „Dieses Geschlecht* wird nicht vergehen, bis daß dieses alles geschehe" (Stellen, die man willkürlich auf ein uneigentliches Wiederkommen Jesu Christi in den Flammen des im Jahre 70 zerstörten Jerusalems gedeutet hat); er war eben in diesem Punkte, wie er selbst sagte (Marcus 13, 32: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, . . . auch der Sohn nicht, sondern

* Γενεά = Generation.

allein der Vater"), lediglich auf Vermutung angewiesen, es darf daher nicht wunder nehmen und thut der Wahrheit seiner religiösen und ethischen Aussagen nicht den geringsten Eintrag, wenn er sich den Lauf seines Evangeliums = die Entwickelung der Menschheit rascher dachte, als sie in Wirklichkeit bis heute gewesen ist. Freilich mit einer Dogmatik, welche lehrt: Jesus Christus = Gott, Gott in Menschengestalt, der menschgewordene Gott, Maria „die Gottesgebärerin", „die Mutter Gottes" u. dgl. m. — verträgt sich dies allerdings nicht, was aber nur beweist, daß jene Aufstellungen irrig sind. Das Verhältnis Jesu Christi zu Gott wird (wie wir oben unter 9 ausgeführt haben) korrekt d. h. dem Neuen Testamente und besonders den eigenen Aussagen Jesu über sich selbst entsprechend nur soformuliert: Jesus Christus der Sohn Gottes.* —

16. Durch die Entwickelung des „Königreichs Gottes" in der Menschheit vollendet sich der Plan Gottes in Beziehung auf dieselbe, der von Anfang an sich als eine **Erziehung des Menschengeschlechts** zu der Gemeinschaft mit Gott durch Erkenntnis „der Wahrheit" (= Erkenntnis und Anerkennung Gottes — Apostelg. 17, 27: „Daß sie den

---

* Abgesehen von den Stellen der Bibel, aus denen man die dogmatische Formel: Jesus Christus = Gott (griechisch ὁ θεός, mit dem Artikel) nur — aber irriger Weise — gefolgert hat, giebt es nur folgende wenige Stellen: Joh. 1, 1; 20, 28 und 1. Tim. 3, 16, die nach ihrem Wortlaute dafür in Anspruch genommen werden können; aber wenn dieselben auch wirklich alle drei beweiskräftig wären, würden sie gegenüber den sämtlichen Aussagen Jesu Christi selbst über sein Verhältnis zu Gott („seinem Vater") und der damit sonst durchweg (etwa bis auf diese drei Stellen) übereinstimmenden Auffassung des ganzen Neuen Testamentes nicht in Betracht kommen. Nun hat es aber zudem mit jeder der genannten drei Stellen eine eigentümliche Bewandtnis: Joh. 1, 1 („Im Anfang war das Wort — ὁ λόγος — und das Wort war bei Gott — πρὸς τὸν θεόν — und Gott — θεός, ohne Artikel — war das Wort") ist nicht von der geschichtlichen Persönlichkeit Jesus Christus, sondern von dem vorgeschichtlichen Logos (Luther: „das Wort") die Rede, und von diesem heißt es zuerst: „er war bei Gott" — πρὸς τὸν θεόν — also doch nicht Gott = ὁ θεός, und dann: θεὸς ἦν ὁ λόγος „Gott

Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten"; Joh. 17, 3: „ . . . daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast — Jesum Christum — erkennen") und freier Ausübung des Guten (= des Willens Gottes — Matth. 7, 21: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel") darstellt. Diese Idee der Erziehung des Menschengeschlechts durch Gott zu Gott zieht sich durch das ganze Alte und Neue Testament hindurch und bildet die innere Einheit dieser sonst so verschiedenen Teile der Bibel. — Stufen in der Verwirklichung des Erziehungsplanes Gottes sind:

a. Vertreibung der ersten Menschen aus dem Garten Eden (= Wonne) und Verurteilung derselben zu harter Arbeit, Leiden und Tod — 1. Mose 3 (Sündenfall) —

b. Herabsetzung des menschlichen Lebensalters auf 120 Jahre (im Maximum) — 1. Mose 6, 3 („Seine Tage sollen sein 120 Jahre" — Luther falsch: „Ich will ihnen noch Frist geben 120 Jahre") —

---

war das Wort", wo θεός, ohne Artikel, nicht = ὁ θεός sein, vielmehr nur einen dem adjektivischen sich nähernden Sinn haben kann; 1. Tim. 3, 16 steht die Lesart θεός „Gott" (die auch an sich, statt ὁ θεός, auffallen müßte) nicht fest; Joh. 20, 18 endlich spricht Thomas zu dem Auferstandenen (εἶπεν αὐτῷ): „Mein Herr und mein Gott"; wenn nun auch die Auffassung dieser Worte als eines allgemeinen Ausrufs des Staunens (sodaß also mit demselben nicht Jesus Christus, sondern Gott gemeint wäre) schon wegen des Zusatzes „zu ihm" abzuweisen ist, Thomas vielmehr wirklich damit gemeint zu haben scheint: du, der du hier leibhaft vor mir stehst, bist „mein Herr und mein Gott", so würde daraus noch nicht die Korrektheit seiner Anschauung von Jesus Christus (wohl aber die Treue des Berichterstatters, der selbst einen so inkorrekten Ausdruck genau überliefert hätte) folgen, vielmehr die Auffassung zulässig sein, daß Thomas mit dem Ausdruck „mein Gott" (in Anwendung auf Jesus Christus) in seinem Staunen ebensoweit über das rechte Maß des Glaubens hinausgegangen sei, als er vorher — in seinem Zweifel — darunter zurückgeblieben war.

c. Vertilgung der Menschen bis auf die Familie Noahs, durch „die große Flut“ — 1. Mose 6—9 —

d. Zerstreuung der Menschen — 1. Mose 11, 1—9 (Turmbau zu Babel) —

Diese vier Erziehungsmittel blieben ohne dauernden Erfolg, und ihre Anwendung seitens Gottes, der die Erfolglosigkeit derselben doch voraus gesehen hatte, erklärt sich daraus, daß sie, wie alle (äußeren) Strafen, die nächstliegenden Zuchtmittel bildeten und, waren sie einmal angewendet, für alle Folgezeit als „Exempel“ dienten. —

e. Auswahl eines Mannes, Abrahams, und erzieherische Behandlung desselben (Auswanderung und dadurch Isolierung, Segen, Verheißung eines Sohnes [Probe des Glaubens — 1. Mose 15, 6], Untergang der gottlosen Städte, das Opfer Isaaks [Probe auf den Gehorsam — 1. Mose 22] u. s. w.) — 1. Mose 12—25: Geschichte Abrahams (besonders 1. Mose 12, 3: „Und in dir [oder: „durch dich“] sollen [oder: „werden“] gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“ [wörtlich „des Erdbodens“]); 1. Mose 12—49: Geschichte der Erzväter (Periode des Patriarchalismus) —

f. Auswahl eines Volkes, der Nachkommen Abrahams durch Isaak und Jakob, des Volkes („der Söhne“ — Luther: „Kinder“) Israels (= Jakobs) — 2. Mose 19, 5 f. („Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern . . . und ihr sollt mir ein priesterliches Königreich [wörtlich: „ein Königreich von Priestern“] und ein heiliges Volk sein“) — und erzieherische Behandlung desselben:

α) Periode des Mosaismus: Moses: Errettung des Volkes aus Ägypten, Gesetzgebung am Sinai (2. Mose 19 ff. — religiös, sittlich, juridisch), Strafaufenthalt in der Wüste (39 Jahre) — Besitznahme des verheißenen Landes, Notzeiten zur Strafe bei Abfall von Gott („Segen und Fluch“ je nach dem Verhalten des Volkes

— 5. Mose 27, 11 ff. und Josua 8, 32 f.), die Erweckung von „Richtern“ (= Helden und Regenten) —

β) Periode des Prophetismus: Propheten (von Samuel bis Maleachi, 1100—400 v. Chr.; literarisch thätige Propheten: 800—400 v. Chr.): Weckung, Pflege und Weiterentwickelung des religiösen und sittlichen Bewußtseins (von äußerer Gesetzlichkeit = „Heiligkeit“ zu innerer „Gerechtigkeit“ — Übergang vom Standpunkt des Gesetzes, der Gesetzlichkeit, zum neutestamentlichen Standpunkt der Freiheit), Hinweis auf künftiges Heil (Inhalt aller von Propheten — seit 800 v. Chr. — hinterlassenen Bücher: Mahnung zur Buße, Androhung von Strafe, Verheißung von Heil) — Exil in Babylon, Heimkehr, politische Unselbständigkeit, verbunden mit zeitweiliger schwerer Bedrängnis und unterbrochen durch die 130jährige Zeit der Freiheit unter den Makkabäern (167—37 v. Chr.) —

γ) 400jähriges Schweigen der Prophetie (seit Maleachi, 400 v. Chr.) — als Strafe und als Wartezeit behufs Steigerung der Sehnsucht nach dem verheißenen Heil —

δ) Johannes der Täufer — als der unmittelbare Vorbote des Heils. —

Der Erfolg dieser Erziehungsmaßregeln Gottes war ein positiver: Abraham war „der Freund Gottes“ (Jac. 2, 22), und wenn auch das Volk Israel zu keiner Zeit in allen seinen Gliedern und in seiner Masse je länger je weniger der Idee eines „Volkes Gottes“ entsprach und deshalb erst vorübergehend (Exil) und schließlich endgültig (durch Jesus Christus) verworfen werden mußte, so hat es doch zu aller Zeit eine „Auswahl“ in Israel gegeben, die, je nach dem Maßstabe der fortschreitenden religiösen und sittlichen Erkenntnis, an die Intention Gottes hinanreichte; für die Zeit unmittelbar vor und bei der Erscheinung Jesu Christi sind dies Persönlichkeiten wie Zacharias und Elisabeth, Joseph

und Maria, Simeon, Hanna und überhaupt alle, die damals, auf Grund der Weissagung im Buche Daniel (9, 24 ff.) von den 70 Jahrwochen (70 mal 7 = 490 Jahre — vom Ausgang des Exils, etwa 500 v. Chr., an gerechnet), „auf die Erlösung zu Jerusalem warteten“ (Luc. 2, 38), ferner in Galiläa die Kreise, aus denen Jesus seine Jünger wählte, u. s. w.

g. Vollendung der in dem Volke Israel gegebenen Anfänge wahrer Religion und Sittlichkeit (Matth. 5, 17: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, . . . sondern zu erfüllen [= vollzumachen, zu vollenden]“; Joh. 4, 22: „Das Heil kommt von den Juden“) durch den idealen Repräsentanten dieses Volkes, Jesus Christus, und Überleitung „des Heils“ (d. h. eben der durch Jesus Christus „vollendeten“ = vollkommen offenbarten und in seinem eignen Leben verwirklichten wahren Religion und Sittlichkeit) in der „Fülle der Zeit“ (Gal. 4, 4: „Da aber die Zeit erfüllet ward [wörtlich: „die Fülle der Zeit kam“], sandte Gott seinen Sohn“) d. h. unter den dafür denkbar-günstigsten Weltverhältnissen (besonders: Einheit des Römerreichs, weite Verbreitung der griechischen Sprache und Bildung) aus der Begrenzung eines Volkes auf immer mehr und schließlich alle Völker (Matth. 28, 19: „Gehet hin und lehret alle Völker“). —

Der Erfolg dieser letzten (auf das ganze der Weltentwickelung abzweckenden) Erziehungsmaßregel Gottes ist bis jetzt ein durchaus positiver. Wenn auch die wachsende Zahl der „Christen“ (= der auf Jesus Christus Getauften — zur Zeit an 400 Million d. i. mehr als ein Viertel aller lebenden Menschen) nicht ohne weiteres als Beleg dafür angeführt werden kann, da ja ein großer Teil dieser „Christen“ von Jesus Christus nur oder wenig mehr als den bloßen Namen gehabt hat und hat, so ist doch nicht zu bezweifeln, weder daß die christlichen Ideen ganz allgemeinhin im Leben der Menschheit immer mehr Raum und

Macht gewinnen und namentlich in unserer Zeit im Gefolge von Entdeckungsreisen, kaufmännischen Unternehmungen und politischen Transaktionen (Kriegen, Eroberungen, Kolonien, Verträgen) mit Riesenschritten in die noch restierende Heidenwelt hinein vordringen, noch daß es zu allen Zeiten bis in die Gegenwart hinein eine (größere oder geringere) „Auswahl" unter den „Christen" gegeben hat, die Jesus Christus selbst, wenn er wiedergekommen wäre, nach der prinzipiellen Richtung und dem geistigen (religiös-sittlichen) Gesamtgehalte ihres Lebens als „die Seinen", „das Königreich Gottes auf Erden" anerkannt haben würde, auch für den Fall, daß — ein Fall, der zweifellos vielfach vorgekommen ist und vorkommt — (neben der jedem Menschen, so lange er lebt, nun einmal, auch beim besten Streben, in praxi stets noch anhaftenden sittlichen Unzulänglichkeit) ihre religiösen Vorstellungen und sittlichen Empfindungen in nebensächlichen Einzelfragen, je nach Zeit und Ort, entsprechend dem allgemeinen Stande der geistigen Bildung (ihrer Zeit, ihrer Umgebung und ihrer eigenen) und infolge ihres Kontaktes mit nicht-christlichen Anschauungen, mehr oder weniger getrübt waren. Es war ja nicht zu vermeiden, daß das Christentum, schon infolge seines Zusammenhangs mit dem Judentum, noch mehr aber infolge seines Eintritts in die große, von allerlei heidnischen Gedanken und Gewohnheiten erfüllte Welt, zeitweilig, hier mehr, dort weniger, Verdunkelungen erlitt; doch hat es, vermöge der ihm innewohnenden Energie der Wahrheit und unter dem Einflusse Jesu Christi (vgl. S. 228 ff.), die fremdartigen Elemente auf die Dauer immer wieder ausgeschieden. Ein solcher Reinigungsprozeß im großen war die „Kirchenerneuerung" (Reformation) des 16. Jahrhunderts; aber auch nach derselben bleibt es Aufgabe der öffentlichen Lehrer des Christentums, das, und jedes einzelnen Christen, „sein" Christentum immer aufs neue an den ursprünglichen Normen desselben, Jesus Christus und weiterhin dem Neuen Testamente (vgl. S. 190), zu prüfen und alles auszuscheiden, was seine Wurzel in nicht-christlichen,

sei es überwundenen alttestamentlichen, sei es heidnischen, Vorstellungen hat.

Anhang.

Die in Vorstehendem skizzierte „christliche Weltanschauung" will, entsprechend dem S. 182 aufgestellten Kanon, nichts anderes sein als die rekonstruierte Weltanschauung Jesu Christi selbst. Nun ist es aber außer allem Zweifel, daß diese letztere noch die Existenz und — was die irdische Welt anlangt, wenigstens zeitweilige — Wirksamkeit gewisser, teils guter, teils böser, geistigen Wesen einschloß, die weder Mensch noch Gott sind, und die uns in Aussprüchen Jesu Christi, wie überhaupt in der h. Schrift Alten und Neuen Testamentes, unter der Bezeichnung „Engel", „der Teufel" oder „der Satan" und „Dämonen" (von Luther ebenfalls mit „Teufel", im Plural, übersetzt) entgegentreten. Daß wir dieselben zunächst, bei Aufstellung der christlichen Weltanschauung, ganz außer acht gelassen haben, rechtfertigt sich dadurch, daß dieselben auch in den Worten Jesu Christi — und wie wir eben daraus schließen dürfen — auch in seinem eigenen religiösen Leben eine durchaus untergeordnete Rolle spielen bzw. gespielt haben. Immerhin aber werden wir dieselben nicht ganz übergehen dürfen, vielmehr es als unsere Aufgabe an dieser Stelle betrachten müssen, auch ihnen nachträglich innerhalb der göttlichen Weltordnung die ihnen auf Grund der eigenen Aussprüche Jesu Christi und etwaiger weiterer, dieselben ergänzender Aussagen der h. Schrift, besonders des Neuen Testamentes, zukommende Stellung anzuweisen.

Die Engel (griechisch ἄγγελος = Bote; auch das im Alten Testamente für Engel gebräuchliche hebräische Wort malâkh bedeutet ursprünglich „Bote") sind von Gott geschaffene (wann, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen) geistige (persönliche) Wesen

(und zwar rein geistige, „Geister“ — also an sich ohne Leiblichkeit und folglich auch nicht an einem bestimmten Orte lokalisiert — der Ausdruck Matth. 22, 30: „Engel im Himmel ist ähnlich zu fassen, wie der oben [S. 235] besprochene: „Unser Vater im Himmel“), die, wie ihr Name besagt, dazu bestimmt sind, gelegentlich als Boten Gottes an Menschen verwendet zu werden. Ursprünglich waren dieselben alle, wie überhaupt alle Geschöpfe Gottes (1 Mose 1, 31), gut, d. h. sie entsprachen genau der Schöpferabsicht Gottes; da sie aber, als geistige Wesen, (wie der Mensch) frei waren, so konnten sie (wie dieser) dem Willen Gottes widerstreben, und das hat von irgend einem Zeitpunkte an (näher läßt sich dies nicht bestimmen) ein Teil der Engel gethan („Fall der Engel“ — „gefallene“ = böse Engel — Näheres darüber s. w. u. bei „Teufel“ und „Dämonen“). Die gut gebliebenen Engel, „die Engel“ im engeren Sinne, stehen nach wie vor im Dienste Gottes (Hebr. 1, 14: „Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit?“). Obschon dieselben an sich rein geistiger Natur, also unsichtbar sind, kann Gott sie doch behufs Ausrichtung eines Auftrags innerhalb der irdischen Welt („Engel“ = Bote — daher der Ausdruck „senden“: „Gott sandte einen Engel“, „ein Engel ward gesandt“) sichtbar erscheinen lassen (in welcher Gestalt, hängt lediglich von seinem Willen ab — Psalm 104, 4: „Der du machest deine Engel [Boten] zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen“ [wörtlich: „flammendem Feuer“] — man hat diese Stelle zwar auch umgekehrt übersetzt: „Winde zu deinen Boten u. s. w.“, aber wenn auch diese Übersetzung besser in den Zusammenhang zu passen scheint, so spricht doch der Wortlaut selbst mehr für die hergebrachte Übersetzung — vgl. Hebr. 1, 7). Sie nehmen keinen höheren Rang als die Menschen ein (Hebr. 1, 14: „ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit“; 1. Petr. 1, 12: „Welches [den Inhalt der apostolischen Verkündigung: die Erscheinung Jesu Christi und die Gründung des Königreichs Gottes] auch die Engel ge-

lüstet zu schauen" [wörtlich: „worein auch die Engel einen Blick zu werfen" — gleichsam verstohlen hineinzublicken — „begehren"] — ein Beweis, daß sie dem Heilswerke Gottes an den Menschen nicht als höhere, sondern eher als niedrigere Wesen gegenüberstehen); von einem Engelkult, wie er im späteren Judentum üblich geworden und von da auch in das junge Christentum einzudringen drohte (Paulus eifert dagegen Kol. 2, 18: „in Demut und Geistlichkeit der Engel, des er nie keins gesehen hat" [genauer: Verehrung der Engel, sich in Dinge einlassend, die er nicht gesehen hat"] und wahrscheinlich auch 1. Tim. 1, 4; 4, 7; 6, 20 f.; 2. Tim. 2, 16; 4, 4; Titus 1, 14 [„jüdische Fabeln"]; 3, 9; vgl. auch Hebräerbrief Kap. 1 und 2), kann daher keine Rede sein. — Aussprüche Jesu Christi über die Engel: Matth. 18, 10: „Ihre (der Kinder) Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel" (der Ausdruck in diesem Worte Jesu Christi: „sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel" ist bildlich gehalten = stehen mit Gott in dauernder Verbindung); Matth. 22, 30: „Sie (die Seligen) sind wie (die) Engel im Himmel" (s. das zu dieser Stelle oben [S. 249] Gesagte); Matth. 25, 31 (Wiederkunft Christi): „Alle (heiligen — fehlt in den besten Handschriften des griechischen Urtextes) Engel mit ihm"; Matth. 26, 53: „zusenden mehr denn zwölf Legionen Engel" u. a. m. — Engelerscheinungen: im Alten Testamente: 1. Mose 18 u. 19 (Geschichte Abrahams und Lots), 1. Mose 32, 1 f. (Jakob), 2. Sam. 24, 16 f. (David), 1 Kön. 19, 5—7 und 2. Kön. 1, 3 (Elias), 2. Kön. 6, 16 ff. (Elisa) — im Neuen Testamente: Luc. 1, 11 ff. (Zacharias), 1, 26 ff. (Maria), 2, 9 ff. (Hirten), Matth. 4, 11 (Jesus), Matth. 28, 2 ff. (die Frauen am Grabe Jesu), Apostelgeschichte 1, 10 f. und 5, 19 f. (Apostel), 8, 26 (Philippus), 10, 3 ff. (Cornelius in Cäsarea), 12, 7 ff. (Petrus), 27, 23 f. (Paulus). —

Man hat versucht, die Existenz von Engeln dadurch als zweifelhaft erscheinen zu lassen, daß man alle Erzählungen von Engelerscheinungen auf „Visionen" („innere Gesichte") zurück-

führte; aber wenn auch durch eine derartige Interpretation dem Inhalte der betreffenden Erzählungen an sich kein wesentlicher Eintrag geschieht, so ist doch — vorausgesetzt, daß man überhaupt in diesen „Visionen" noch eine göttliche Kraftwirkung (und nicht etwa bloße — irrige — menschliche Phantasie) anerkennt — nicht abzusehen, warum Gott, wenn er — kraft seiner Allmacht — dem „inneren Sinne" Engel erscheinen lassen konnte, dies nicht ebenso gut (schwerer war es für ihn jedenfalls nicht) auch für den äußeren Sinn thun konnte. Was aber die Frage nach der Existenz der Engel überhaupt betrifft, so ist dieselbe für die christliche Weltanschauung durch die oben citierten Worte Jesu Christi selbst im bejahenden Sinne endgültig entschieden. Von diesem festen Standpunkte aus kann übrigens mit aller Freiheit zugegeben werden, daß die eine und andere der in der Bibel erzählten Engelgeschichten (nur daß es schwer halten würde, in dieser Beziehung eine genaue Grenze zu ziehen) immerhin ursprünglich nichts anderes als eine „Vision" oder selbst ein ganz natürliches Ereignis gewesen sein mag, das dann die fromme Phantasie bei der Weiterüberlieferung in eine Engelerscheinung umgedichtet habe.

Es könnte nun, die Thatsächlichkeit einzelner Engelerscheinungen in der Zeit des Alten und in der Anfangszeit des Neuen Bundes — und weiter reicht doch das Zeugnis der h. Schrift, das für uns in dieser Beziehung allein maßgebend ist, nicht — wie unsererseits unumwunden geschieht, zugegeben, auffällig erscheinen, daß heutzutage keine Engel mehr erscheinen. Wir bemerken dazu Folgendes: 1. daß Gott als der Allmächtige an sich einer Vermittelung durch Engel bei der Verwirklichung seines Willens nicht bedarf (Psalm 33, 9: „So er spricht, so geschieht's; so er gebeut, so steht's da"); 2. daß, wenn er sich zu gewissen Zeiten dieser Vermittelung bedient hat, der Grund dafür nicht in ihm, sondern nur in den Menschen, an die er eine Botschaft gelangen lassen wollte, gelegen haben kann, mit anderen Worten: daß es nur eine pädagogische Rücksichtnahme auf die jeweilige geistige

Konstitution und Fassungskraft der betreffenden Menschen gewesen sein kann, die ihn veranlaßt hat, in jenen alten Zeiten gelegentlich Engel sichtbar auf der Erde erscheinen zu lassen. Demnach würden die Engelerscheinungen keineswegs etwa einen Vorzug der alttestamentlichen und ersten christlichen Zeit konstituieren, vielmehr nur beweisen, daß die Menschen damals für einen rein geistigen, also innerlichen, unsichtbaren, Verkehr zwischen Gott und Mensch, wie wir ihn bei Jesus Christus beobachten, und wie er ihn für die Seinen angebahnt hat, noch nicht genügend vorbereitet waren. Es würde also nur den Fortschritt der göttlichen Heilsökonomie verkennen heißen, wenn man verlangen wollte, daß, wenn es überhaupt Engel gebe, sie auch heutiges Tags noch gelegentlich erscheinen müßten. Die Zeit ihrer Erscheinung ist eben vorüber: die Engelserscheinungen konnten und mußten (gleich den bedeutungsvollen Träumen — s. S. 168 — und gleich den Wundern) aufhören, nachdem das Christentum (die Religion des Geistes) soweit begründet war, daß es solcher außerordentlichen Hülfen nicht mehr bedurfte; nur am Ende der gegenwärtigen Weltperiode werden die Engel, im Verein mit Jesus Christus noch einmal sichtbar auftreten (Matth. 25, 31 — s. o. S. 250). —

Der Teufel (griech. διάβολος, lat. diabolus = Verleumder; daraus das deutsche Wort „Teufel"; hebr. Satan = Feind; andere Ausdrücke für dasselbe Wesen: „der Versucher" Matth. 4, 3 [V. 1. 5. 8. 11: „Teufel", V. 3: „Versucher", V. 10: „Satan"]; „Beelzebub" [eigentlich: Baal-Sebub] = „Herr des Ungeziefers", eine phönizisch-kanaanitische Gottheit [Schutzgott gegen das Ungeziefer], Matth. 10, 25; 12, 24. 27 [im Griechischen des Neuen Testamentes steht in den besten Handschriften an diesen Stellen: Beelzebul = „Herr der Himmelsburg", eine phönizische Gottheit: Saturn, als Herr und Bewohner des obersten, des 7. Planetenhimmels — die „7 Himmel" entsprechen den „7 Planeten" der alten Astronomie: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn]; „der Fürst dieser Welt" Joh. 12, 31; 14, 30; 16, 11; vgl. auch Eph. 6,11 f.; „der Gott dieser Welt"

2. Kor. 4, 4 [Paulus braucht hier, nach dem Vorgange des Alten Teſtamentes, z. B. 2. Moſe 4, 16, das Wort „Gott“ in einem allgemeineren Sinne = Herrſcher und nennt, ähnlich wie Jeſus Chriſtus ſelbſt in den vorher citierten drei Stellen bei Johannes („Fürſt dieſer Welt“), den Teufel „Gott dieſer Welt“ d. i. der irdiſchen, nicht etwa weil er allein oder auch nur zuoberſt darin zu gebieten habe, ſondern weil er nur in ihr, nicht auch in der zukünftigen, jenſeits der gegenwärtigen Weltperiode liegenden, eine gewiſſe Herrſchaft ausübt]; „der Fürſt, der in der Luft herrſcht“ Eph. 2, 2 [wörtlich: „der Fürſt der Gewalt über die Luft“]; „Belial“ [hebr. B'lijjaal = Nicht-Höhe, Tiefe, Nichtswürdigkeit — im Alten Teſtament noch nicht = Teufel] 2. Kor. 6, 15; „der große Drache“, die alte Schlange“ Offenb. 12, 9; 20, 2) gehört ſeiner allgemeinen Natur nach ebenfalls zu den Engeln, iſt alſo, wie dieſe, ein Geſchöpf Gottes (nicht, wie Ahriman im Parſismus [ſ. S. 138], eine ſelbſtändige Gottheit), urſprünglich gut, wie alle Engel (ſ. o. S. 249), iſt aber irgendwann (vgl. ebenda) von Gott abgefallen (Joh. 8, 44: „iſt nicht beſtanden in der Wahrheit“ — „der gefallene Engel“) und lebt ſeitdem in offener Feindſchaft gegen Gott.* Dieſer ſeiner Stellung zu Gott entſprach ſeitdem auch ſein Verhalten zu den Menſchen: er ſuchte ſie zum Böſen zu verleiten („der Verſucher“ Matth. 4, 3; Luc. 22, 31: „Der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte ſichten, wie den Weizen“; Luc. 22, 3: „Es war aber der Satanas gefahren in den Judas, genannt Iſcharioth“; Apoſtelgeſch. 5, 3: „Anania, warum hat der Satan dein Herz erfüllet?“; 1. Petri 5, 8: „Euer Widerſacher, der Teufel, gehet umher wie ein

* Im Buche Hiob, einem auch in anderen Beziehungen höchſt eigenartigen Buche, erſcheint „der Satan“, abweichend von der ſonſt in der Bibel, beſonders deutlich im Neuen Teſtamente, gegebenen Darſtellung, unter den anderen „Söhnen Gottes“ (= Engel) in der unmittelbaren Nähe Gottes und im Zwiegeſpräche mit ihm — offenbar eine poetiſche Fiktion, wie ſie der dramatiſche Charakter des ganzen Buches mit ſich brachte.

brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge") und übte vermittelst der Sünde (die sündige Neigung im Menschen bot ihm dazu die Handhabe, und jede wirkliche Sünde brachte den Menschen in Abhängigkeit von ihm) eine gewisse, von Gott zugelassene und, wie alles, auch das Böse, unter seiner Oberleitung stehende (vgl. S. 201), Herrschaft unter den Menschen aus („der Fürst dieser Welt" Joh. 12, 31 u. a.). Diese (überhaupt schon beschränkte) Herrschaft des Teufels innerhalb der Menschenwelt ist jedoch mit Jesus Christus (über den persönlich er überhaupt niemals Macht hatte — Matth. 4: Versuchung; Joh. 14, 30: „Es kommt der Fürst dieser [wörtlich: der] Welt und hat nichts an mir") und der siegreichen Durchführung des Heilswerks, zu dem er gesendet (der festen Begründung des „Königreichs Gottes" in der Welt durch Jesus Christus und die Apostel) erloschen (Joh. 12, 31: „Nun [genauer: „jetzt"] wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden"; Joh. 16, 11: „daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist"; Lucas 10, 18: „Ich sahe [wohl] den Satanas vom Himmel fallen [wörtlich: „gefallen"] als einen Blitz"; vgl. auch Marc. 3, 27 und Luc. 11, 22, wo Jesus Christus seine Befähigung, die Dämonen [s. w. u.] auszutreiben, damit erklärt, daß er zuvor „den Starken" [= den Teufel, „den Obersten der Dämonen" Marc. 3, 22] besiegt [Luc. 11, 22: „überwunden"] und „gefesselt" [Marc. 3, 27: „gebunden"] habe; — nach diesen eigenen Worten Jesu Christi sind alle sonstigen Aussprüche des Neuen Testamentes über Machtbefugnisse und Wirksamkeit des Teufels in der Welt, soweit sie über die Anfangszeit des Christentums hinauszugreifen scheinen oder auch wirklich hinausgreifen, zu berichtigen); nur gegen das Ende der gegenwärtigen Weltentwickelung wird er noch einmal eine Zeit lang Macht gewinnen (nach dem „1000jährigen Reich", das mit der Wiederkunft Christi beginnen wird — „eine kleine Zeit" — Offb. Joh. 20, 2. 3. 7—9), dann aber endgültig „gefesselt" werden (Offb. 20, 10). — Einen besonderen Ort nimmt der Teufel als rein geistiges Wesen („Engel" — im weiteren Sinne — vgl. S. 249)

ebenso wenig ein wie die (guten) Engel (im engeren Sinne — vgl. S. 249); in dem Ausspruche Jesu Matth. 25, 41: „das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln" scheint zwar „die Hölle" [s. darüber S. 236 f.) als — wenigstens künftiger — Aufenthaltsort des Teufels bezeichnet zu werden doch ist dies, da eine (zu seinem Wesen gehörige) Leiblichkeit des Teufels sonst nirgend bezeugt ist, wohl nur auf Rechnung der plastischen Darstellung zu setzen, sodaß der Sinn der Stelle der sein würde: wie „die Seligen" im Himmel ein überaus lebhaftes Gefühl ihrer Gemeinschaft mit Gott haben und insofern Gott gleichsam bei ihnen, also im Himmel, ist und sie im Himmel bei Gott sind (s. S. 235), so haben „die Unseligen" in der Hölle ein überaus lebhaftes Gefühl ihrer Gemeinschaft mit dem Teufel, und ist insofern der Teufel gleichsam bei ihnen, also auch in der Hölle und sie in der Hölle bei dem Teufel (das Feuer, das für die mit Leiblichkeit behafteten „Unseligen", wie wir oben [S. 236 f.] gesehen haben, recht wohl buchstäblich genommen werden kann und demnach auch wohl muß, würde bei der angegebenen Auffassung für „den Teufel und seine Engel" allerdings nur uneigentlich verstanden werden können, als Bezeichnung großer geistiger [hauptsächlich in dem vernichtenden Bewußtsein, im Kampfe gegen Gott endgültig unterlegen zu sein, bestehender] Qualen). — Ob der Teufel jemals sichtbar auf der Erde erschienen sei, muß als zweifelhaft bezeichnet werden, da die einzige Stelle in der Bibel, wo von einem sichtbaren Auftreten des Teufels auf der Erde die Rede ist: die Erzählung von der Versuchung Jesu Christi Matth. 4, ganz wohl (bildlich) dahin gedeutet werden kann, Jesus Christus habe seinen Jüngern — denn nur von ihm selbst konnten sie etwas darüber erfahren haben — die Thatsache, daß er in der Wüste versucht worden, dadurch anschaulich und somit faßlicher zu machen gesucht, daß er die einzelnen Vorgänge in seinem Innern in die Außenwelt projizierte. Aus der Engelnatur des Teufels folgt die Fähigkeit, eigenmächtig auf der Erde zu erscheinen, jedenfalls

nicht, da die Engel nur kraft einer besonderen Sendung (und Machtwirkung) Gottes auf der Erde aufgetreten sind (s. S. 249). Was daher in späterer Zeit, besonders im Mittelalter, von Teufelserscheinungen geglaubt und geredet wurde, desgleichen die ganze detaillierte Ausstaffierung des Teufels bei seinem angeblichen Erscheinen unter den Menschen ist in das Reich der Fabel zu verweisen; es ist bekannt, daß sich allerlei antik- und germanisch-heidnische Reminiscenzen, zum Teil durch Schuld „der Kirche", an die biblische Teufelsvorstellung angehängt haben. — Man hat aus der Thatsache, daß das Alte Testament erst in solchen Bestandteilen, die sicher oder mutmaßlich erst nach dem Exil (nach 536 v. Chr.) entstandensind (Sacharjah, eine Anzahl Psalmen, das Buch Hiob, das 5. Buch Mose, die Chronik [vgl. 1. Chron. 22, 1 mit 2. Sam. 24, 1: hier giebt Gott, dort — in der Chronik — der Teufel David ins Herz, das Volk zu zählen] — auch die Entstehung der „Apokryphen" fällt in diese Zeit, genauer zwischen 350 und 250 v. Chr.), vom Teufel („Satan") spricht, die Folgerung gezogen, daß derselbe keine genuin-hebräische, sondern eine heidnische, und zwar näher parsistische (s. S. 138), Vorstellung sei, die erst infolge der Berührung der Juden mit dem Parsismus — schon während des babylonischen Exils, noch mehr aber in der Folgezeit, wo sie, 200 Jahre hindurch unter persischer Herrschaft stehend, mancherlei persischen Einflüssen zugänglich waren — in die jüdische Religion eingedrungen sei, und darauf die Forderung gegründet, daß sie, wie schon aus der echt-jüdischen (mosaisch-prophetischen), so und noch viel mehr aus der christlichen Weltanschauung fernzuhalten sei. Und allerdings, hätten wir es hier mit einer Vorstellung zu thun, die, was die kanonischen Bücher des Alten Testaments betrifft — wie allerdings der Fall — nur in jenen späteren Bestandteilen und dann weiterhin noch in den derselben Zeit angehörigen „Apokryphen" sowie im jüdischen Volksbewußtsein zur Zeit Jesu Christi zu Tage träte, von Jesus Christus selbst aber nicht geteilt (entweder geradezu verworfen oder wenigstens nicht ausdrücklich anerkannt) worden wäre, so

würde man derselben allerdings die Aufnahme in die christliche Weltanschauung versagen müssen. So aber, wie die Sache nun einmal liegt: daß Jesus Christus selbst wiederholt und ganz unzweideutig vom Teufel spricht (s. die oben aus den Evangelien citierten Stellen), und man auch nicht annehmen kann, daß er sich bei dieser in religiöser Beziehung doch gewiß nicht ganz gleichgültigen Frage einfach dem — von ihm als irrig erkannten — Volksbewußtsein anbequemt habe, muß die Frage, ob der Teufel zur Weltanschauung Jesu Christi gehört habe, aufs bestimmteste bejaht werden, woraus dann für uns (vgl. S. 182) von selbst folgt, daß er auch eine Stellung in der *christlichen* Weltanschauung, wenn auch eine durchaus untergeordnete, finden muß; welche, ist oben näher dargelegt worden. — Auch der Versuch, in dem Teufel nur eine didaktischen Zwecken dienende *Personifizierung des Bösen* (Nominativ: *das Böse*) sehen zu wollen, wird den Aussprüchen Jesu Christi in keiner Weise gerecht, denn diese weisen zu deutlich auf einen *persönlichen* Teufel hin (besonders deutlich Joh. 8, 44: „Ihr seid von dem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust [wörtlich: „die Lüste eures Vaters"] wollet ihr thun. Derselbe ist ein Mörder von Anfang [wörtlich: „war ein Menschenmörder von Anfang" — nämlich der Menschengeschichte — insofern er, scheint Jesus Christus damit sagen zu wollen, an dem Tode der Menschen infolge des Sündenfalls schuld war] und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn [die] Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lügen [wörtlich: die Lüge] redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselben [der Lüge]"). Es bleibt also dabei: wie sehr immer, und zwar mit Recht, unser modernes Bewußtsein, namentlich mit Rücksicht auf all das entsetzliche Elend, das der Teufelswahn und Teufelsspuk früherer finsterer Jahrhunderte (Hexenprozesse — s. S. 123) über die europäische Menschheit gebracht hat, sich gegen das mit dem Namen „Teufel" bekleidete Truggebilde, mit dem man in vergangenen Zeiten sich und namentlich auch andere geängstigt hat (und dem auch der

große Luther, bei aller sonstigen Gedankenklarheit und -freiheit verhaftet geblieben), sträuben mag, ein persönlicher Teufel in irgend einer Fassung kann in der christlichen Weltanschauung nicht entbehrt werden, aber wir wüßten auch nicht, warum wir dem Teufel in der oben gegebenen Umgrenzung, also dem christlichen Teufel (d. h. dem Teufel in der Ausprägung, die er in den Worten Jesu Christi hat) nicht eine Stelle in unserer Gesamtauffassung des Seienden (d. h. dessen, was ist, gewesen ist und sein wird) einräumen sollten. Von Teufelsfurcht, Teufelsdienst und was dergleichen landläufiger Aberglaube mehr gewesen ist und zum Teil noch ist, kann dabei ja für uns keine Rede sein, vielmehr unterscheiden wir, eben weil wir eine christliche Weltanschauung haben wollen, aufs schärfste zwischen dem, was dem religiösen Leben Jesu Christi entnommen ist, und dem, was spätere, anderen Quellen entstammende Zuthat ist. Und gerade nur der, der in solchen Fragen eine gesicherte Position einnimmt, ist gegen alle abergläubischen Anwandelungen gefeit; diese aber kann in der vorliegenden Frage für Christen nur die sein, die Jesus Christus, der Stifter der christlichen Religion, selbst darin vor ihnen und für sie eingenommen hat.

Die Dämonen (von Luther auch mit „Teufel", im Plural, übersetzt) sind Engel, die gleich dem Teufel und, wie es scheint, durch ihn verführt, böse geworden (von Gott abgefallen — „gefallene Engel") sind und — wohl eben darum, weil sie sich vom Teufel haben verführen lassen — in einer gewissen Abhängigkeit von ihm stehen — Matth. 24, 41: „dem Teufel und seinen Engeln"; Matth. 12, 25 ff.: „Reich des Satans"; 12, 24: „Oberster der Teufel (Dämonen)". — Wie sich aus den Evangelien ergiebt, gab es zur Zeit Christi und der Apostel, also in der Anfangszeit des Christentums, mehrfach Fälle, daß Dämonen (einer oder mehrere) in Menschen eingedrungen waren (wozu sie also, wie man daraus zurückschließen muß — wohl vermöge ihrer lediglich geistigen Natur — befähigt gewesen) und von denselben gleichsam Besitz genommen hatten (daher der deutsche Ausdruck:

„Besessene"; die griechische Bezeichnung im Neuen Testamente ist: „Dämonische"). Jesus Christus hat wiederholt solche „Besessene" geheilt, indem er die Dämonen („Teufel") austrieb — Matth. 4, 24; 8, 16; 8, 28 ff.; 9, 32; 12, 22; Marc. 1, 23; 16, 9 (Maria Magdalena = Maria von Magdala [einem Orte am galiläischen See], „von welcher er sieben Dämonen ausgetrieben hatte"); auch seine Apostel hatten von ihm die „Macht" empfangen, Dämonische zu heilen (Matth. 10, 1. 8), und haben davon, wenn es auch nicht ausdrücklich berichtet wird (berichtet wird es dagegen von anderen aus der Zahl der ersten Bekenner Jesu: Luc. 10, 17 von den „70 Jüngern" und Apostelg. 8, 7 von dem Almosenpfleger Philippus), gewiß auch gelegentlich Gebrauch gemacht. — Daraus folgt nun keineswegs, daß zu allen Zeiten, etwa auch jetzt noch, Dämonen Menschen „besitzen" könnten; es verhält sich mit dem Auftreten der Dämonen innerhalb der irdischen Welt vielmehr ähnlich, wie mit der Erscheinung von Engeln (s. S. 251 f.): daß dieses Hereinragen außerirdischer (geistiger) Wesen in die irdische Welt mit dem Aufkommen des Christentums, also chronologisch mit dem apostolischen Zeitalter, seinen — wenigstens vorläufigen — Abschluß gefunden hat. Und wenn schon der Teufel, „der Oberste der Dämonen", wie S. 254 nachgewiesen, während der Dauer der gegenwärtigen Weltperiode keine Macht mehr auszuüben vermag, so noch viel weniger die von ihm abhängigen Dämonen. Ob auch sie, wie ihr „Fürst", am Ende der gegenwärtigen Weltentwickelung noch einmal für „eine kleine Zeit" (Offb. 20, 3) zur Wirksamkeit unter und in den Menschen werden zugelassen werden, ist nirgends gesagt, folgt jedoch wohl aus ihrer Abhängigkeit vom Satan. — Einen bestimmten Ort nehmen die Dämonen als geistige Wesen, ebenso wenig ein, wie der Teufel (s. S. 254 f.), unter dessen Herrschaft sie stehen*. —

* Aus der Stelle Eph. 6, 11. 12, wo es von den Dämonen heißt: „Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut (= Menschen) zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern

Man hat versucht, das Dasein der Dämonen überhaupt zu leugnen, indem man, wie in dem Teufel einen Reflex des parsistischen Ahriman (s. S. 138), so in den Dämonen ein Spiegelbild der parsistischen Dews (bösen Geister im Dienste Ahrimans — s. ebenda) glaubte erblicken zu sollen; man hat dann die in dem Neuen Testamente vorkommenden „Dämonischen" (Luther: „Besessene") für Geistes- oder Gemütskranke ausgegeben und ihre Heilung dahin gedeutet: der Heiland habe sich der — angeblichen — Wahnvorstellung der „Kranken" akkommodiert und dieselben eben dadurch, also durch *scheinbares* Austreiben der Dämonen, und überhaupt durch gemütliche Einwirkung, also ganz ähnlich, wie Irrenärzte auch jetzt noch zu verfahren pflegen, wieder zu normaler Geistes- und Gemütsverfassung erhoben. Gegen einen derartigen Erklärungsversuch ließe sich nun im Prinzipe, zumal bei einer so schwierigen Materie, gewiß nichts einwenden, nur müßte man verlangen, daß dabei die berichteten Fakta auch

---

unter dem Himmel" (genauer übersetzt: „ . . . . gegen die Herrschaften, gegen die Gewalten, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis, gegen die geistigen Wesen der Bosheit in dem, was [im — oder hier wohl] *am* Himmel ist" [= in dem Raum über der Erde — vgl. Eph. 2, 2: „Luft"]), läßt sich ein bestimmtes Resultat in Beziehung auf die — bei Eruierung der christlichen Auffassung der Dämonen ja zunächst noch offene — Frage nach einem etwaigen Wohnbereich der Dämonen nicht gewinnen: der Ausdruck „dieser Finsternis" (τοῦ σκότους τούτου) scheint eher zeitlich als räumlich genommen werden zu müssen (= der gegenwärtigen Zeit oder des gegenwärtigen Weltlaufs d. i. der Zeit und der Weltverhältnisse zur Zeit des Apostels, der Anfangszeit des Christentums), und mit dem anderen: „in dem, was am Himmel ist" (ἐν τοῖς ἐπουρανίοις) = in dem Raum über der Erde = in der Luft (nach Eph. 2, 2 τοῦ ἀέρος „der Luft") will Paulus wohl nicht einen eigentlichen (ständigen) Aufenthaltsort für die Dämonen fixieren (was sich auch mit der Bezeichnung derselben als „die *geistigen* Wesen" [τὰ πνευματικά] schlecht vertragen würde), sondern vielmehr den Bereich ihrer Wirksamkeit abgrenzen: nicht im Himmel und nicht in der Erde, sondern nur in dem, was zwischen Erde und Himmel ist d. i. in dem Raume, in dem *die Menschen* leben.

wirklich bis in alle Einzelheiten ihre Erklärung fänden. Dies ist aber keineswegs der Fall. Schon die ungewöhnliche Erkenntnis einzelner „Besessenen" (Matth. 8, 29; Marc. 1, 24) bliebe dabei doch eigentlich unerklärt, ganz sicher aber das eine, doch auch in den Evangelien berichtete Faktum (Matth. 8, 28 ff. vgl. Marc. 5, 1 ff. u. Luc. 8, 26 ff.), daß Dämonen auf das Geheiß und mit ausdrücklicher besonderer Bewilligung Jesu aus einem Menschen in eine in der Ferne an einer Berghalde oberhalb des galiläischen Sees weidende Herde Schweine (Marc. 5, 13: „bei 2000") gefahren sind und dieselbe in den See gestürzt haben. Daraus folgt doch ganz unwiderleglich, daß die Dämonen etwas gewesen sein müssen, das an dem einen Ort zu wirken aufhören und an einem anderen Orte zu wirken beginnen konnte, also selbständige geistige Wesen. Angesichts dieser — allerdings einzigartigen — Erzählung wird, wer auf die Evangelien als die einzigen historischen Urkunden über die Entstehung des Christentums Wert legt, und das muß jeder, dem es, wie uns, um Aufstellung der genuin-christlichen Weltanschauung zu thun ist, nicht umhin können, die Existenz von Dämonen anzuerkennen. —

Giebt es sonach auch — um das bisher Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen — Engel, den Teufel und Dämonen, überhaupt gute und böse „Geister", so kann doch von einer Wirksamkeit derselben, namentlich auch des Teufels, innerhalb der irdischen Welt während des gegenwärtigen Ablaufs „der Dinge" keine Rede sein, und, was die Zukunft betrifft, so ist die Wirksamkeit derselben beschränkt: für die Engel auf die Zeit der Wiederkunft Jesu Christi — und für den Teufel (und die Dämonen) auf „eine kleine Zeit" nach derselben. Was also den gegenwärtigen „Weltlauf" betrifft, so wirken dabei die Engel, der Teufel und die Dämonen in keinerlei Weise mit, und wenn man, wie vielfach der Fall, unter „Weltanschauung" nur das System, das einheitlich-gedankenhafte Abbild eben dieses gegenwärtigen „Weltlaufs" versteht, so hat man nicht bloß das Recht, sondern geradezu die Pflicht, den genannten Wesen die

Aufnahme in eine Weltanschauung in diesem Sinne, auch in die christliche, zu versagen. Wenn man dagegen, wie richtiger, den Begriff „Weltanschauung" in dem umfassenderen Sinne nimmt, daß derselbe alles Seiende, alles, was ist, gewesen ist und sein wird — soweit man davon Kenntnis hat — umfaßt, so muß die christliche Weltanschauung in diesem Sinne auch die Engel, den Teufel und die Dämonen in sich begreifen, wenn auch nicht als zur Zeit innerhalb der irdischen Welt wirksame, so doch als Wesen, die existieren, die einmal in die Geschicke des Menschengeschlechts aktiv eingegriffen haben, und die irgendwann in der Zukunft noch einmal in einer für das Menschengeschlecht bedeutsamen, zum Teil verhängnisvollen, Weise in Aktion treten werden.

---

4. Kapitel.

Wert der christlichen Weltanschauung als Welterkenntnis.

Weltanschauung bedeutet Welterkenntnis, Erkenntnis der Welt im ganzen, einheitliche Auffassung des Ganzen der Welt als eines — wenigstens in seinen Haupterscheinungen — nicht bloß Bekannten, sondern auch Erkannten, kurz gesagt: Lösung des Weltproblems. Der (intellektuelle) Wert einer Weltanschauung hängt sonach davon ab, in welchem Maße sie das Weltproblem löst, d. h. den gesamten — bekannten — Weltbestand umfassend, wirkliche Erkenntnis der Welt gewährt. Ein negatives Kriterium ist dabei zugleich, in welchem Grade sie einwurfsfrei ist. Nach beiden Seiten hin werden wir im Folgenden die christliche (d. h. die von uns in Kap. 3 als solche skizzierte) Weltanschauung prüfen, und zwar werden wir dabei

in der Weise verfahren, daß wir der Reihe nach die bedeutenderen (prinzipiellen) Einwürfe, die man gegen sie zu erheben pflegt, sowie die wichtigeren in der Gegenwart vertretenen anderweitigen allgemeineren Theorien über die Welt bzw. einzelne größere Ausschnitte des Weltganzen vorführen und zusehen, wie sich die christliche Weltanschauung ihnen gegenüber bewährt. Dabei wird der eigene positive Wert der letzteren von selbst hervortreten.

1. „Wissen und Glauben sind unvereinbare Gegensätze; eine Weltanschauung, die sich, wie die christliche, zu großem Teile aus Elementen des Glaubens aufbaut, entbehrt der notwendigen Einheitlichkeit, ohne welche ein gebildetes Bewußtsein einen größeren Gedankenzusammenhang nicht in sich zu hegen vermag. Da nun aber niemand ernstlich zugemutet werden kann, sein Wissen zu verleugnen, um Glauben dafür einzutauschen, so ist die christliche Weltanschauung nicht geeignet, das Bedürfnis des modernen Gebildeten (incl. des wissenschaftlich, auch des wissenschaftlich höchst d. i. philosophisch Gebildeten) nach einheitlicher Auffassung des Seienden zu befriedigen."

Wissen und Glauben sind allerdings insofern unvereinbare Gegensätze, als ich nicht von demselben Gedankeninhalt (Satz — Urteil — Behauptung) zu gleicher Zeit aussagen kann: „ich weiß es" und: „ich glaube es", vielmehr bei jedem einzelnen Gedankeninhalte entweder das Bewußtsein habe: ich weiß es, oder: ich glaube es. Aber wenn auch Wissen und Glauben, und zwar sowohl als geistige Akte (formal) wie nach ihrem Inhalte (material), scharf gegen einander abgegrenzt sind, so bilden sie darum keineswegs unverträgliche Gegensätze. Der angebliche oder wirkliche Kampf des Wissens mit dem Glauben und umgekehrt beruht entweder auf falscher (oder wenigstens ungenauer) Anwendung dieser Ausdrücke oder auf unberechtigter Prätension von der einen oder der anderen Seite. Was ich weiß, wirklich weiß (d. h. für dessen Richtigkeit mir [objektiv-]ausreichende Gründe bekannt sind, mit anderen Worten: dessen Richtigkeit nach allgemein anerkannten Wahrheitsnormen feststeht), z. B. daß zwei mal zwei vier ist,

kann ich nicht (bloß) *glauben*, und umgekehrt, was ich glaube, z. B. das Dasein Gottes, kann ich glauben, nur insofern als ich es *nicht* (event. noch nicht) *weiß*. Wie da bei *genauer* Anwendung der Begriffe „wissen" und „glauben" ein Konflikt zwischen den beiderseitigen Gedankengebieten an sich entstehen sollte, dürfte schwer zu sagen sein. Wohl aber kann ein *scheinbarer* „Konflikt zwischen Wissen und Glauben" entstehen, wenn ein *angebliches* Wissen dem Glauben auf einem Gebiete, wo von wirklichem Wissen (wenigstens zur Zeit) keine Rede sein kann, feindlich entgegentritt, oder der „Glaube" (aus Voreingenommenheit, Mangel an Bildung oder aus Nebenrücksichten [Vorteil, Stellung, Herrschaft u. dgl.] bei denen, die ihn verfechten) — in diesem Falle nicht Glaube, sondern *Afterglaube* — wirkliches Wissen nicht gelten lassen will; im ersteren Falle ist das Unrecht auf Seiten des „Wissens", im letzteren auf Seiten des „Glaubens". Wenn, wie vielfach der Fall, „die Wissenschaft" Sätze für Wissen (gesicherte Resultate der Wissenschaft) ausgiebt, die nur (mehr oder weniger begründete) Vermutungen, sog. Hypothesen, oder gar nur (durchaus subjektiv gefärbte) Meinungen sind, und damit etwa entgegenstehende Sätze des Glaubens widerlegt zu haben glaubt, so täuscht sie sich und andere und darf sich nicht beklagen, wenn der Glaube sie der Überschreitung ihrer Kompetenz beschuldigt. Und wenn Vertreter des Glaubens dem Wissen (der Wissenschaft) mit dem Anspruch entgegentreten: „was wir lehren, ist, eben weil *wir es* lehren, wahr, die Wissenschaft mag dagegen sagen, was sie will" (bekanntlich vertritt die römische Kirche den Satz: was die Kirche lehrt, ist wahr, eben weil es *die Kirche* lehrt; vgl. das Unfehlbarkeits-Dogma: Was der Papst ex cathedra lehrt, ist die Wahrheit — eben weil *der unfehlbare Papst* es lehrt), so hat die Wissenschaft das vollste Recht, einen solchen „Glauben" nicht weiter zu beachten, oder vielmehr das Recht *und die Pflicht*, ihn mit allen ehrlichen Mitteln zu bekämpfen. — Versteht man dagegen unter Wissen alles das und nur das, was als völlig „ausgemacht" gelten kann

(gegen dessen Richtigkeit sich kein triftiger, der Sache selbst entnommener Einwand erheben läßt), so kann kein wahrhaft Gebildeter einem solchen Wissen die unbedingte Anerkennung versagen, und in jedem Falle, wo solches Wissen mit einem hergebrachten Glaubenssatze in Widerstreit gerät, wird er, seinem, Wahrheitsgefühle — und nur von solchen Menschen, in denen wie keineswegs bei allen „Gebildeten" der Fall, dieses Gefühl, eine der höchsten Zierden des Menschen, lebhaft entwickelt ist, ist hier überall die Rede — folgend, rückhaltlos auf die Seite des Wissens treten. — Beruht demnach der „Kampf zwischen Wissen und Glauben" in der Welt auf unberechtigten Übergriffen von der einen oder der anderen Seite, und kann im Bewußtsein eines einzelnen Menschen, falls er überhaupt wahrheitsliebend ist, von Kampf zwischen wirklichem Wissen und Glauben an sich absolut keine Rede sein, so bleibt, innerhalb dieses letzteren Bereichs, insofern allerdings noch eine Art Kampf zwischen Wissen und Glauben als möglich übrig, als es dem Betreffenden zur Zeit noch nicht gelungen ist, die Elemente seines Wissens mit den Elementen seines Glaubens in Einklang zu bringen, oder auch insofern, als er in Beziehung auf eine Einzelthesis, die den Charakter des Wissens nicht trägt, schwankt, ob er den Gründen, die für oder gegen dieselbe und gegen oder für eine etwa entgegenstehende Thesis des Glaubens sprechen, den Vorzug geben soll. Ein solcher „Kampf" hat aber durchaus nichts Bedenkliches an sich, wenn auch die innere Ruhe des darin Begriffenen, und oft recht sehr, darunter leidet. Es muß sich eben jeder zu einer festen einheitlichen Weltanschauung durcharbeiten, und wem es ernstlich um die Wahrheit, um nichts als die Wahrheit zu thun ist, wird früher oder später in allen großen Fragen mit sich ins Reine kommen; mögen dann immerhin in nebensächlichen Einzelpunkten Zweifel nach der einen oder der anderen Seite hin übrig bleiben, sie werden an dem Gesamtgebäude seiner Weltanschauung nichts ändern. Daß dieses Endresultat aber notwendig zu Ungunsten des Glaubens ausfallen müsse, ist eine

Behauptung, die weder durch den thatsächlichen Verlauf — es hat gegeben und giebt hochgebildete und vom reinsten Wahrheitsgefühl beseelte Menschen, in deren Bewußtsein sich ein reiches Wissen mit einem begeisterten, von allen Nebenrücksichten freien Glauben ganz wohl vertragen hat und verträgt — noch durch in der Sache selbst liegende Gründe gerechtfertigt wird. Denn wenn auch Wissen und Glauben, wie wir voll zugeben, verschiedene Geistesthätigkeiten sind und das Gebiet des Wissens ein anderes ist als das Gebiet des Glaubens, so folgt doch daraus keineswegs, daß dieselben sich nicht in demselben Bewußtsein vereinigen ließen*. Ich kann ganz wohl, allerdings nicht in Beziehung auf dasselbe Objekt (denselben Gedankeninhalt), aber auf verschiedene Objekte (verschiedene Ausschnitte des Inhaltes meines Bewußtseins), zugleich wissen und glauben, ganz ebensowohl, wie ich, in Beziehung auf verschiedene Objekte, zugleich hören und sehen kann; das Verhältnis zwischen dem Gebiet meines Wissens und dem Gebiet meines Glaubens ist einfach das, daß sie sich gegenseitig ergänzen: wo mein Wissen aufhört, fängt mein Glauben an. Das gilt schon von Dingen des ganz gewöhnlichen Lebens und gilt ganz ebensowohl von den großen Fragen, die das Weltproblem

---

* Vgl. Kant: Kritik der reinen Vernunft (v. Kirchmann'sche Ausgabe. 7. Aufl.) S. 581: „Es bleibt euch noch genug übrig, um die vor der schärfsten Vernunft gerechtfertigte Sprache eines festen Glaubens zu sprechen, wenn ihr gleich die des Wissens habt aufgeben müssen". — Bekanntlich zeigt Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft", daß die von der bis auf ihn herrschenden („dogmatischen") Philosophie aufgestellten Argumente für das Dasein Gottes, die Einheit der Welt, die Unsterblichkeit der „Seele" und die menschliche Freiheit ein Wissen von Gott u. s. w. nicht zu begründen vermögen; daß er aber darum den erwähnten Ideen als Gegenständen des Glaubens ihre volle Berechtigung läßt, ergiebt sich nicht bloß aus der citierten Stelle, sondern aus dem ganzen Inhalte seiner „Kritik der praktischen Vernunft". Auch hat er die genannten Argumente (das angebliche Wissen auf den betreffenden Gebieten) in der „Kritik der reinen Vernunft", wie er selbst in der Vorrede dazu (S. 36) sagt, „aufheben müssen, um zum **Glauben** Platz zu bekommen".

mir stellt. Wie der Himmel mit seinen Sternen und seinem Ausblick in die Unendlichkeit sich über der grünen, belebten Erde wölbt und dieselbe rings umfängt, so das Gebiet des Glaubens den — verhältnismäßig doch immer — engen Bereich des menschlichen Wissens. Wenn demnach die christliche Weltanschauung (wie sie in Kap. 3 dargelegt ist) sich allerdings zu großem Teile aus Elementen des Glaubens aufbaut, so stellt sie sich darum noch nicht in Widerspruch mit dem (wirklichen) Wissen, ergänzt dasselbe vielmehr zu einer großartigen Totalansicht, die besser als jede andere geeignet ist, das Bedürfnis des Menschen nach Welterkenntnis zu befriedigen.

2. „Die christliche Weltanschauung setzt „„die Welt““ (= die Summe alles Seienden) ohne weiteres als objektiv (außerhalbdes denkenden Subjekts) gegeben voraus (s. S. 191 ff.), damit aber tritt sie von vornherein in prinzipiellen Widerspruch mit der modernen Entwickelung der Philosophie (seit Kant*), wonach nur die (subjektiven) Vorstellungen von den Weltobjekten, nicht aber diese selbst als gesicherter Ausgangspunkt für das wissenschaftliche Denken gelten können (Idealismus, Subjektivismus), und kann daher nicht beanspruchen, von jemand, der philosophisch gebildet ist, irgend weiter beachtet zu werden.“

Es ist allerdings Thatsache, daß es zur Zeit noch ein Rätsel ist und vielleicht immer bleiben wird, wie ich von etwas, das außer meinem Bewußtsein (in meiner eigenen Leiblichkeit oder außerhalb derselben — also überhaupt in der „Außenwelt“) existiert, Erfahrung gewinne, mit anderen Worten: wie die Nervenerregungen sich in Bewußtsein umsetzen (vgl. S. 192 f.); daraus folgt aber nicht, daß außer meiner Bewußtseinssphäre überhaupt nichts (rea-

* Kant selbst hat die Realität einer Außenwelt keineswegs geleugnet, sondern nur die Erkennbarkeit der „Dinge an sich“ d. h. abgesehen von den Eigenschaften, unter denen sie uns erscheinen — und zwar mit vollem Recht — bestritten; erst nach ihm hat man (zuerst Fichte) aus seiner richtigen Entdeckung die falsche Folgerung gezogen: daß die Welt überhaupt nur in unserer Subjektivität existiere.

liter) existiere. Dieser Schluß ist vielmehr sehr übereilt, und wer ihn macht, setzt sich in Widerspruch mit seinem eigenen gewöhnlichen Bewußtsein — das zu mißachten auch der Philosoph durchaus keinen Grund hat — und seiner eigenen alltäglichen Lebenspraxis. Wozu nun dieser Salto mortale?! Ist es nicht ratsamer zu sagen: ich verstehe das Wie nicht, es bleibt für mich ein Rätsel gleich so vielen anderen, die ich auch nicht verstehe (z. B. der Ursprung des Seins, der Bewegung, des Lebens u. a. m. — vgl. Du Bois-Reymond „Die 7 Welträtsel". Leipzig. Veit u. Comp. 1882), aber an der Thatsächlichkeit einer Erfahrung von der Außenwelt zweifle ich darum nicht! Man hat sich gewöhnt, das gewöhnliche Weltbewußtsein für unwissenschaftlich, unphilosophisch, populär, naiv u. s. w. auszugeben (vgl. S. 192 ff.), und doch kann es allein den Ausgangspunkt für ein gesundes Denken bilden. Was ist auch damit gewonnen, mich den Objekten gegenüber, die mir das alltägliche Bewußtsein vorführt, z. B. einer Pflanze, einem Vogel, der Sonne, meinem Hause, meinen Kindern, dem Rheinstrom, der Stadt Berlin u. s. w. u. s. w., gegenüber, mich auf den angeblich hochphilosophischen Standpunkt zu stellen und zu sagen: das alles existiert nur in meiner Vorstellung (meiner Phantasie — vulgo „Einbildung")?! Eine Philosophie, die so verfährt, ist eine krankhafte und verdient nur ein pathologisches Interesse. Nicht zu den thatsächlichen Schwierigkeiten im Weltverständnis neue erkünsteln, sondern das Gegebene unbefangen aufnehmen, unter allgemeine Gesichtspunkte ordnen, die so gewonnenen Erkenntnisgebiete zu einem Gesamtbilde vereinigen und von einem hohen Standpunkte aus einheitlich begreifen, das ist die Aufgabe der Philosophie, und indem sie sich dieser Aufgabe widmet, kann sie eine fruchtbringende, durch keine andere Wissenschaft zu ersetzende und neben allen anderen Wissenschaften nicht zu entbehrende Thätigkeit entfalten. Jede Einzelwissenschaft beschäftigt sich ja nur mit ihrem besonderen Gebiete (die Geschichte mit dem, was vor uns geschehen ist, die Mathematik mit den gedachten Größen und ihren Verhältnissen, die Chemie mit den

Stoffen, die Astronomie mit den Gestirnen, die Jurisprudenz mit dem Rechte u. s. w.), nur die Philosophie als die Allgemeinwissenschaft ist in der Lage und dazu berufen, alle Einzelgebiete des Wissens (nicht etwa zu beherrschen, das ist unmöglich, aber) zu umspannen und zu einem großen Gesamtgebiete menschlicher Erkenntnis zu vereinigen.

Wenn also die christliche Weltanschauung von der Welt als einem Gegebenen den Ausgangspunkt nimmt, so beweist sie eben damit, nicht etwa, daß sie „nicht auf der Höhe der Zeit stehe", sondern daß sie die vorliegende Aufgabe, das großartige Weltwunder zu verstehen, an dem richtigen Ende angefaßt hat. Freilich, wer sich in die sog. idealistische Auffassung der neueren Philosophie derart fest verrannt hat, daß er darüber ein unbefangenes Denken, wie man sich's jeder, auch jeder philosophischen, Theorie, gegenüber bewahren muß, eingebüßt hat, der wird von der christlichen Weltanschauung nichts wissen wollen; wer aber, nachdem er mit rechtem Wahrheitssinn die moderne philosophische Entwickelung ebenso wie jede frühere (an der Hand der Geschichte der Philosophie) in sich — nach Kräften — durchlebt hat, zu der Erkenntnis gekommen ist, daß die bisherige Philosophie, zumal die moderne idealistische, sich doch keineswegs rühmen kann, das Weltproblem befriedigend gelöst zu haben, der wird sich von der christlichen Weltanschauung gewiß nicht mit Verachtung abwenden, vielmehr dieselbe als die einzige Gesamtauffassung des Seienden anerkennen, welche wirklich allen großen Problemen des Daseins in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, auf dem Gebiete der Natur wie auf dem des Menschenlebens, gerecht wird.*

3. Einwurf der Materialisten: „Es giebt keine selbständigen geistigen Wesen, also ist alles, was die christliche Weltanschauung von „Gott" — von den „Engeln", dem „Teufel" und den „Dämonen" ganz zu geschweigen — aussagt, irrig; und

* Man sehe auch, was S. 191 ff. über den hier besprochenen Gegensatz: idealistische und realistische Weltauffassung, gesagt ist.

da nun die Gottesidee in ihr das Grund- und Einheitsprinzip bildet, so fällt mit jener auch sie selbst hin".

Es steht allerdings fest, daß wir Menschen, in denen (nach unserer Auffassung — s. S. 75) Leibliches, Seelisches und Geistiges (= bewußtes Seelisches) zu einem Wesen vereinigt ist, von der Natur unseres Geistes nur wenig begreifen, und ebenso, daß wir uns von einem lediglich geistigen Wesen erst recht keine irgend genügende Vorstellung machen können; aber, wie aus jenem Umstande nicht folgt, daß es Geistiges in uns, so aus diesem nicht, daß es rein geistige Wesen überhaupt nicht gebe.

Es ist schwer, über Geist, Geistiges, geistige Wesen überhaupt, ja auch nur das Geistige im Menschen zu diskutieren, da, wie schon das Wesen des Seelischen (der „Seele") im Tier und im Menschen, so noch mehr das des Geistigen im Menschen (Geistiges = Seelisches + Bewußtsein — s. S. 74) bis zur Stunde etwas durchaus Rätselhaftes hat. — Daß, wie das Seelische ganz und gar, so auch das Geistige bis zu einem gewissen Grade von dem Leiblichen abhängig ist (an das es — wie das Seelische in der Weise, daß es nur mit ihm zusammen existiert und mit ihm zu sein aufhört — für die Dauer des irdischen Lebens gebunden ist), steht zwar außer Zweifel, aber daraus folgt keineswegs, daß es, wie die Materialisten meinen, lediglich eine Funktionserscheinung des Leiblichen sei. Dies gilt nicht einmal von dem Seelischen, viel weniger von dem — in sich konzentrierten und dadurch zur Selbständigkeit erhobenen (s. S. 74) — Geistigen. Daß das Geistige dem Leiblichen gegenüber, bei aller Abhängigkeit, doch auch wieder einen sehr hohen Grad von Selbständigkeit bethätigt, ist eine Behauptung, die jedefalls in der Thatsächlichkeit der geistigen Lebenserscheinungen (die wir in Kap. 2 zusammengestellt haben) weit besser begründet ist als jene entgegenstehende materialistische. Oder steht es nicht nach der Erfahrung, die jeder an sich selbst macht, unumstößlich fest, daß es geistige (= bewußte seelische) Zustände bzw. Prozesse giebt, die, was ihre Entstehung betrifft, mit unserer Leiblichkeit ganz

und gar nichts zu schaffen haben, die aber umgekehrt sehr energisch auf dieselbe einwirken? Ganz gewiß: es giebt Gemütsstimmungen (Gefühle), z. B. der Freude, des Schmerzes, der Furcht, der Hoffnung u. s. w., die, an sich auf rein geistigem Gebiet sich bewegend und durchaus nicht der Leiblichkeit entstammend (auch nicht etwa, wie alle analogen Erscheinungen bei den Tieren, durch unmittelbare Sinneseindrücke hervorgerufen), unsere Körperzustände (z. B. den Herzschlag, das Atmen u. s. w.) in hohem Grade beeinflussen (eine hochgradige Furcht, „die Angst" z. B. „schnürt die Brust zusammen"; ein intensiver — nicht-leiblicher — Schmerz, z. B. Trauer um einen geliebten Toten, benimmt die Eßlust, die Lust zu rauchen, auszugehen; die Begeisterung befähigt zu ungewöhnlichen Leistungen und Entbehrungen u. s. w.); es giebt ferner Denk- und Willensprozesse, die so wenig aus dem Leiblichen resultieren, daß sie umgekehrt dieses selbst vollkommen beherrschen (um nur ein Beispiel anzugeben: wenn uns über einer geistigen Thätigkeit [Lesen oder dgl.] Schläfrigkeit überkommt, so daß wir kaum noch die Augen offen halten können und es dann doch dem ganz energischen Willen gelingt, trotzdem weiter thätig zu sein — ist dann dieser Wille Produkt der Leiblichkeit, oder nicht vielmehr das weitere Verhalten der Leiblichkeit Produkt des Willens, der sie mit souveräner Macht zu seinen Diensten zwingt?!). Jeder kann da allerdings nur nach den Erfahrungen urteilen, die er unmittelbar an sich selbst gemacht hat; wenn daher die Materialisten an sich die Erfahrung gemacht haben wollen, daß das Geistige in ihnen nichts als „Ausstrahlung ihrer Leiblichkeit", gleichsam ein (unsichtbares, weil inneres) Phosphoreszieren des Gehirns sei, so stelle ich ihnen aufs bestimmteste meine eigene Erfahrung gegenüber. Mir macht mein ganzes Menschenwesen nun einmal den Eindruck, daß das Geistige die Hauptsache, gleichsam die Hauptperson, das bei aller Abhängigkeit von der Leiblichkeit doch im ganzen über dieselbe Dominierende, dieselbe vorwiegend Bestimmende ist. Schon die einfache Thatsache, daß ein Mensch „ich" sagen kann, sich als ein „Ich" empfindet und

weiß und als dieses „Ich“ der ganzen übrigen Welt gegenüberstellt, ist ein Beweis von der Selbständigkeit seines geistigen Wesens: er „setzt“ sich eben damit selbst als ein Selbständiges.* Der Einwurf der Materialisten, daß die Thatsache der „Geisteskrankheiten“ gegen die Behauptung, daß der Geist etwas Selbständiges im Menschen sei, spreche, da er, wäre dies der Fall, doch nicht erkranken könne, erledigt sich einfach dahin, daß nicht der Geist erkrankt, sondern die leiblichen Organe, deren er während des irdischen Lebens zu seiner Äußerung in Wort und That bedarf (dabei ist übrigens zu bemerken, daß die „Geisteskrankheiten“, wie schon der Schlaf, das Träumen, der Somnambulismus u. dgl. m., zu den rätselhaften Erscheinungen im menschlichen Leben gehören [vgl. S. 171 ff.], die bis zur Stunde noch keine genügende Erklärung gefunden haben, und die man daher weder als Instanzen für noch gegen eine Thesis gebrauchen darf). Wer nun, wie wir, das Geistige (den Geist) im Menschen als etwas Selbständiges anerkennt, dem kann es keine Schwierigkeit machen, auch geistige Wesen, die nicht, wie wir Menschen, mit Leiblichkeit behaftet sind, zu glauben. Ich sage ausdrücklich: zu glauben, denn wissen kann man nichts darüber, und auch diesen gegenüber ist der einzelne Mensch (wie schon seinem eigenen Geiste gegenüber), soweit sie — was zur Zeit nur von Gott gilt (vgl. S. 261) — innerhalb der Menschenwelt wirksam sind, lediglich auf seine eigene Erfahrung, genauer: Auffassung gegebener Erscheinungen, angewiesen.

Was nun aber die allgemeine (objektive) Beurteilung der beiden einander entgegenstehenden Auffassungen, der materialistischen und der spiritualistischen, betrifft, so wird man, wie immer in

* Es ist hier selbstverständlich nur von den erwachsenen Menschen die Rede; die Zustände bei einem Kinde und überhaupt bei einem erst werdenden Menschen können für die Entscheidung der vorliegenden Frage nicht maßgebend sein. Man muß jedes Wesen nach dem beurteilen, was es auf der Höhe seiner Entwickelung, nicht nach dem, was es in seinen Anfängen ist.

solchem Falle, derjenigen unter den beiden — sagen wir einmal — Hypothesen den Vorzug geben müssen, die die thatsächlich vorliegenden Lebens- bzw. Welterscheinungen am vollständigsten erklärt. Messen wir aber an diesem Maßstabe die beiden in Rede stehenden Weltauffassungen: die materialistische, welche im menschlichen Leben und im großen Weltprozeß nur Aktion der Materie sieht, und die spiritualistische, welche die Leiblichkeit des Menschen von dem Geistigen in ihm und ebenso die große Welt von einem selbständigen geistigen Wesen (Gott) — das als solches selbstbewußtes Denken, Fühlen und Wollen ist — beherrscht sein läßt, so kann es für den, der das Weltproblem in seiner ganzen Breite und Fülle überschaut (wie wir es in Kap. 2 auseinandergelegt haben) keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß eine spiritualistische Weltanschauung, und ganz vor allen die christliche, mögen dabei auch noch so viele Detailfragen offen bleiben (dieselben weiter zu bearbeiten und einer Lösung — wenigstens nach Kräften — näherzuführen, ist Sache der Einzelwissenschaften, wobei übrigens wohl zu beachten, daß diese Detailforschung vielfach gerade von der Gesamtanschauung erst das rechte Licht über Ziel und Weg empfängt), doch alle großen Erscheinungs-Komplexe in ungleich tiefer gehender Weise erfaßt und dem Verständnis erschließt als der geistverachtende Materialismus, dem schon das Tier mit seinen mannigfaltigen Lebensaktionen, wieviel mehr erst der dasselbe so unendlich überragende Mensch (in seinem Sonder- und Gemeinschaftsleben) völlig unverständlich bleibt.

4. Einwurf der mechanischen, richtiger: mechanistischen Weltanschauung: „Alles ist und geschieht aus Ursachen (Gesetz der Kausalität), mit Notwendigkeit. Wo die einer Erscheinung zu Grunde liegende Ursache oder Ursachen noch nicht erkannt sind, ist es Aufgabe der exakten Forschung, darnach zu suchen. Eine Ausnahme von dem Gesetze der Kausalität ist nicht denkbar. Nichts ist, was nicht in Vorhergehendem seine zureichende Ursache hätte und mit Notwendigkeit daraus folgte. Zweckverhalten und Freiheit sind von der Welterklärung fernzu-

halten, weil mit dem Gesetz der Kausalität nicht vereinbar. Eine Weltanschauung, die diese beiden Begriffe in sich aufnimmt (teleologische [= auf den Zweckbegriff begründete] Weltanschauungen — z. B. die christliche, welche [s. Kap. 3 S. 200 f.] behauptet, daß Gott die Welt und besonders die Entwickelung des Menschengeschlechts nach Zwecken leite, sowie ferner, daß es Wesen gebe, die frei handelten [Gott — der Mensch — die außerirdischen geistigen Wesen]) operiert mit Phantomen und verträgt sich daher nicht mit exakter Forschung". — Gegner der teleologischen Weltanschauung (Vertreter der mechanistischen Weltanschauung [früher Empirismus, jetzt meist Positivismus, je nach dem besonderen Charakter der Grundprinzipien auch Naturalismus, Atomismus — Monismus, Pantheismus — bisweilen auch, doch mit Unrecht, Realismus genannt]): Francis Bacon (später Baron von Verulam) † 1626: „Vater des Empirismus" (nannte die teleologische Naturerklärung eine „Nonne" [= Jungfrau, die nicht gebiert], womit er sagen wollte, sie sei nicht imstande, neue Erkenntnis zu erzeugen); Baruch Spinoza † 1677; Auguste Comte † 1857; Stuart Mill † 1873; Herbert Spencer, Eduard von Hartmann, Professor Laas in Straßburg † 1885, Du Bois-Reymond, Prof. der Physiologie in Berlin, u. a. —

Es muß zugegeben werden, daß das Gesetz der Kausalität eine hochbedeutsame Rolle im Weltprozesse spielt, und daß wirklich viel gewonnen ist, wenn es gelingt, für eine gegebene Erscheinung die sie bewirkende Ursache (causa efficiens) aufzuzeigen, und mit Recht betrachten alle Wissenschaften es als ihre nächste Aufgabe, die Erscheinungen ihres Gebiets dadurch aufzuhellen, daß sie nach der oder den Ursachen derselben forschen. Daraus folgt aber nicht, daß das Gesetz der Kausalität das einzige Weltgesetz sei, und ebensowenig, daß es zur Erklärung der Welt und aller Weltphänomene ausreiche. Schon dem Sein selbst und allen Anfangserscheinungen (der ersten Bewegung, dem ersten Leben: dem ersten pflanzlichen Leben und dem ersten tierischen Leben) steht die mechanistische, ausschließlich mit dem Gesetz der Kausa-

lität operierende, Weltauffassung ratlos gegenüber (vgl. S. 268). Doch sehen wir auch von diesen großen Rätseln, für die überhaupt bisher nur der Glaube eine Lösung gefunden, ganz ab, so zeigt sich doch die Unzulänglichkeit der mechanistischen Welttheorie auch auf Gebieten, auf denen es bei Anwendung eines besseren Gedankenapparates wohl gelingt, sichere Erkenntnis zu gewinnen, jene Theorie aber, indem sie immer nur mit dem elementaren Schema des Kausalitätsprinzips an die Erscheinungen herantritt, sich selbst jede tiefergehende Einsicht verschließt: ich meine das ganze große Gebiet des organischen Lebens (Pflanzen- und Tierreich), sodann das Gebiet des Seelischen (Tier- und Menschenleben) und endlich das des Geistigen (Menschenleben). Auch auf diesen Gebieten herrscht Kausalität, aber sie erklärt nicht alles, sie erklärt nur das wenigste: sie erklärt an den Erscheinungen nur den Zusammenhang des Substrats, soweit ein solches vorhanden, aber nicht die Entwickelung, die Erscheinung selbst nach ihrer ganzen ideellen Bedeutung. Eine solche eigentliche und für das Verständnis der Welt ungleich fruchtbarere und wertvollere Erklärung gelingt nur einer Weltbetrachtung, die in ihrem formalen Gedanken-Apparate auch dem Zweckbegriffe und der Idee der Freiheit, neben dem Kausalitätsprinzipe, die ihnen gebührende Stelle einräumt.

Zweckverhalten (ein Ausdruck, den Verfasser eigens gebildet, um damit das thatsächliche Bestehen des Verhältnisses von Mittel zu Zweck und umgekehrt im Menschenleben und in der Welt überhaupt kurz zu bezeichnen*) liegt überall da vor, wo eine „Erscheinung" (Ding, Person, Thätigkeit, Geschehnis, Zustand, Verhältnis, Situation) erst dadurch völlig — und zwar wirklich völlig — verständlich wird, daß ich sie mit einer folgenden in dem Verhältnis von Mittel zu Zweck zusammenfasse. Ein Beispiel für viele: ein Mensch springt ins Wasser; bald darauf steigt er mit einem Kind im Arm ans Ufer — daß er

* Man vgl. des Verfassers: „Spinoza's Ansicht über den Zweckbegriff". Heuser. Neuwied u. Leipzig 1871. S. 28 ff., wo überhaupt die hier vorliegenden Fragen ausführlicher behandelt sind.

ins Wasser gesprungen, findet seine Erklärung nur in der Absicht (= dem in ihm lebenden Zweckgedanken), das Kind zu retten. Gewiß hat diese Handlung auch ihre Ursache oder vielmehr ihre Ursachen gehabt, und zwar zunächst solche, die sie überhaupt ermöglichten (Wasser, Beine, Kraft), und dann eine, die sie wirklich eintreten ließ, und diese letztere ist nichts anderes gewesen als der in dem Manne vorhanden gewesene Zweckgedanke: das Kind zu retten. Diese Absicht in ihm (der Zweckgedanke, genauer: der Wille, den gedachten Zweck zu verwirklichen), war das Prius, das Ins-Wasser-springen (das Mittel) das Posterius, während in dem äußeren Verlaufe der Erscheinungen das Ins-Wasser-springen (die Ursache) das Prius und die Rettung des Kindes (die Wirkung) das Posterius war. Man sieht die Verschiedenheit der Auffassung: bei der Kausalität frage ich: was war vorher, sodaß dieses sein konnte? beim Zweckverhalten: was sollte werden, als dieses ward (oder geschah)? Beide Auffassungen widersprechen sich nicht und schließen sich auch nicht gegenseitig aus, sie ergänzen sich vielmehr. Ich verstehe den Zusammenhang der genannten zwei Erscheinungen und damit diese selbst doch nur dann erst recht, wenn ich sie nach beiden Richtungen hin, nicht bloß nach rückwärts (Kausalität), sondern auch nach vorwärts (Zweckverhalten) betrachte. — Von solchem Zweckverhalten ist nun zunächst das menschliche Leben ganz und gar durchzogen; wir leben keinen Augenblick lang ein bewußtes Dasein, ohne daß unser Thun von Zwecken beherrscht würde: wir thun dies, um — und das, um — dies oder das damit zu erreichen; rückwärts steht das alles, teils materiell, teils geistig (eben vermittelst des Zweckgedankens), im Zusammenhang der Kausalität, aber nach vorwärts in dem nicht minder realen des Zweckverhaltens. — Nun könnte jemand meinen: ja, im Menschenleben, da giebt es Zweckverhalten, auch im Tierleben, überhaupt überall da, wo Seelisches (einfach Seelisches oder Geistiges = Seelisches + Bewußtsein, bewußtes Seelisches — s. S. 74 f.) als Träger des Zweckgedankens vorhanden ist, aber

weiter nicht, und auch im Tier- und Menschenleben nur soweit, als das Seelische bzw. Geistige das Leibliche wirklich beherrscht; überall sonst ist nur auf Kausalität zu erkennen. — Aber wie ist es mit dem organischen Leben überhaupt? ist nicht jedes einzelne Glied an einem Organismus ein verkörperter Zweckgedanke und das Ganze, der Organismus selbst, ein vielverzweigtes System von einander über- und untergeordneten Zweckgedanken? Ist ein Baum etwa damit erklärt, begriffen, daß ich nachweise, aus welchen Bestandteilen (Samen, Mutterboden, Feuchtigkeit, Kohlenstoff) er sich aufbaut, und welche Bedingungen (Licht, Wärme u. s. w.) zu seiner Entwickelung erforderlich sind? daß er Früchte trägt, weil er geblüht hat, daß er geblüht hat, weil er Blütenknospen getrieben, daß er Blütenknospen getrieben, weil er Stoffe dazu in sich gesogen und überhaupt dazu veranlagt war (doch damit falle ich schon aus der Kausalität heraus), daß er Stoffe in sich gesogen, weil er die Organe dazu hatte, daß er die Organe (Wurzeln, Rinde, Blätter) dazu hatte, weil in dem Keime die Möglichkeit, solche Organe zu entwickeln, vorhanden war (auch das greift wieder über die Kausalität hinaus), daß der Keim sich zu einem Baume entwickelt hat, weil er in der Erde lag und die seiner Entfaltung günstigen Bodenverhältnisse vorfand, daß der Keim überhaupt vorhanden war, weil er auf einem anderen Baume gewachsen war, daß dieser andere Baum ..... und so fort in infinitum?! — Mit dieser rückläufigen Betrachtung, auch wenn man sie noch so sehr nach allen Seiten hinein ins Einzelnste ausdehnt, mit diesem Nachweis, daß jeder folgende Zustand durch den vorhergehenden kausiert gewesen — ist damit, so wertvoll auch dieser Nachweis zweifellos ist, der Baum: seine ganze Erscheinung, seine besondere Organisation, das Wesen des Baumes im Unterschiede von und seine Bedeutung im Zusammenhang mit den anderen Seinsformen erklärt? — Ich denke: nein. Dadurch, daß man einen Organismus in seine elementaren Teile auflöst und deren Bestandteile wieder und ihre Entwickelung feststellt, gewinnt man freilich Einsicht in Bau (Struktur) und Leben desselben — eine Erkenntnis, die wir gewiß nicht gering anschlagen wollen — aber

den Organismus eben als Organismus, also nach seiner spezifischen Eigenart, versteht man darum noch nicht: dazu gehört eben, daß ich ihn als Ganzes und in seinen organischen Gliedern zugleich unter dem Gesichtspunkt des Zweckverhaltens betrachte. Das Früchte-bringen des Baumes ist der Zweck im Verhältnis zum Blühen als Mittel, das Blühen wieder der Zweck im Verhältnis zum Knospen-treiben als Mittel und so rückwärts bis zum Samen, womit dann dieselbe Kette von Zwecken und Mitteln von neuem beginnt. Was so vom Baum, überhaupt von den pflanzlichen, das gilt ganz ebenso von den tierischen, also überhaupt allen Organismen: sie sind verkörpertes Zweckverhalten (als besonders deutlich in die Augen springende Einzelfälle von Zweckverhalten in „der Natur" notieren wir hier beispielsweise noch: die Winterruhe der perennierenden Pflanzen der kälteren Himmelsstriche [nicht, daß sie überhaupt ruhen, sondern daß sie so eingerichtet sind, daß sie 6 Monate und länger ruhen können, ohne überhaupt abzusterben], desgleichen der „Winterschlaf" verschiedener Tierarten, das Wandern der Zugvögel, überhaupt der „Naturtrieb" [„Instinkt"] im Tierreiche [wodurch die Existenz des Tieres selbst und seiner Nachkommenschaft gesichert ist], das Wiederkauen der grasfressenden Tiere [wodurch es ihnen möglich gemacht ist, rasch hintereinander das genügende — große — Quantum von Nahrungsstoff in sich aufzunehmen, das sie dann nachher erst, während sie ausruhen, durch Kauen für die Verdauung vorbereiten], das mit der Begattung der Tiere und Menschen verbundene Lustgefühl [wodurch die Fortpflanzung gesichert ist], die notwendige Mitwirkung von Insekten behufs Befruchtung [Bestäubung] einzelner Pflanzenarten, die Einrichtung der Sinnesorgane, überhaupt die ganze innere und äußere [auf die Verhältnisse, unter denen das betreffende Wesen zu existieren hat, berechnete] Organisation der Tiere u. s. w.). — Träger des Zweckgedankens ist in diesem Falle — und auch beim Menschen, soweit das Leibliche sich unabhängig vom Seelisch-Geistigen entwickelt und fungiert — nicht der Organismus selbst, sondern ein Geistiges außer

und über demſelben: Gott. — Sobald aber einmal innerhalb eines gewiſſen Ausſchnitts des Weltlebens ein Zweckverhalten nachgewieſen iſt, bei dem nicht das betreffende Weſen ſelbſt und auch kein anderes der Welt angehöriges, ſondern nur ein über der Welt ſtehendes Weſen (Gott) der Träger der Zweckgedanken ſein kann — und dieſen Nachweis glauben wir in Vorſtehendem geführt zu haben* — liegt der Schluß nahe, anzunehmen (die Hypotheſe aufzuſtelleu — religiös ausgedrückt: zu glauben), daß auch die übrige Welt von Zweckverhalten durchzogen, ja die ganze Welt (alles außer Gott Seiende) ſchließlich ein großes einheitliches Zweckverhalten bilde, deſſen Träger Gott, der Schöpfer, iſt: Er ſelbſt, ſeine Selbſtobjektivierung (Manifeſtation deſſen, was in ihm war — Offenbarung im weiteſten Sinne) der Zweck, die ganze Welt das Mittel — und innerhalb der Welt dann wieder ein großes, an allen Punkten in- und übereinandergreifendes Syſtem von Zwecken und Mitteln vorliege, von unten nach oben von den Stoffen durch die Organismen und das Seeliſche aufſteigend zu dem Menſchengeiſte und von da — durch Jeſus Chriſtus — zu Gott.**

---

* Man ſieht an dieſem Punkte, daß und inwieweit der ſog. teleologiſche (oder „phyſiko-theologiſche") Beweis für das Daſein Gottes eine wirkliche Beweiskraft beſitzt.

** Man vergleiche, was Kant, der größte deutſche Philoſoph († 1804), über Zweckverhalten in der Welt und die teleologiſche Weltauffaſſung ſagt: „Kritik der reinen Vernunft" (v. Kirchmann'ſche Ausgabe. 5. Auflage) S. 497 f.: „Dieſer" (der phyſiko-theologiſche = teleologiſche) „Beweis" (für das Daſein Gottes) „verdient jederzeit mit Achtung genannt zu werden ... Er belebt das Studium der Natur ... Er bringt Zwecke und Abſichten dahin, wo ſie unſere Beobachtung nicht ſelbſt entdeckt hätte, und erweitert unſere Naturerkenntniſſe durch den Leitfaden einer beſonderen Einheit, deren Prinzip außer der Natur iſt. Dieſe Kenntniſſe wirken aber wieder auf ihre Urſache, nämlich die veranlaſſende Idee" (die Gottesidee) „zurück und vermehren den Glauben an einen höchſten Urheber bis zu einer unwiderſtehlichen Überzeugung. Es würde daher nicht allein troſtlos, ſondern auch ganz umſonſt ſein, dem Anſehen dieſes Beweiſes etwas entziehen zu wollen. Die Vernunft, die durch ſo mächtige und unter ihren Händen

Während so — subjektiv — die Betrachtung nach der Ursache durch die nach dem Zwecke ergänzt wird und — objektiv — das Kausiertsein selbst, wie wir wenigstens für den großen Bereich des organischen (pflanzlich-tierisch-menschlichen) Lebens direkt nachgewiesen haben, von dem Zweckverhalten überragt und beherrscht ist, wird die starre Kette der Kausalität im Gebiet des

---

immer wachsende, obzwar nur empirische" (d. i. aus der Erfahrung, Beobachtung der Welt, nicht aus der Vernunft an sich, der „reinen" Vernunft entnommene), „Beweisgründe unabläßig gehoben wird, kann durch keinen Zweifel subtiler abgezogener Spekulation so niedergedrückt werden, daß sie nicht aus jeder grüblerischen Unentschlossenheit, gleich als aus einem Traume, **durch einen Blick, den sie auf die Wunder der Natur und die Majestät des Weltbaus wirft,** gerissen werden sollte, um sich von Größe zu Größe bis zur allerhöchsten, vom Bedingten zur Bedingung bis zum obersten und unbedingten Urheber zu erheben." S. 551: „Die eigentliche Bestimmung dieses obersten Erkenntnisvermögens" (der Vernunft) „ist, sich aller Methoden und der Grundsätze derselben nur zu bedienen, um der Natur nach allen möglichen Prinzipien der Einheit, **worunter die der Zwecke die vornehmste ist,** bis in ihr Innerstes nachzugehen." S. 637: „Die zweckmäßige Einheit" (in der Welt) „ist eine so große Bedingung der Anwendung der Vernunft auf Natur, daß ich, **da mir überdem Erfahrung reichlich davon Beispiele darbietet,** sie gar nicht vorbeigehen kann. Zu dieser Einheit aber kenne ich keine andere Bedingung, die sie mir zum Leitfaden der Naturforschung machte, als wenn ich voraussetze, **daß eine höchste Intelligenz alles nach den weisesten Zwecken so geordnet habe** . . . Der Ausgang meiner Versuche bestätigt auch so oft die Brauchbarkeit dieser Voraussetzung, und nichts kann auf entscheidend Art dawider angeführt werden, daß ich viel zu wenig sage, wenn ich mein Fürwahrhalten bloß ein Meinen nennen wollte, sondern es kann selbst in diesem theoretischen Verhältnisse gesagt werden, daß ich festiglich einen Gott glaube . . . In Ansehung eben derselben Weisheit, in Rücksicht auf die vortreffliche Ausstattung der menschlichen Natur und die derselben so schlecht angemessene Kürze des Lebens kann ebensowohl genugsamer Grund zu einem doktrinalen Glauben des künftigen Lebens der menschlichen Seele angetroffen werden."

Geistigen (wir beschränken die Betrachtung zunächst auf das Gebiet des Geistigen, da auf dem des [einfach-]Seelischen, im Unterschiede vom Geistigen [= Seelischen + Bewußtsein] die Möglichkeit einer Kontrole fehlt — eben weil die seelischen Aktionen sich nicht in einem Centrum zu bewußten reflektieren) in einem gewissen Maße (an gewissen Punkten und bis zu einem gewissen Grade) von Freiheitsmomenten durchbrochen, und zwar in der Weise, daß zu einem Gegebenen das eine Mal nach vorwärts hin etwas fehlt, was sonst als die Wirkung desselben gilt, ein anderes Mal — und dies ist der wichtigere Fall — nach rückwärts hin etwas fehlt, was als die Ursache desselben, wenigstens als die voll ausreichende Ursache, angesehen werden könnte. — Wer die verschiedenen Phänomene z. B. des intellektuellen oder des künstlerischen oder des sittlichen Lebens aufmerksam zu beobachten pflegt, weiß, daß es dort Punkte genug giebt, wo in der angegebenen Weise nach vorwärts und öfter nach rückwärts hin der Faden der Kausalität abreißt und man genötigt ist, die fragliche Erscheinung, will man nicht überhaupt auf eine Erklärung derselben verzichten, unter einem anderen Gesichtspunkte aufzufassen. Namentlich da, wo die zureichende Ursache nicht aufzufinden ist und es auch nichts heißen will, sich damit zu trösten, daß, wenn sie auch noch nicht gefunden sei, sie doch vorhanden sein müsse (ein übereilter Induktionsschluß! — auch andere als die christliche Weltanschauung werden gelegentlich gerne dogmatisch d. h. ergänzen ihr Wissen frischweg durch Glauben, nur daß sie's nicht, wie diese, auch Wort haben wollen), ist die Frage aufzuwerfen, ob man nicht vielleicht vor etwas stehe, das nach rückwärts von der Kette der Kausalität losgelöst, frei sei, und in vielen solcher Fälle entschieden zu bejahen. Oder glaubt man wirklich einer Persönlichkeit wie Luther, Göthe oder Bismarck gegenüber mit dem mageren Schema der Kausalität: alles ist notwendige Wirkung von Vorhergehendem — auszukommen? Ist Genie nichts? nichts das blitzartige Aufleuchten ganz neuer Intuitionen? Ist künstlerische Begeisterung: der Zustand, in dem die „Seele" (genauer:

der Geist) des Künstlers mit dem schönen Inhalt die schönste Form vermählt — wirklich nichts als ein unendlich variiertes Spiel von Ursachen und Wirkungen? verläuft die schaffende Thätigkeit des Dichters, des Komponisten wirklich immer in dem engen Geleise der Kausalität? giebt es nicht „geniale Einfälle"? — Und, um auf ein anderes Gebiet überzugehen, weiß nicht auch jeder Denker, jeder Forscher von neuen Erkenntnissen, die ihm mit einem Male aufgegangen: neuen Ein- und Durchblicken, die sich ihm aufgethan, neuen Ideen, die ihm gekommen, neuen Formeln, die er gefunden — und für die er keineswegs in seinem bisherigen Gedankenvorrat die zureichende Ursache erkennt, zu reden? Gewiß, auch der Verlauf des wissenschaftlichen, zumal des spekulativen Denkens zeigt eine Fülle von Fällen, wo in das Gewebe der Kausalität neue Fäden einsetzen, die vorher nicht gegeben waren, die sich aber alsbald mit den vorhandenen (soweit sie dieselben nicht etwa verdrängen) zu neuen Wirkungen verflechten. — Und endlich das sittliche Gebiet! Ist der Mensch wirklich nichts anderes als eine lebendige Maschine? Ist es wirklich nichts mit der Selbstverantwortlichkeit? Ist der Verbrecher, ist überhaupt jeder Mensch als sittliches Phänomen nur Wirkung aus Ursachen? Kann ich wirklich nirgendwo und niemals in meinem Leben in das Gewebe von Ursachen und Wirkungen freiwollend und freihandelnd eingreifen? niemals dem Strom, der aus der Vergangenheit (Ursachen) durch die Gegenwart in die Zukunft (Wirkungen) rinnt, eine neue Wendung geben? — Die mechanistische Weltansicht mag dies behaupten und verkünden, soviel sie will, immer wieder wird das gesunde sittliche Gefühl und eine wirklich exakte Lebensbeobachtung sich dagegen auflehnen. Es giebt doch Sittlichkeit, es giebt doch Selbstverantwortlichkeit; der Mensch ist nicht unbedingter Sklave seiner Vergangenheit. Es giebt im menschlichen Leben Freiheit, Freiheitsmomente, Freiheitsakte, die nicht als Wirkungen aus Ursachen, sondern nur als freie, von der Kette der Kausalität losgelöste und in dieselbe neu einsetzende begriffen werden können. — Habe ich nun einmal in

meinem, überhaupt im menschlichen, Leben Freiheitsmomente (= Erscheinungen, für die in dem Vorhergehenden die zureichende Ursache fehlt) konstatiert, so werde ich geneigt und berechtigt sein, auch außerhalb des geistigen Lebens der Menschen, auch im Bereiche des Tierlebens, überhaupt in dem des Seelischen (im Unterschiede von dem Geistigen — in Mensch und Tier), so oft mir Erscheinungen entgegentreten, für deren Erklärung es wenig besagen will, daß ich auf die oder die Ursache oder Ursachen rekurriere, Freiheitsmomente anzunehmen. Das Gebahren eines Vogels z. B., sein Hin- und Herflattern, sein Verfahren beim Nestbau, sein Singen, das ganze mannigfaltige Spiel seiner Bewegungen und Verrichtungen — sollte das immer nur Wirkung aus Ursachen sein? Schwerlich, und wer's behauptet, hat damit herzlich wenig gesagt. Das kluge Benehmen der Ameisen, überhaupt so vieler Insekten, beim Bau ihrer Wohnungen, beim Fang ihrer Nahrung, bei der Überwindung besonderer Schwierigkeiten u. s. w. wird durch bloße Anwendung des Schemas der Kausalität nicht enträtselt: es wird nichts anderes übrigbleiben, als auch hier Freiheit, Freiheitsmomente, freie Akte (d. h. solche, die nicht einfach als Wirkungen aus vorhandenen Ursachen folgen) anzunehmen. — Und wenden wir unseren Blick auf das Menschenleben im großen: auf den Gang der Geschichte, die Entwickelung der Sprachen, der Literaturen, der Religionen, der Sitten, der Wissenschaften u. s. w., stoßen wir da nicht immer und immer wieder auf Punkte, wo *Neues* auftritt, das aus Altem nicht oder nur sehr teilweise als Wirkung resultiert, und werden wir nicht auch da Freiheit: Freiheit der Menschen — und darüber hinaus Freiheit eines höheren, über dem Ganzen waltenden Geistes, anerkennen? Ich denke: ja.

Kausalität, Zweckverhalten und Freiheit sind die drei großen Weltgesetze, die vereinigt den Schlüssel bilden, der uns das Wunderschloß der Weltwirklichkeit erschließt. Kausalität ist das erste, wonach ich frage und forsche; wo sie versagt — nicht bloß zur Zeit, sondern der ganzen Natur der Erscheinung

nach sich als unzulänglich erweist — erkenne ich auf Freiheit; und das Ganze, das Kausierte und das Freie, befasse ich dann unter dem Gesichtspunkte des Zweckverhaltens; nur so gelange ich zu wirklicher Erkenntnis, Detailerkenntnis und Totalerkenntnis, nur so zu einem alles (wirklich alle konstatierten Erscheinungen) umfassenden und zugleich einheitlichen Weltverständnis. —

6. Der Darwinismus (Transmutations- oder Entwickelungslehre — seit 1859) und die christliche Weltanschauung.

Die Ansicht des großen englischen Naturforschers Charles Darwin (geb. 1809, † 1882; grundlegendes Werk: „Über die Entstehung der Arten" 1859), die heutzutage von vielen Naturforschern für die wissenschaftlich nur noch allein berechtigte ausgegeben wird, obschon es ihr, neben begeisterten Anhängern (z. B. Häckel, Karl Vogt u. a.), doch auch nicht an gewichtigen Gegnern gefehlt hat bzw. noch fehlt (z. B. Agassiz † 1873, von Hanstein, Giebel, Bronn, Frohschammer, Virchow [letzterer wenigstens in Bezug auf die angebliche Descendenz der Menschen und der Affen von gemeinsamen Ahnen] u. a.): daß die Welt des Organischen, zunächst die beiden großen Abteilungen derselben, das Pflanzenreich und das Tierreich, je innerhalb ihrer eigenen Grenzen (ein Übergang von der einen zur anderen ist bis jetzt nicht nachgewiesen), in einer beständigen, wenn auch sehr langsamen und nur sehr allmählichen Umwandlung (Transmutation) begriffen sei, und daß die gegenwärtig vorhandenen Organismen in hinter uns liegenden sehr langen Zeiträumen sich auf ganz natürlichem Wege (durch natürliche Ursachen bzw. Prozesse: „Kampf ums Dasein", „Zuchtwahl", Anpassung an die Existenzbedingungen, Vererbung) allmählich teils aus je niedrigeren (einfacheren und weniger differenzierten) Formen entwickelt, teils aus gleich hoch stehenden durch Umwandlung einzelner Organe, letzthin aus verhältnismäßig ganz wenigen, wenn nicht einer einzigen (aber in vielen Exemplaren gleichzeitig vorhandenen) Urform herausgebildet haben — verträgt sich an sich ganz wohl mit der christlichen Weltanschauung, vorausgesetzt, daß man diese

nicht, wie vielfach irriger Weise geschieht, ohne weiteres mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte (1. Mose 1) identifiziert. Die Thesis, an der die christliche Weltanschauung unbedingt festhalten muß — und die in dieser Form auch durch keine wissenschaftliche Entdeckung weder bisher erschüttert worden ist, noch überhaupt jemals erschüttert werden kann — lautet nur (s. Kap. 3 unter 5): „Gott hat die Welt geschaffen" — das Wie (durch welche Werdeprozesse, in welcher Stufenfolge und nach welchen „Gesetzen" — die Er gesetzt) und Wann der Weltschöpfung (die Länge und Aufeinanderfolge der Perioden, innerhalb deren die verschiedenen Wesensgruppen entstanden, und die Epochen, in denen dieselben zuerst aufgetreten sind) zu erforschen, überläßt sie der Wissenschaft und legt ihr bei dieser hochwichtigen Arbeit keinerlei Hindernis in den Weg. Die wirkliche christliche Weltanschauung ist keineswegs, wie viele meinen, eine Feindin, sondern eine Freundin der Wissenschaft. Wer freilich — aber mit Unrecht — meint, daß die christliche Weltanschauung, eben als solche, ein für allemal auf jene Darstellung der Schöpfung im 1. Kapitel der Bibel festgenagelt sei (vgl. über die Stellung der christlichen Weltanschauung zum Alten Testamente S. 185 ff.), und diese letztere noch gar dahin mißversteht, als habe — eben nach jenem Berichte — „Gott die Welt in 6 Tagen = 6 × 24 Stunden geschaffen", wird mit dem Darwinismus, der — mit Recht — von ungemessen langen Evolutionsperioden redet, stets auf gespanntem Fuße bleiben, und ihm gegenüber wird die Wissenschaft im Rechte sein, wenn sie erklärt, mit dem „Glauben" (solchem d. h. Afterglauben) sich nicht vertragen zu können. In Wirklichkeit aber besagt jenes berühmte Kapitel das gar nicht, was beschränkte Auffassung darin zu finden glaubte bzw. noch glaubt; der Inhalt desselben ist vielmehr kurz folgender: „Am Anfang (innerhalb welcher Zeit, ist nicht gesagt) schuf Gott den Himmel und die Erde" (V. 1) = die Welt als Ganzes. Diese Urschöpfungsthat Gottes bzw. diese Anfangsperiode der Weltentstehung — die beliebig lang gedacht werden kann, so daß auch eine allmähliche

Entstehung des Erdkörpers aus einer ursprünglichen Dunst-(Gas-) kugel (nach der Kant-Laplace'schen Hypothese) darin Raum fände — wird mit dem Zeitpunkte abgegrenzt, wo die Erde als ein fester, rings von Wasser umfluteter Körper bereits vorhanden ist. „Und die Erde war wüste und leer (tóhu wabhóhu), und es war finster auf der Tiefe" (V. 2) d. i. dem die ganze Erdoberfläche überdeckenden Wasser. „Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser" (V. 2). Und nun folgt in 6 Perioden („Tagen" — daß nicht Tage im gewöhnlichen Sinne des Wortes: Zeiträume von je 24 Stunden gemeint sind und nicht gemeint sein können, ergiebt sich aufs klarste daraus, daß die Herrichtung der Sonne — nach der doch die Tage sich bestimmen — erst auf den 4. „Tag" [V. 14—19] verlegt wird, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatze: „zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre"; das Wort „Tag" besagt also hier, dem poetisierenden Charakter der ganzen Darstellung entsprechend, dasselbe, was wir — in prosaischer Redeweise — mit „Zeitraum", „Periode" auszudrücken pflegen) die weitere Ausgestaltung der „am Anfange" geschaffenen Welt, besonders der Erde: 1. Licht, 2. „Feste" (genauer: „Wölbung" — „zwischen den Wassern" d. i. den Wolken einerseits und dem Wasser auf der Erdoberfläche andererseits), 3. Scheidung von Land und Wasser und auf dem Festlande das Pflanzenreich, 4. Gestirne („Sonne, Mond und Sterne"), 5. Wasser- und Lufttiere, 6. Landtiere und Mensch. — Man sieht, um hier einen Augenblick innezuhalten, bei richtiger Interpretation des biblischen Schöpfungsberichtes fällt das Zauberhafte, das demselben nach der älteren, leider noch immer weitverbreiteten, Auffassung anhaftet, ganz hinweg; nach dieser Seite hin hätte also ein Darwinist, und überhaupt die Naturwissenschaft, keine Ursache, sich daran zu stoßen: von einer „Weltschöpfung in 6 wirklichen Tagen" $= 6 \times 24$ Stunden ist Genesis 1 keine Rede, sondern von einem Werden der Welt in 6, oder genauer, wenn man die in den Worten „am Anfang" begriffene (bis zur Entstehung des festen — von einer Wasserhülle umgebenen — Erd-

körpers incl.) hinzurechnet, in 7 Weltperioden. — Und mag man nun über die hier (1. Mose 1) gegebene Darstellung der Weltentstehung (vom ersten Augenblicke an, wo überhaupt etwas — außer Gott, der vor aller Welt bereits vorausgesetzt wird [1. Mose 1, 1: „Am Anfang schuf Gott u. s. w."] — ward, bis zum Auftreten des Menschen incl.) im ganzen und einzelnen denken, wie man will, soviel wird jeder, der diesen kurzen Schöpfungsbericht liest, zugeben müssen, daß darin — mit wenigen Worten — ein Gemälde aufgerollt wird, wie es großartiger nicht gedacht werden kann, und daß der Verfasser desselben (bzw. die darin zum Niederschlag gekommene Tradition) eine Schärfe und Weite des Blicks und eine Kühnheit der Spekulation bekundet, die, zumal für jene alte Zeit, wahrhaft Staunen erregen müssen. Er ist gleichsam ein erster genialer Versuch, sich die Frage nach dem Ursprung der gesamten Welt übersichtlich (systematisch) zu beantworten, und so unzulänglich er auch in manchem Betracht ist, er ist jedenfalls weit besser gelungen, als was in gleicher und noch viel späterer Zeit die gesamte Heidenwelt an Mythen und Ansätzen philosophischer Spekulation über die Welt und ihre Entstehung geleistet hat. — Aber, wie gesagt, die christliche Weltanschauung ist nicht daran gebunden; ihr genügt der Satz: „Gott hat die Welt (alles außer ihm) geschaffen"; alles übrige überläßt sie der freien Forschung ernster Wissenschaft. Es berührt sie daher auch nicht, wenn diese, auf Grund sicherer Thatsachen, den Verlauf des Weltentstehungs-Prozesses nicht bloß an einzelnen Punkten (an anderen — 2., 3., 5. u. 6. „Tag" — ist sie bis jetzt nicht zu wesentlich anderen Resultaten gekommen), sondern auch und namentlich im ganzen und großen (was das Verhältnis der Erde zu den übrigen Weltkörpern betrifft) anders bestimmt als Genesis 1. — Auch in Beziehung auf die Artenfrage, die der Darwinismus in der oben angegebenen Weise: daß feste Artgrenzen nicht existieren, vielmehr ein beständiges — allerdings in der Regel erst nach Ablauf ungemessen-langer Zeiträume konstatierbares — Übergehen vorhandener Formen in mehr oder weniger neue statt-

finde, und daß demgemäß die gegenwärtig bestehenden „Arten“ (Pflanzen- und Tiertypen) nichts anderes seien als das derzeitige Resultat des Umwandlungsprozesses, dem das Pflanzen- und das Tierreich in der ganzen hinter uns liegenden Vergangenheit unterworfen gewesen, und als dessen Ausgangspunkt (ursprünglich gegebene) einfachste Formen zu setzen seien, beantwortet, während der biblische Schöpfungsbericht die verschiedenen Pflanzen- und Tierarten eben als solche d. h. von Anfang an verschiedene Arten geschaffen werden läßt (1. Mose 1, 11 f. 21. 24 f.), findet nicht notwendig eine Kollision zwischen dem Darwinismus und der christlichen Weltanschauung statt, da für letztere auch diese Frage eine offene ist. Es verschlägt für die religiöse Weltbetrachtung nichts, ob ich mit dem Darwinismus annehme — und mehr als eine Annahme ist die darwinistische Theorie von der Entwickelung aller Organismen aus ursprünglich einfachsten Formen nicht — daß Gott zuerst nur eine Art einfachster Pflanzen- und ebenso nur eine Art einfachster Tierwesen oder überhaupt nur eine Art einfachster Organismen habe entstehen und diese dann im Verlauf der Zeiten zu den heute vorhandenen so sehr verschiedenen Pflanzen- und Tiergestalten sich habe entwickeln (differenzieren und umgestalten) lassen, oder ob ich mit Genesis 1 der Ansicht bin, daß Gott die verschiedenen Pflanzen- und Tierarten, sowohl die früher vorhanden gewesenen (deren Überreste bzw. Spuren sich noch heute in der Erde vorfinden) als auch die gegenwärtig noch vorhandenen, als solche (in ihrer Besonderung als Arten) geschaffen habe; die Hauptsache ist ja doch nur die, daß ich Gott dabei als die wirkende Ursache betrachte. Merkwürdig bleibt dabei immerhin, daß der Schöpfungsbericht 1. Mose 1 es sich so sehr angelegen sein läßt, nicht bloß die Entstehung der Welt überhaupt, sondern gerade auch die der besonderen Pflanzen- und Tierarten als solcher auf Gott zurückzuführen (1. Mose 1, 11 f. 21. 24 f.). Auch muß ich für mein Teil ehrlich gestehen, daß mir die allmähliche Entstehung der verschiedenen Pflanzen- (z. B. des Eichbaums, der Himbeere, des Maßliebchens) und Tierarten (z. B. des Pferdes,

des Hasen, des Laubfrosches, der Stubenfliege u. s. w.) aus derselben Urpflanze bzw. demselben Urtiere oder gar die aller Pflanzen- und Tierarten aus demselben Urorganismus weit weniger begreiflich erscheint als eine gleichzeitige — allerdings nicht weiter erklärbare — Entstehung verschiedener Arten in ihrem festen Artgepräge. Mir scheinen die Beobachtungen und Regeln Darwin's wohl innerhalb derselben Art und zwischen einander nahestehenden Arten (und auch da doch nur innerhalb sehr eng gezogener Grenzen) Beweiskraft zu haben, nicht aber, wenn man sie auf die beiden Reiche des Organischen überhaupt (von einer Anwendung derselben auf das Gesamtgebiet des Organischen erst recht zu geschweigen) und namentlich auf einander sehr fernstehende Typen anwendet. Für mich hat ein Löwe, eine Nachtigall, ein Flußkrebs u. s. w., und ebenso unter den Pflanzen die Kokospalme, die Rosa canina (wilde Rose), die Viola odorata (das Veilchen) u. s. w., „jedes in seiner Art" (wie die Bibel sagt — s. die genannten Stellen), ein so eigentümliches Gepräge, daß ich mir wohl denken kann, daß ein Schöpfer dieselben, so wie sie sind, als Verkörperungen besonderer Ideen habe entstehen lassen (so auch Louis Agassiz, der berühmte schweizerisch-amerikanische Naturforscher [† 1873], von dem Darwin selbst sagte, daß er „für drei zähle": „Die Arten sind verkörperte Schöpfungsgedanken Gottes"), nicht aber, daß dieselben durch allmähliche Abänderung einzelner Merkmale aus gemeinsamen Vorformen entstanden seien. Dabei habe ich für meine Person noch die — bereits oben S. 56 u. 60 ausgesprochene — Idee, daß Gott jedesmal — in jeder Weltperiode — alle unter den vorhandenen Umständen möglichen Existenzformen (gleichzeitig) habe entstehen lassen — gleichsam alle Möglichkeiten (Pflanzen in Baum-, Strauch- u. s. w. Form, die verschiedenen Blatt-, Blüten-, Fruchtformen u. s. w. — Tiere im Wasser, auf dem Festlande, Tiere mit Schuppen, mit Federn, mit Haaren, die verschiedenen Möglichkeiten des Atmens, der Fortbewegung, der Ernährung, der Fortpflanzung u. s. w.) organischen Lebens durchprobiert und erschöpft und dabei — was die zur Existenz der betreffenden Wesen

irrelevanten Besonderheiten und zum Teil Absonderlichkeiten in Gestalt, Farbe und allerlei Zugaben betrifft — mit dem vorhandenen Material und seiner eigenen (unbegrenzten) Schöpferkraft in souveräner, wahrhaft göttlicher Weise frei gespielt habe. Nur so, glaube ich, wird man der gegebenen — mit keiner sonstigen Formel zu bewältigenden — ungeheuren Mannigfaltigkeit im Reiche des Organischen gerecht.

Nur an einem Punkte wird die christliche Weltanschauung energischen Widerspruch gegen den Darwinismus erheben: daß nämlich auch der Mensch — gleich allen übrigen organischen Wesen — nichts anderes sei als das Produkt jenes unendlichlangen Umwandlungsprozesses, dem die heutigen Tierarten entstammen sollen, mit anderen Worten: daß auch seine Ahnen Tiere gewesen, er selbst nur ein höheres Tier d. h. ein Tier, das nur infolge besserer Organisation zu höheren Leistungen befähigt sei als die anderen Tierarten, die mit ihm die gleichen Voreltern gehabt. Dem gegenüber lehrt bekanntlich die h. Schrift, und daran wird die christliche Weltanschauung unbedingt festhalten (s. Kap. 3. S. 202): „Gott schuf den Menschen" — als ein besonderes Wesen — „ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" (1. Mose 1, 27 — wörtlich: „in seinem Bilde"; vgl. V. 26: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei" — wörtlich: „in unserem Bilde, gemäß unserer Ähnlichkeit"). Der Mensch ist sonach ein leiblich-seelisch-geistiges Wesen, nicht bloß leiblich-seelisch, wie das Tier, dessen Abbild er nach dieser Seite seines Wesens offenbar ist, sondern leiblich-seelisch-geistig (vgl. S. 75) und eben als geistiges Wesen und nur in dieser Beziehung das Bild Gottes, der Geist ist (s. S. 195 f.). — Wir sehen, beide Ansichten stehen einander diametral gegenüber; ein Ausgleich ist da nicht möglich: man wird sich für eine von beiden entscheiden müssen. Entweder steht der Mensch wirklich, wie die Vertreter der Entwickelungstheorie wollen, an der Spitze der Tiere als das zur Zeit vollkommenste Tier (dessen nächste Blutsverwandte die großen Affen: der Gorilla, der Orang-Utang, de

Schimpanse und der Gibbon sind), aber bei aller Vollkommenheit doch an keinem Punkte sich wesentlich d. h. dem Wesen nach über das Niveau der Tiernatur erhebend — oder aber, er ist, wie die Bibel will, ein Wesen eigener Art, nach unten hin den Tieren allerdings in ähnlicher Weise „verwandt“ (aber nicht blutsverwandt), wie jene den Pflanzen, nach oben hin aber Gott „verwandt“, also ein Wesen, das zwischen den Tieren und demnach überhaupt zwischen der ganzen außermenschlichen irdischen Schöpfung — zu deren Herrn er berufen ist (s. S. 204) — und Gott steht (vgl. Psalm 8, 6, wo Luther unrichtig übersetzt hat: „Du wirst ihn [den Menschen] lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen sein, aber mit Ehre und Schmuck wirst du ihn krönen“, wo es aber, richtig übersetzt, ganz in dem oben angegebenen Sinne heißt: „Du hast [nämlich bei der Schöpfung] ihn [den Menschen überhaupt — nach seiner Natur, seinem Wesen] ein wenig [= nur ein wenig] hinter Gott zurückgesetzt, und mit Ehre und Schmuck krönst du ihn“ — indem du ihn zum Herrn über die Erde gesetzt hast, wie es gleich weiter heißt [V. 7]: „Du machst ihn zum Herrn über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße gethan u. s. w.“). Welche von diesen beiden einander „unversöhnlich“ gegenüberstehenden Auffassungen des Menschen aber die allein richtige sei — und nur eine kann es sein — läßt sich mit rein-objektiven Argumenten nicht darthun, da bei solchen allgemeinen Anschauungen beiderseits (bewußt und unbewußt) zu viel subjektive Momente mit hineinspielen. Auf der einen Seite steht ein Satz (synthetisches Urteil), den die Schrift einfach „setzt“, ohne denselben irgendwie zu begründen, und auf der anderen eine Behauptung (ebenfalls ein synthetisches Urteil), für die die Darwinisten keinen anderen Beweis beibringen können, als daß sie — für sie — aus ihrer Gesamtauffassung des Organischen, eben der Entwickelungstheorie, folge. Bei beiden kommt es nun, von anderen — subjektiven — Faktoren ganz abgesehen, im letzten Grunde darauf an, wie ich die Einzelerscheinungen (sämtliche bis jetzt beobachtete Thatsachen), als

deren Zusammenfassung sich die beiden Totalanschauungen vom Menschen zu bewähren haben, auffasse. Letzteres aber ist eine Sache von durchaus subjektivem Gepräge. Es verhält sich mit dieser Frage: ob der Mensch nur Tier oder mehr als Tier sei, ganz ebenso, wie mit der weiter oben (S. 269 ff.) behandelten: ob es nur Materie oder außer und über der Materie auch Geist giebt. Die Antwort auf solche prinzipielle Fragen muß sich jeder, nachdem er sich die ganze Reihe der einschlägigen Erscheinungen vergegenwärtigt hat, „nach bestem Wissen und Gewissen" selbst geben. In diesem Sinne ist es immer wieder wahr, daß jeder sich seine Weltanschauung selbst erarbeiten muß. Verfasser dieses steht nun keinen Augenblick an, für seine Person zu bekennen, daß er, bei allem Wahrheitsgehalte, den er der Entwicklungslehre innerhalb eines gewissen begrenzten Gebietes (s. S. 289) zuerkennt, den in Rede stehenden Schluß auf die Tiernatur des Menschen nicht mit zu ziehen vermag. Ihm erscheinen alle dafür geltend gemachten Instanzen als dazu nicht ausreichend*, dagegen findet er die christliche Anschauung, daß der Mensch eine über den Tieren stehende Daseinsstufe repräsentiere (ein leiblich-seelisch-geistiges Wesen sei), mit

---

* Ähnlich spricht sich der große englische Geolog George Lyell † 1875 in der ersten Auflage seines Werks: „Alter des Menschengeschlechts" (1863) über die Transmutationslehre überhaupt und die hier vorliegende Frage im besonderen aus: auch ihm erkläre die Darwin'sche Theorie zwar vieles, aber nicht alles, z. B. nicht die — durch den ganzen Bereich des Organischen hindurch, von den ältesten Petrefakten an bis zur gegenwärtig noch bestehenden „Schöpfung", zu beobachtende — im großen und ganzen progressive (vom Niedrigeren, Einfacheren, Lebensärmeren zum Höheren, Komplicierteren, Funktionsreicheren aufsteigende) Stufenfolge der Organismen; insbesondere betont er, gegenüber der Lehre, daß der Mensch von den Tieren abstamme, die geistigen Fähigkeiten des Menschen, durch die derselbe sich hoch über die Tiere erhebe, und bezeichnet dieselben als das Werk eines schöpferischen Aktes, welcher die Uniformität der Entwickelung unterbrochen habe. — Später hat sich Lyell allerdings, wenn auch immer noch unter Vorbehalten, in das Lager seines Freundes Darwin hinüberziehen lassen

allen von ihm selbst beobachteten oder ihm sonstwie bekannt gewordenen Erscheinungen in der Tier- und Menschenwelt (die wesentlicheren darunter sind oben [Kap. 2] kurz dargelegt) im besten Einklang. — Es kann nun hier, wo es sich hauptsächlich darum handelt, die christliche Weltanschauung auf ihren Wahrheitsgehalt als Welterkenntnis zu prüfen, nicht unsere Aufgabe sein, sämtliche oder auch nur die wichtigeren Argumente für und wider den Darwinismus oder auch nur für und wider jene Schlußfolgerung aus demselben, welche die Natur des Menschen betrifft, zu diskutieren; wir werden uns vielmehr darauf beschränken, noch mit einigen kurzen Bemerkungen für die christliche Anschauung vom Menschen einzutreten. — Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß zwischen Mensch und Tier — wir denken hier immer an die höchstentwickelten Tierformen, die Wirbeltiere, und unter ihnen wieder an die Landsäugetiere, besonders die „menschenähnlichen" (anthropoiden) Affenarten, da hier jedenfalls die größere Fülle von Ähnlichkeitsbeziehungen stattfinden muß, während dieselben, je weiter nach unten, z. B. zwischen Mensch und Maikäfer, Mensch und Auster, Mensch und Trichine, naturgemäß immer mehr abnehmen — eine ganze Reihe von Berührungspunkten stattfinden: Art der Fortpflanzung, Bau und Funktion des Leibes, Seelisches: Gefühl, Verstand, Wille (vgl. S. 66 u. 74) — aber daraus folgt nicht, daß das Wesen und Leben des Menschen ganz und gar auf dem Niveau der Tiernatur stehe, sich nirgendwo in wesentlicher Weise darüber erhebe. Vielmehr wird, wer sich selbst und das Sein und Leben der Menschen um ihn her, überhaupt das Menschentum in Vergangenheit und Gegenwart und nach allen seinen Seiten hin aufmerksam beobachtet, anerkennen müssen, daß hier doch noch etwas ganz anderes vorliegt als Tierisches und immer nur Tierisches, wenn auch Tierisches in seiner — zur Zeit — höchsten Entwickelung: daß es eben ein Etwas giebt, wodurch „eine tiefe Kluft" zwischen Tierischem und Menschlichem „befestigt ist", eine Kluft, die das Tier nie und nirgend überschreitet: der Geist d. i. das seiner selbst bewußte und damit, wie

zur vollen Freiheit und Selbständigkeit entbunden, so auch zu den höchsten Leistungen befähigte Seelische im Menschen (vgl. S. 74). Oder sollte es wirklich für die Beurteilung der Natur des Menschen ohne Gewicht sein, wenn wir beobachten, wie wir selbst oder andere Menschen Leistungen aufzuweisen haben, an die — soweit alle unsere Kunde reicht (und nur über Bekanntgewordenes läßt sich in diesem Falle urteilen; sich in das Dunkel des Geheimnisses, des „Das-wissen-wir-nicht" zurückziehen wollen, heißt in diesem Falle, wo es gilt, auf Grund von Beobachtungen eine Gesamtansicht zu formulieren, nichts) — nie ein Tier auch nur von ferne herangereicht hat? Ich erinnere, um Beispiele solcher Leistungen anzugeben, nur kurz an die Fähigkeit des Menschen, durch sein ganzes Dasein zurückzublicken wie durch eine lichte Halle bis weit zurück in die ersten Jahre seiner Existenz und an beliebigen Punkten seiner Vergangenheit mit seinen Gedanken zu verweilen, desgleichen frei in die Zukunft hinein zu kalkulieren, auf Tage, Wochen, Jahre hinaus Pläne zu entwerfen bzw. mit anderen zu verabreden — die feinsten Abstraktionen in sich zu entwickeln und zu Systemen zu vereinigen — die erhabensten Ideen in sich zu hegen und sein Leben darnach zu gestalten — unter den schwierigsten und verwickeltsten Umständen mit kaltem Blute ein Vorhaben zu überlegen, mit Umsicht einen Entschluß zu fassen und denselben dann mit eiserner Konsequenz trotz oft unüberwindlich scheinender Hindernisse in einer nicht selten langen Reihe von Maßnahmen auszuführen — rein aus dem Inneren heraus Kunstwerke von idealer Bedeutung und unvergänglicher Geltung zu schaffen — mit Aufmerksamkeit gegebene Erscheinungen in der Vergangenheit oder Gegenwart zu verfolgen, in ihrem äußeren und inneren Zusammenhange zu erforschen, nach geistigen Gesichtspunkten zu ordnen und zu einem einheitlichen Gesamtbilde zu vereinigen — die ganze Vergangenheit des Menschengeschlechts, ja der Erde und der Welt überhaupt mit *einem* Blicke zu umspannen und auch über die künftige Entwickelung der Menschheit, der Erde und der Welt überhaupt Vorstellungen in sich zu bilden — für praktische und wissen-

schaftliche Zwecke die sinnreichsten und oft kompliziertesten Vorrichtungen herzustellen — für rein geistige Interessen Veranstaltungen (Gebäude, z. B. Theater — Feste, z. B. Musikfeste — Schulen, Bücher, Zeitungen, Reisen u. s. w.) zu treffen u. s. w. u. s. w. — Soll das alles immer nur Tierisches, wenn auch Tierisches auf höchster Entwickelungsstufe, sein?! Das heißt doch schließlich nichts anderes als die großen geistigen Thatsachen der Menschheit: Wissenschaft, Religion, Sittlichkeit, Kunst, Sprache, Geschichte, Technik u. s. w. entweder einfach ignorieren oder, da man dies nicht wohl kann, zwar als thatsächliche Phänomene anerkennen, aber der Theorie zu liebe mit einem Namen benennen, der dafür gar nicht paßt. Es giebt eben verschiedene Daseinsstufen, und wenn auch jede höhere mit den niedrigeren, am meisten mit der ihr zunächst stehenden, gewisse Berührungspunkte hat — in diesem Sinne, aber auch nur in diesem beschränkten Sinne ist es wahr, daß es in der „Natur" keine Sprünge giebt: jede höhere Daseinsstufe ist in der je niedrigeren irgendwie vorbereitet — so bleibt sie darum doch die höhere d. h. überragt alle niedrigeren, auch die ihr nächststehende, durch irgend ein wesentliches, bei ihr zuerst auftretendes Merkmal, und das ist eben auf Seiten des Menschen im Vergleich zum Tiere der Geist, das Geistige in ihm d. i. das Seelische auf der neuen, höheren Stufe des seiner selbst bewußten Seelischen. Dieses Neue, dieses specifisch Menschliche: der Geist, und nur er allein, befähigt den Menschen zu all den genannten und ähnlichen Leistungen, in denen das Tier, auch das höchstorganisierte, bei aller sonstigen Ähnlichkeit, unendlich weit unter ihm zurückbleibt. Es muß nicht notwendig überall „Übergänge" in der Weise geben, daß nirgendwo einmal etwas Neues, wirklich Neues auftrete. Einen solchen „Übergang" giebt es auch nicht zwischen Anorganischem und Organischem; das Organische setzt eben als solches neu, als eine neue, höhere Daseinsstufe ein. Ebenso ist es zwischen Pflanze und Tier: mag auch zwischen den beiderseitig einfachsten Gestaltungen die Grenz-

linie für unsere Erkenntnis fast verschwindend sein (vgl. S. 52 f.), es ist doch noch nicht nachgewiesen, daß ein Pflanzenwesen mit einem Male zu einem Tierwesen geworden sei; der Tiercharakter bleibt doch immer etwas Besonderes, Neues und tritt sofort ganz scharf ins Licht, sobald man nur eine irgend höher organisierte Pflanze mit einem irgend höher organisierten Tiere vergleicht. Es würde demnach auch wenig oder nichts heißen, wenn man das Tier als Pflanze auf höherer Entwickelungsstufe nennen wollte. Das richtige Verhältnis zwischen Tier und Pflanze ist vielmehr folgendes: das Tier ist Organisches, wie die Pflanze, aber Organisches auf einer neuen, höheren (die der Pflanze wesentlich überragenden) Daseinsstufe. Und ebenso stellt sich das Verhältnis zwischen Tier und Mensch; auch da fehlt es nicht an Ähnlichkeitsbeziehungen, und wenn es einfachste Menschenformen gäbe, wie es einfachste Tier- und Pflanzenformen giebt, so würde auch zwischen einem solchen niedrigsten Menschenwesen und dem ihm leiblich-seelisch ganz gleich gearteten einfachsten Tierwesen der lediglich im Geistigen bestehende Unterschied nicht leicht festzustellen sein. Da es nun aber solche einfachste Menschenformen nicht giebt, so wird man sich damit begnügen müssen, zum Vergleich hoch- oder höchstorganisierte Tiere heranzuziehen, und da stellt sich eben folgendes Verhältnis heraus: leiblich-seelisch ist der Mensch nicht wesentlich vom Tiere verschieden (vgl. S. 74) — insofern ist die Kontinuität im Reiche des Organischen gewahrt — was aber als etwas Neues, den Menschen vom Tier scharf Unterscheidendes mit Evidenz in die Augen springt, das ist der Geist. Es würde nun wieder nichts heißen, wenn man den Menschen als „Tier mit Geist" definieren wollte; das allein Richtige ist auch hier nur: der Mensch ist im Verhältnis zum Tier Organisches auf höherer (das Tiersein überragender) Daseinsstufe, etwas Neues, Höheres, ein Wesen höherer Rangordnung.

Daß Kinder und überhaupt unausgewachsene Menschen den vollen Menschencharakter noch nicht repräsentieren und insofern

noch mehr (als die Erwachsenen) den Tieren ähneln, beweist nichts gegen unsere — die christliche — Anschauung; das sind eben erst *werdende* Menschen. Auch daß nicht alle ausgewachsenen Menschen geistig auf der gleichen Höhe stehen, es vielmehr Individuen und ganze Horden, ja Völker von Menschen giebt, die auch im ausgewachsenen Zustande geistig äußerst niedrig stehen, beweist nichts gegen unsere Thesis: die Art und der Grad, wie sich das Geistige im Menschen äußert, hängt eben nicht bloß von seiner Natur, sondern ebensosehr von der Erziehung (im weitesten Sinne) d. i. der Einwirkung, die er von außen her (durch Eltern, Lehrer, „das Leben", Bücher u. s. w.) von seiner frühesten Jugend an erfahren hat bzw. nicht erfahren hat, und schließlich von der geistigen Gesamtatmosphäre, in der er herangewachsen ist, ab; der geistige Gesamttypus eines Menschen ist sonach das Produkt aus mehreren Faktoren: 1. seiner geistigen Natur überhaupt (als Basis), 2. besonderen geistigen Veranlagungen („Talenten" — als besonderen „Gaben", mit denen er „begabt" worden ist, die ihm „in die Wiege gelegt" worden sind), 3. der Kulturstufe seiner Umgebung, unter deren Einwirkung er heranwächst (gleichsam der geistigen Atmosphäre, in der er atmet), 4. der Erziehung (im weitesten Sinne — s. o.) — wozu dann eventuell noch als 5. Faktor die eigene Anstrengung, sich geistig zu vervollkommnen, hinzutritt (vgl. über diese ganze Frage Kap. 1). Je nach der Art, wie diese fünf Faktoren zusammenwirken bzw. teilweise nur geringwertigen Einfluß ausüben, wird die besondere geistige Rangstufe, auf der ein Mensch oder ein Volk steht, eine sehr verschiedene sein. Was aber das hier Entscheidende ist: auch der roheste (bildungsloseste) Mensch ist nich ganz ohne Geist, verleugnet seine geistige Natur nicht, und ein Beweis, daß auch der Wilde ein Mensch und nicht ein „höher entwickeltes Tier" ist, wie wenig etwa auch sein Aussehen und Gebahren ihn von einem Tiere, etwa einem anthropoiden Affen, unterscheiden lasse, ist der, daß sein Kind, in unsere Kulturverhältnisse versetzt, sich zu gleicher (oder doch ganz ähnlicher)

geistigen Höhe mit uns entwickelt, was bekanntlich von dem Affenjungen und überhaupt einem Tiere nicht gesagt werden kann. Die geistige Natur war eben da, ist überall im Menschen da, nur daß sie nicht überall zu gleicher Entwickelung gebracht wird. —

7. Der Pessimismus und die christliche Weltanschauung.

Die pessimistische Weltanschauung läßt sich ungefähr so kurz formulieren: „Der Glaube, daß ein gutes, allmächtiges und allweises Wesen („Gott") die Welt nach seinen — also guten und weisen — Zwecken geschaffen habe, erhalte und regiere, verträgt sich nicht mit der — jedem nüchternen Beobachter sich aufdrängenden — Thatsache, daß „die Welt" — gemeint ist die irdische „Welt" — eine solche Unsumme von Unvollkommenheiten, physischen und moralischen, und Übeln, leiblichen, seelischen und geistigen, in sich schließt, daß es geradezu selbst ein Übel ist, zu existieren, und dem Weisen nur ein Ziel begehrenswert erscheinen kann: „nicht zu sein".*

* Vgl. Arthur Schopenhauer († 1860): „Parerga und Paralipomena" S. 321: „Man möchte toll werden, wenn man die überschwenglichen Anstalten betrachtet, die zahllosen flammenden Fixsterne im unendlichen Raume, die nichts weiter zu thun haben (!), als Welten zu beleuchten, die der Schauplatz der Not und des Jammers sind." — „Die Welt als Wille und Vorstellung" S. 660: „Gleichwie in der Hölle alles nach Schwefel riecht, so trägt alles, was uns umgiebt, die Spur davon, daß unser Zustand etwas ist, das besser nicht wäre." — „Nachlaß" S. 449: „Ganz jammervoll und zum Verzweifeln wird die Lage des Menschen dann, wann er das wesentliche Ziel alles seines Wollens deutlich erkennt und zugleich die Unmöglichkeit, es zu erreichen, dabei aber so wenig von diesem Wollen ablassen kann, daß er vielmehr durch und durch gar nichts ist als eben dieses Wollen, dessen Vergeblichkeit er deutlich erkennt. Macht ihn diese Erscheinung, die er selbst ist, endlich völlig ungeduldig, so greift er zum Selbstmord. Bis dahin lebt er in innerer Verzweiflung und Verschrobenheit aller Gedanken (!)." — „Aphorismen" S. 441: „Wie wagst du" (Gott ist gemeint), „die heilige Ruhe des Nichts abzubrechen, um eine solche Masse von Wahn und Jammer hervorzurufen?" —

Pessimismus und Optimismus sind zwei Extreme, aber wenn nach einem von beiden hin die Wahrheit liegt — gewöhnlich liegt sie in der Mitte — so jedenfalls nach der des Optimismus hin. Nun ist es ja nicht zu leugnen, daß das Leben im großen und ganzen ernst, auch hart, für viele recht hart, und daß in der „Welt" (der irdischen nämlich) lange nicht alles ist, wie es sein könnte, zum Teil auch sollte, und daß — drittens — man selbst auch nicht ganz so ist, wie man sein sollte, vielleicht auch wollte — aber darum in „Weltschmerz" verfallen wollen, alles „schwarz sehen", über die Unvollkommenheit „der Welt" und im besonderen die Schlechtigkeit der Menschen jammern wollen, wäre doch verkehrt, hieße doch, „das Kind mit dem Bade ausschütten", hieße jedenfalls nicht, „die Welt" gerecht beurteilen, namentlich nicht, sie von dem richtigen Standpunkte aus beurteilen. — Man muß das Seiende nun einmal nehmen, wie es ist (Realismus), und wer es und sich mit offenen Augen und unparteiisch betrachtet und — was sehr wesentlich — dabei vom richtigen Standpunkte aus betrachtet, wird finden, daß „die Welt" und das Leben doch nicht so schlecht sind, wie die Pessimisten sie machen wollen. — Wir geben zunächst voll und ganz zu, daß es im Bereiche des Menschen, der Menschenwelt, viel Elend und Jammer gegeben hat und noch giebt: das zahllose Heer der Krankheiten, zum Teil äußerst schmerzhafter und ekelhafter und dabei vielfach unheilbarer Krankheiten, Krüppel aller Art, gräßliche Unglücksfälle — der Druck und Zwang der Arbeit um das tägliche Brot, unter dem viele, viele bitter seufzen, die „Stätten des Elends" (arme Gebirgsgegenden, die „Arbeiterviertel" in großen Städten, z. B. die Slums in London, u. s. w.) — der unsägliche Kummer, den gewissenlose Ehegatten einander und mißratene Kinder den Eltern bereiten — fluchwürdige Verbrechen aller Art (man denke nur an die modernen „Massenmorde", „Dynamitverbrechen, „Lustmorde" u. s. w.) — der Tod mit seinen Schrecken, die Greuel des Kriegs, der Fluch der Sklaverei u. s. w. u. s. w. — und rechnet man noch hinzu die großen Katastrophen, durch die oft mit einem

Schlage Hunderte, ja Tausende von Menschen ums Leben kommen oder doch in harte Bedrängnis geraten: Erdbeben, vulkanische Explosionen, Wolkenbrüche, Stürme, Überschwemmungen u. dgl. m. (vgl. S. 112 ff. unter „Kalamitäten") — gewiß Ursache genug zu Thränen, auch eigenen Thränen, wären's auch nur die des Mitleids (auch der Mann braucht sich nicht zu schämen, gelegentlich einmal, nach dem Wort der Schrift, zu „weinen mit den Weinenden"), aber darum die Erde schlechtweg ein „Jammerthal" zu nennen (wie vielfach auch in erbaulicher Rede, religiösen Liedern u. dgl. geschieht), als ob nur Jammer darin wäre oder auch nur der Jammer überwöge, wäre doch übereilt, wäre ungerecht und als Theorie falsch. Man muß auch die Kehrseite beachten: bietet nicht die Welt und das Leben uns Menschen auch viel, sehr viel Erfreuendes? Wer freilich nur die großen, die ganz besonderen Anlässe zur Freude zählen wollte — und es giebt Leute, die so verfahren — und für das Kleinere und Kleinste keinen Sinn hätte, dem könnte es allerdings geschehen, daß seine Rechnung mit einem Deficit auf Seiten des „Glücks" (des Angenehmen, Guten, Schönen, überhaupt des uns Wohlthuenden) abschlösse; wer dagegen, wie Verfasser dies längst gethan, es sich zur Maxime macht, sich auch über Kleines und Kleinstes („jede Kleinigkeit") zu freuen, für den kommt ganz gewiß, auch wenn sein Dasein keineswegs gerade „auf Rosen gebettet" ist, ein Plus auf Seiten dessen, das ihn erfreut hat und noch erfreut, heraus. Daß es daneben vereinzelte Ausnahmen giebt, wo das Elend sich in der einen oder anderen Gestalt dermaßen häuft, daß die Momente des Wohlseins, falls sie überhaupt noch vorkommen — und in einem religiösen Gemüt werden sie auch in der „verzweifeltsten" Lage nicht ganz fehlen — wie vereinzelte Lichtstrahlen in dunkler Nacht erscheinen, ist damit nicht ausgeschlossen, aber sie bilden eben doch nur die Ausnahmen, nicht die Regel. Die Regel ist, daß für den, der sich gern freut und sich zu freuen versteht, die Anlässe zur Freude — ich meine nicht der ausgelassenen Lustigkeit, sondern der stillen, geistigen Freude — in seinem Leben

überwiegen, und daß sie's thun, dazu kann jeder selbst am meisten beitragen. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich, als Gegenbild zu jenem düsteren Nachtgemälde von dem menschlichen Elende und der menschlichen Niedertracht, alles das aufzählen, woran ein edles Gemüt seine Freude haben kann und muß! Wie viel Schönes, Erhebendes und Erfreuendes bietet dem, der Sinn dafür hat, schon allein die Natur um uns her: von dem nächtlichen Sternenhimmel zu unseren Häupten bis herab zu dem Käferchen, das sich zu unseren Füßen tummelt, und wieder von der bunten, zierlich geformten Blume am Wege bis hinauf zu dem Goldglanz der Himmelskönigin Sonne und dem bleichen Schimmer des nachtwandelnden Mondes — auf Schritt und Tritt, bei jedem Blick findet da der Naturfreund, was ihn freut — nur muß man, ich wiederhole es, sich zu freuen verstehen!

Ich will dabei nicht einmal die besondere Freude in Ansatz bringen, die der empfindet, der in all den Wundern der Natur die Spuren desselben allwaltenden Gottes erblickt, der auch sein Leben regiert: es ist eben ein besonderer Vorzug des religiösen Menschen, daß er mehr Anlaß hat, sich zu freuen, als wer in all dem, das ist, nur ein blindes Spiel des Zufalls oder das geistlose Getriebe ewig sich erneuernder Naturnotwendigkeit oder, wie der Jünger des modernen Idealismus, überhaupt außer sich nichts sieht, nur scheinbar „sieht", in Wirklichkeit aber in sich selbst sich mit sich selbst betrügt. — Und nun das Leben der Menschen untereinander: wieviel Schönes, Liebes und Gutes, wieviel Erfreuliches auch da! Die Frucht des Fleißes und der Umsicht: die gesicherte Existenz, die guten Erfolge in Geschäft oder Beruf, das Gelingen besonderer Pläne und Unternehmungen — das Behagen im Hause bei Speise und Trank und bei der wohlverdienten Ruhe, die Freude am Besitz, zumal dem selbsterworbenen — die seligen Wonnen der Liebe, die Freuden des Ehestandes, die „Lust an Weib und Kind", an den Kindern, wenn sie noch klein sind und kaum zu stammeln vermögen, und wenn sie groß sind und dem Hause zur Zierde gereichen oder bereits mit „schaffen"

helfen für den Bestand und das Gedeihen der Familie oder, selbst erwachsen, einen eigenen Hausstand gründen und darin glücklich sind, die Freude der Großeltern an den Enkeln — besondere „Glücksfälle“ der mannigfachsten Art — allerlei Festlichkeiten, häusliche und öffentliche, die „das Dasein verschönern“ und das Gemüt höher stimmen — günstige Natur- und Weltverhältnisse: gutes Wetter, „gut Regiment“, Friede, Sieg im Kriege, nationale Erfolge in Politik und Handel — allerlei besondere „Genüsse“ für Auge, Ohr, Zunge, namentlich „geistige Genüsse“: Kunst, Wissenschaft, Literatur, eine schöne Rede, ein treffender Witz in Bild oder Wort u. s. w. — alles, was uns (religiös) „erbaut“, alles, was unser sittliches Wohlgefallen erregt, die Ehre, die wir „genießen“, alles Gute, das uns zu thun vergönnt ist — mit einem Worte: unser ganzes leiblich-seelisch-geistiges Dasein nach allen seinen Seiten bietet uns — zwar keineswegs bloß Erfreuliches, wir haben das ja bereits zugegeben, aber doch — eine solche Fülle des Schönen und Guten, dessen, das uns wohlthut, daß — es geradezu schreiender Undank ist, dasselbe nicht anerkennen und immer bloß über „die irdische Misère“ klagen zu wollen. Allerdings werden wir selbst um so mehr Freude im Leben und Freude am Leben haben, je gebildeter und — besser wir selbst sind. Es ist ein großer Vorzug des gebildeten Menschen, daß er — eben vermöge seiner Bildung, vorausgesetzt, daß es eine echte ist — ein reicheres (vielseitigeres — namentlich innerlich reicheres) Leben hat und im stande ist, dasselbe in viel feinerer Weise und intensiver zu „genießen“, als wer ohne höhere geistige Bildung ist; und es ist ein noch größerer Vorzug des edlen Menschen, daß ihm, indem er selbst nur darauf sinnt, wie er Gutes stiften und andern Freude machen kann, und sich an jedem Guten freut, das ihm oder anderen gelingt, eben darin eine Quelle reicher Freude strömt, die beispielsweise dem Egoisten, der immer nur sich im Vordergrunde sieht, völlig verschlossen ist. Es kommt eben sehr darauf an, wie man selbst zur Außenwelt steht; der

eine hat Freude, wo ein anderer gleichgültig bleibt oder gar sich ärgert. Ein gutes Rezept, um Freude am und im Leben zu gewinnen, ist folgendes: „leben, leben lassen und leben helfen!“ (oder französisch: vivre, laisser vivre et faire vivre!); nicht bloß „leben und leben lassen“, wie das bekannte Wort der „Lebeleute“ heißt, viel weniger bloß „leben“, wie der Egoist sagt, nein: 1. leben — möglichst vielseitig und möglichst intensiv (natürlich innerhalb der von der Sittlichkeit gezogenen Grenzen) leben, 2. leben lassen — niemanden in seinem Dasein und in der Art seines Daseins „ohne Not“ (d. h. so lange nicht besondere Verhältnisse, namentlich der sittliche Beruf, uns dazu nötigen) beeinträchtigen, und dann 3.: leben helfen — darauf aussein, eigens darauf aussein, anderen, zunächst denen, die uns zunächst stehen, aber auch anderen, die uns ferner stehen, überhaupt jedem, der irgendwie in unsere Lebenssphäre hereinreicht, soweit ihm dies erwünscht sein muß, nach besten Kräften „mit Rat und That“ sein Dasein zu erleichtern und zu verbessern. Wenn alle Menschen nach diesem Grundsatze lebten, würde des Elendes weit weniger in „der Welt“ sein, und das dann doch noch übrigbleibende — und es würde immer noch viel übrigbleiben — weit weniger schwer auf den Schultern der Menschheit lasten. Der Einzelne aber, der darnach lebt, wird — und es kommt eben auf den Versuch an — an seinem eigenen — extensiv und intensiv reichen — Leben und an dem Leben anderer, das er nicht beeinträchtigt, und zumal an demjenigen Leben anderer, zu dem er irgendwie geholfen, viel Freude „erleben“. Wer dagegen bloß selbst möglichst behaglich leben und allenfalls die anderen noch leben lassen will, mit anderen Worten: wer den höchsten Zweck seines Daseins darin sieht, sich selbst möglichst zur Geltung zu bringen und selbst direkt möglichst viel „vom Leben zu haben“, der wird leicht mit seiner Rechnung zu kurz kommen und dann ein Recht zu haben glauben, „Gott und die Welt“ wegen seines Lebensdeficits anzuklagen; solche Leute fangen dann an, pessimistisch zu denken, und wenn sie auch nicht, wie Faust, mit kühner Hand

nach dem „braunen Saft, der eilig trunken macht“, greifen, so halten sie sich doch dadurch schadlos, daß sie andere mit ihrem „Weltschmerz“ belästigen und für Nirvâna — die buddhistische Lehre von der Wertlosigkeit des Lebens und der Seligkeit des Nichts ist ja in der Gegenwart bei „Philosophen“ und sonstigen „Gebildeten“ besonders beliebt — zu schwärmen.

Dieser pessimistischen Lebensauffassung als „philosophischer“ Theorie gegenüber ist zweierlei geltend zu machen: 1. daß sie bei den meisten, wenn nicht allen, die sich zu ihr bekennen, die bezeichnete falsche praktische Stellung zu „Welt und Leben“ zum persönlichen Untergrund hat (Beispiel: Schopenhauer), 2. und hauptsächlich, daß es doch noch keineswegs erwiesen ist, daß des Lebens Zweck, soweit ein solcher von den Pessimisten überhaupt noch zugegeben wird, einzig oder doch zuoberst in einem möglichst vollen Maße eigenen Lebensgenusses (selbst im besten Sinne) bestehe. Das gilt nicht einmal von der Pflanze und dem Tiere — deren Dasein bekanntlich darin gipfelt und sich zuspitzt, daß sie Nachwuchs erzeugen und — wenigstens bei den beiden höchsten Tierklassen (den Vögeln und Säugetieren) — auch für die Aufzucht desselben bemüht sind; viel weniger gilt es von dem Menschen. Auch er hat als Glied seiner Gattung die Aufgabe, durch Erzeugung und Aufzucht von Nachkommenschaft für die Erhaltung derselben zu sorgen („Junggesellen“ und „alte Jungfern“, desgleichen kinderlose Eheleute bleiben, indem sie dieser Aufgabe, wenn auch — letztere wohl immer und erstere meist — unabsichtlich, nicht genügen, der Menschheit etwas schuldig, eine Schuld, die sie übrigens durch besondere Leistungen nach anderen Seiten hin wieder zu tilgen nicht bloß in der Lage, sondern auch verpflichtet sind und auch thatsächlich vielfach in vollem Maße tilgen). Zugleich aber hat das Leben des Menschen als eines sittlichen Wesens (die Sittlichkeit ist in seiner Freiheit und diese wieder in seiner geistigen Natur begründet — vgl. S. 75 f.) vor allem und zuoberst einen moralischen Zweck: den Anforderungen der Sittlichkeit (= des Willens Gottes) zu entsprechen

d. i. gut zu sein und, wo immer sich uns Gelegenheit dazu bietet, und soweit es in unseren Kräften steht, das Gute zu verwirklichen (vgl. S. 76 u. 142), und diesen seinen Zweck kann er unter allen Umständen, in Freud wie in Leid, erreichen. Auch der genannte Naturzweck: Erzeugung von Nachkommenschaft, an sich ja ein rein physischer Akt, gewinnt für ihn, wie all sein Leben, zugleich einen ethischen Charakter (vgl. 1 Mose 1, 28: „Und Gott segnete sie [die beiden ersten Menschen] und sprach zu ihm: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde ...“). Wer unter diesem (dem ethischen) Gesichtspunkt das Leben ansieht, wird sich, mag sich ihm dasselbe sonst gestalten, wie es will — jeder ist zwar in einem gewissen Maße „seines Glückes Schmied“, aber jeder wird auch zugeben müssen, daß zu der wirklichen Gestalt seines Lebens eine ganze Reihe von Faktoren mitgewirkt haben, die er teils gar nicht in seiner Gewalt hatte, teils so, wie sie gewirkt haben, nicht selbst in Aktion gesetzt hatte — nicht darüber beklagen können, daß es ihm an Gelegenheit gefehlt habe, sich auszuleben“ — d. h. nicht, wie die Pessimisten dies verstehen, ein möglichst großes Quantum von Lebensgenuß für sich davonzutragen, sondern seinen Zweck — eben jenen moralischen — zu erreichen. In dieser Beziehung bietet das Leben jedem, dem Manne wie dem Weibe, dem Armen wie dem Reichen, dem Gesunden wie dem Kranken, dem Gebildeten wie dem Ungebildeten, formal gleiche Chancen: jeder kann in den für ihn gegebenen Verhältnissen (Bildungsstand, Stellung, Wirkungskreis) und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln (geistigen und materiellen) der Anforderung der Moral in gleichem Maße entsprechen: ein guter Mensch zu sein. Der Vorzug der Bildung liegt nicht nach dieser Seite, sondern nach der des die Pflichterfüllung begleitenden Lebensgenusses, indem der Gebildete in demselben Maße, wie er überhaupt ein reicheres (vielseitigeres) und höheres (feineres) Leben hat als der Ungebildete, auch eine vielseitigere und feinere Sittlichkeit bethätigen kann, mit der dann von selbst auch ein entsprechend höheres Maß von — zugleich feinerem

(edlerem) — Lebensgenuß verbunden ist. Diesem Vorzuge aber entspricht sofort auch wieder ein höheres Maß von Anforderungen: der Gebildete *kann* nicht bloß eine inhaltlich (material) reichere und feinere Sittlichkeit bethätigen, sondern ist auch dazu — eben auf Grund seiner höheren Bildung — verpflichtet. Man kann in gewissem Sinne sagen: es ist für den Gebildeten schwerer, gut zu sein, als für den Nichtgebildeten, eben weil das Gutsein für ihn einen größeren Umfang und einen feineren Inhalt hat als für den Nichtgebildeten. So gleicht sich Vorzug und Verpflichtung idealiter wieder aus, ohne jedoch einander realiter aufzuheben. Es ist und bleibt schön, gebildet zu sein, möglichst hoch gebildet, aber es ist und bleibt schwer, auch als Gebildeter gut zu sein, in *dem* Maße gut zu sein, wie der Gebildete es sein soll und nur er es sein kann. — Giebt man diesen — den moralischen — Zweck des Lebens, wie ihn die christliche Weltanschauung aufstellt, zu, und ihn leugnen heißt das Leben vertieren, heißt das Dasein des Menschen, das, wie alle geistig irgend bedeutsameren Völker geahnt und geglaubt haben, auf ein Jenseits veranlagt ist, ganz in den Staub der Erde herabziehen, heißt die höchsten und edelsten Leistungen der Menschen verunglimpfen und „Hunger und Liebe (im physischen Sinne)" — gewiß zwei sehr mächtige „Hebel im Weltgetriebe" — für die alleinigen oder doch die obersten Weltmächte erklären, so gewinnt auch die vielbeklagte „Misère des Menschengeschlechts" ein wesentlich anderes Ansehen: sie bildet den dunklen Untergrund, auf dem die schönsten, edelsten Menschentugenden (Tugenden der davon Betroffenen selbst [sittliche: Standhaftigkeit, Geduld, Ausdauer, Mut, Selbstverleugnung — die der eigenen Not vergißt, um anderen zu helfen — und religiöse: Gottvertrauen, Glaubenstreue] und Tugenden anderer [Mitleid, werkthätige Liebe — „Nächstenliebe", caritas — Aufopferung]) erblühen können, erblühen sollen und auch wirklich erblühen — und so muß auch das Elend wieder dem moralischen Zwecke des Lebens, den es — negativ — wie wir

gesehen, nicht zu beeinträchtigen vermag, geradezu — positiv — dienen.

Der Pessimismus negiert aber nicht bloß — in Anbetracht all des menschlichen Elends — den Wert des menschlichen Lebens, sondern er negiert zugleich — unter Hinweisung auf diese und andere „Unvollkommenheiten" in der Welt überhaupt (nicht bloß innerhalb des Bereichs der Menschen) — das Vorhandensein einer göttlichen (guten und weisen, überhaupt nach Zwecken wirkenden) Weltregierung. — Allerdings, wenn der oberste Zweck des Menschenlebens wirklich der wäre, den die Pessimisten dafür ausgeben: möglichst viel Behagen (im physischen und allenfalls noch das Allgemein-geistige, aber nicht das Moralische einschließenden Sinne) zu genießen, und man vergliche dann damit das thatsächlich vorhandene mannigfache Elend, so müßte man den Schluß ziehen: von einem zweckvollen, auch jenen Zweck des Menschenlebens (jedes einzelnen Menschenlebens ohne irgend welche Ausnahme) wollenden und verwirklichenden Walten einer die Welt regierenden Gottheit kann überall keine Rede sein; aber jene Prämisse ist eben falsch und folglich auch der Schluß. Der oberste Zweck des menschlichen Lebens ist ein moralischer, und dem dient, wie wir gesehen, in vorzüglicher Weise auch das Elend. Zudem hat die christliche Weltanschauung auch für die Frage nach dem Ursprung alles menschlichen Leidens eine Antwort: die Sünde. — In dem Erziehungsplane Gottes dem sündig gewordenen Menschen (Menschengeschlecht) gegenüber (s. S. 77 u. 243) bildet das Leiden in allen seinen Formen ein Erziehungsmittel (Zuchtmittel, „Züchtigung" — nicht bloß Strafe für begangene Fehltritte, sondern zugleich Besserungsmittel), indem dasselbe beständig und nachdrücklich an die vorhandene Verschuldung erinnern und von neuer zurückschrecken soll (über die gleichzeitige religiöse Bedeutung des Leidens [Bewährung des sittlich-religiös gesinnten Menschen im und durch das Leiden] siehe Hebr. 12, 1—13; Röm. 5, 3 f.; Beispiel: Hiob [in dem allerdings nicht geschichtlichen, sondern lehrhaften Buch

Hiob], höchstes Beispiel: Jesus Christus — Hebr. 12, 2 vgl. S. 225 f.). Nun läßt sich zwar das Maß des Leidens bei den einzelnen Menschen nicht direkt in Proportion setzen zu ihrer persönlichen Verschuldung — ein Irrtum, dem die Juden vom Alten Testamente her bis in die Zeit Jesu hinein huldigten (s. Joh. 9, 2) — indem vermöge des natürlichen Zusammenhangs der Menschen, wie einerseits der „Segen", so andererseits der „Fluch" (die Strafe — das Leiden, „Übel") vielfach übergreift*, doch ist nicht ausgeschlossen, daß Gott mit einem besonderen Leiden eines einzelnen auch einen besonderen Erziehungs- (Sprüche Sal. 3, 12: „Welchen der Herr liebet, den strafet er, und hat Wohlgefallen an ihm, wie ein Vater am Sohne" — richtig übersetzt: „und [straft ihn], wie ein Vater den Sohn, an dem er Wohlgefallen hat"; vgl. Hebr. 12, 6; Offb. 3, 19) oder anderweitigen Zweck (Joh. 9, 3) verbinde; jedenfalls aber leidet niemand von uns ganz ohne persönliche Schuld**.

Die Übelstände in der Welt, soweit sie den Menschen treffen, dienen nun aber nach dem Willen und unter der weisen Leitung Gottes nicht bloß — wenn auch zunächst — der moralischen, sondern weiterhin überhaupt der geistigen, namentlich der intellektuellen Erziehung des Menschengeschlechts. „Not macht erfinderisch": der Mensch wird durch die tausenderlei Übel, die auf ihn einstürmen, genötigt, sich geistig zu regen, auf Schutzmittel und Abhülfe zu sinnen. Böten die Welt- und Lebensver-

---

* Der Erbsegen und der Erbfluch, von denen im Zusatz zum 2. Gebot — 2 Mose 20, 5 — die Rede ist, bestehen als solche nicht mehr; vgl. Hesekiel Kap. 18, z. B. V. 20: „Welche Seele sündigt, die soll sterben. Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters . . ., sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm sein, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihm sein" — mit anderen Worten: jeder soll fortan — seit 600 vor Chr. — individuell, nicht mehr, wie bis dahin, generell d. i. nach Sippen, nach seiner Zugehörigkeit zu einem „gerechten" oder „ungerechten" Geschlechte behandelt werden.

** Das unschuldige Leiden Jesu Christi hat, eben als solches, einen anderen Charakter: es ist ein Sühnleiden — s. S. 224 ff.

hältnisse jedem Menschen ohne weiteres ein ununterbrochenes Behagen, so würde das ganze Menschengeschlecht ein einziger großer Faulhaufen sein: nun aber Klima, Bodenbeschaffenheit, die „Elemente", die wilden Tiere den Menschen und nicht zum mindesten die Menschen selbst einander mit allerlei Nöten bedrängen, ist er genötigt, von seinen geistigen Fähigkeiten Gebrauch zu machen und durch den Gebrauch dieselben zu vervollkommnen. Der ganze Kulturfortschritt würde nicht gewesen sein, wenn die Menschen von Anfang an ununterbrochen glücklich gewesen wären: ein „goldenes Zeitalter" im Anfang der Menschengeschichte wäre ein Fluch für das Menschengeschlecht gewesen, nicht ein Segen. Allerdings haben im späteren Verlauf der Geschichte glückliche Lebensumstände (Wohlstand, Reichtum, Friedenszeiten u. dgl.) die weitere Entwickelung der geistigen Kultur (der Wissenschaften und besonders auch der schönen Künste) wesentlich gefördert, aber diese glücklichen Umstände waren doch erst errungen durch viele Mühe und Gefahren, jahrhundertelanges Ringen einer Familie oder einer Bevölkerung mit Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, und die durch den nachfolgenden Wohlstand erzeugte geistige Blüte würde überhaupt nie eingetreten sein, wenn nicht von Anfang an das Menschengeschlecht durch Hartes und Schweres zu energischer Anstrengung all seiner Geisteskräfte gezwungen worden wäre. Nur durch Nacht ging für den Menschen der Weg zum Licht, per aspera ad astra!

Man sieht, es ist doch Weisheit im Weltlauf, und wenn auch einem einzelnen Faktum oder einer Kette von Fakten gegenüber, namentlich wenn Menschen Menschen bis aufs Blut quälen und schlimmer als Bestien hausen, es wohl einmal scheinen könnte, „als ob kein Gott im Himmel wäre" — es ist doch nicht so, es giebt eine Macht, die über allem, Großem und Kleinem, wacht, und die den Frevler auch schon in dieser Welt zu finden weiß. Wenn sich auch nicht gerade „alle Schuld auf Erden rächt", es ist doch Zusammenhang im Leben, es giebt, wie eine physische, so auch eine sittliche „Weltordnung". Und wenn auch Gott nicht in der Weise für alles, was geschieht, verantwortlich

gemacht werden kann, als sei alles in positiver Weise sein Werk — er hat eben dem Menschen Freiheit gegeben und läßt ihm Freiheit — in der Weise dürfen wir ihn getrost für das Ganze des Weltlaufs und alles einzelne darin verantwortlich machen, daß nichts geschieht, worüber nicht „sein Auge wacht", und was sich nicht — willig oder widerwillig, unmittelbar oder mittelbar — in seine Zwecke einordnet.

Bleiben schließlich noch die „Unvollkommenheiten in der Natur" — bei denen von einem moralischen Zwecke, wenigstens auf Seiten der „Naturwesen" (im Gegensatze zum Menschen) selbst, in keiner Weise die Rede sein kann. — Gemeint können damit nur „Unvollkommenheiten" in der Tierwelt sein, denn an dem großen, unendlichen Weltgebäude selbst, an dem Erdkörper, den „Elementen", den Mineralien und den Pflanzen an sich kann doch auch der enragierteste Pessimist unmöglich eine „Unvollkommenheit" entdeckt haben wollen. Nun ist es ja allerdings Thatsache, daß auch die Tierwelt leidet, teilweise und zeitweise recht sehr leidet, daß namentlich die Menschen, wie sich gegenseitig, so auch die Tiere vielfach in „himmelschreiender" Weise mißhandeln („Tierquälerei": bei der Arbeit, beim Schlachten, bei der Dressur, bei der Vivisektion [s. S. 119], durch Vernachlässigung, aus Mutwillen u. s. w. — Schutzmittel: „Tierschutzverein", Bestrafung des überführten Tierquälers, Einwirkung auf das Publikum durch Schriften u. s. w., auf die Jugend in den Schulen und durch Lektüre) — es gehört das eben mit in „das Kapitel" von der menschlichen Niedertracht (Sünde) und steht als Frevel, wie jeder andere, unter der moralischen „Weltordnung" Gottes. Daß aber die Tiere sich solche Quälereien trotz gelegentlicher Gegenwehr doch im ganzen gefallen lassen müssen, folgt einfach aus der superioren Stellung des Menschen den Tieren gegenüber, wie ja auch unter den Menschen selbst der Schwache sich gelegentlich die empörendste Vergewaltigung durch den Stärkeren oder Mächtigeren gefallen lassen muß. Der Mensch ist nun einmal der Herr der Tiere (1 Mose 1, 26—28),

was für ein Herr aber, ob ein Wüterich oder ein freundlicher Herr, dafür unterliegt er der moralischen Beurteilung seitens Gottes, des Oberherrn über die Tiere und des Herrn auch über den Menschen. — Übrigens ist bei dem „Seufzen der Kreatur" (Röm. 8, 19—22), soweit es durch Menschen verursacht wird, nicht außer acht zu lassen: 1. daß der Satz: „denn es (das Tier) fühlt wie du den Schmerz" doch nicht volle Wahrheit hat, indem das Tier nicht auf derselben Daseinsstufe mit dem Menschen steht und demgemäß auch den Schmerz nicht in derselben intensiven (reflektierten) Weise empfindet wie der Mensch (womit übrigens keineswegs der Tierquälerei das Wort geredet sein soll — Verfasser dieses ist im Gegenteil ein Tierfreund wie nur irgend einer), 2. daß die Tierwelt keine selbständige Bedeutung in der Welt hat, sondern ganz und gar und in aller Weise der Herrschaft des Menschen unterworfen d. h. seinen vernünftigen Zwecken zu dienen bestimmt ist, auch für den Fall, daß die Verwirklichung derselben nicht ohne ein gewisses Maß von Schmerz für die Tiere oder selbst die Vernichtung ihres Daseins möglich ist — 3. daß die Lage der Tierwelt — als eines der Herrschaft des Menschen unterstellten Gebietes — sich von dem Augenblicke an, wo sich die moralische und infolge davon die ganze irdische Situation des Menschengeschlechts änderte, notwendig mit verändern d. h. verschlechtern mußte, daß aber, falls überhaupt das Tiergeschlecht (als ganzes, nicht in seinen Individuen) auch nach Ablauf der gegenwärtigen Weltperiode (s. S. 240 f.) weiter zu existieren bestimmt ist (wie man aus Röm. 8, 19—22 folgern kann), dann auch seine Lage wieder eine bessere und glücklichere sein wird (Röm. 8, 21: „Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" — wörtlich: „auch sie, die Schöpfung, wird befreit werden von der Knechtschaft der Vernichtung in die Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes").

Aber die Qualen, die Tiere selbst („Räuber" und „Schma-

rotzer") anderen Tieren zufügen, und die sie durch „blinde" Naturkräfte (Kälte, Hitze, Sturm, Hagelschlag, Platzregen, Überschwemmungen, Nahrungsmangel u. s. w.) erleiden, wie steht es denn damit? Ist da auch irgend ein vernünftiger Zweck sichtbar?! — Geben wir zunächst die Thatsache unbedingt zu: durch Naturgewalten gehen unzählige Tierexistenzen zu Grunde und leiden dabei auch mehr oder weniger, und was gar das Räuber- und Schmarotzertum unter den Tieren selbst betrifft, so kann man dies sogar kraß dahin ausdrücken: daß die ganze Tierwelt sich gegenseitig auffrißt — namentlich gilt dies von den höheren Tierarten im Verhältnis zu allen niedrigeren — und daß es keine Laus giebt, und wäre sie noch so klein, die nicht wieder ihren Peiniger (eine noch kleinere „Laus") hätte. Ja, wer nun alles erklären könnte! Die Pessimisten können's jedenfalls nicht, Beweis: sie „raisonnieren". Und doch ist auch dieser „dunkle Punkt" im „Haushalte der Natur" so dunkel nicht, wie er auf den ersten Blick scheinen könnte. Versuchen wir ihn nach Möglichkeit aufzuhellen! Zunächst ist auch hier wieder zu bemerken, daß man das Schmerzgefühl der Tiere nicht in sentimentaler Weise übertreiben, dasselbe nicht „vermenschlichen" darf, 2. ist die Vernichtung unzähliger Tierindividuen, bei der unaufhaltsamen Produktion derselben — die selbst wieder nötig, damit unter allen Umständen der Fortbestand gesichert sei — durchaus notwendig, damit dem Menschen, dem höheren Wesen, Raum zur Existenz verbleibe (sie erschweren ihm ohnehin sein Dasein unter Umständen ganz gewaltig) — so ist durch das einfachste Mittel dem Überhandnehmen der Tiere vorgebeugt — 3. es mußte neben den sich direkt von Pflanzen nährenden Tieren auch solche geben, die diese fressen, weil erstere sonst binnen kurzem die ganze Erde kahl gefressen haben würden — 4. die Schmarotzer, die auf oder in anderen Tieren (zum Teil auch an und in dem Menschen, doch davon ist hier nicht die Rede — das gehört, soweit es eine Plage für den Menschen involviert, in „das Kapitel" vom menschlichen Elend, das wir oben behandelt)

leben, werden keineswegs immer von dem „Wirte“ als Plage empfunden, und soweit dies mutmaßlich oder zuverlässig doch der Fall ist, dienen sie zum Teil (z. B. die Larven der Schlupfwespen in den Raupen) dem unter 2. genannten Zwecke, zum Teil regen sie das Tier zur Gegenwehr an (z. B. die Läuse, Flöhe und Milben) und befördern dadurch (durch die Reinigung der Haut und überhaupt die vermehrte Bewegung) sein Gesamtdasein — drittens und endlich finden sie ihre Existenzberechtigung in dem allgemeinen (S. 56, 60 u. 289 ausgesprochenen) Satze, daß innerhalb der organischen Welt eben alles (alle verschiedenen Existenzformen) existiert, was unter den gegebenen Umständen existieren kann: wenn an und in Tieren andere neue Tierarten existieren können — und der Beweis liegt ja in ihrer thatsächlichen Existenz vor — so war es vernünftig, diese auch existieren zu lassen, da ja nicht die Tierexistenz (und das Behagen jedes einzelnen Tierwesens) an sich, sondern die Ausgestaltung aller Gottesgedanken (sozusagen die Erschöpfung aller Möglichkeiten) bei der Weltschöpfung der oberste Zweck war. —

8. Als letzter Einwurf gegen die christliche Weltanschauung möge hier noch folgender Platz finden: „Die christliche Weltanschauung erklärt auch nicht alles: was das Seiende an sich, was die Materie, das Leben, die „Seele“ (das Seelische in Tier und Mensch), der Geist (zunächst im Menschen) sei — wie etwas auf anderes wirken könne, wie namentlich eine „Fernwirkung“ zustande komme — wie von der als gegeben angenommenen Welt eine (innere) Erfahrung, eine Vorstellung, entstehe — wie es möglich sei, daß wir von früher Erlebtem oder Erlerntem ein dauerndes Wissen besitzen (Gedächtnis), ohne uns doch dauernd desselben bewußt zu sein, und daß wir von dem, was früher einmal gegenwärtiger Besitz (Zustand, Inhalt) unseres Geistes gewesen ist, vieles — nicht alles, aber sehr vieles — nach Belieben, wenn auch mit mehr oder weniger Schwierigkeit, uns wieder vergegenwärtigen („ins Gedächtnis zurückrufen“) können — wie es zu erklären sei, daß aus einer Eichel eine ganze

Eiche und gerade eine Eiche (mit vorher feststehendem Typus nach Stamm, Blättern, Blüten, Früchten) herauswachse — wie man sich das Schlafen des genaueren zu denken habe, wie das Sterben u. s. w. u. s. w. — auf alle diese und viele andere doch gewiß hochinteressante und auch gewiß nicht unwichtige Fragen giebt sie keine Antwort. Was nützt mir dann schließlich eine Weltanschauung, die mich vor so vielen Rätseln des Daseins ratlos stehen läßt?! Da suche ich mein Heil doch lieber bei der Wissenschaft: die wird schon in allen diesen Dingen Bescheid wissen, und was sie mir sagt, damit will ich es halten, auch wenn es von der hergebrachten „christlichen", auch der wirklich christlichen Auffassung noch so sehr abweichen sollte".

Wenn es eine Wissenschaft gäbe, die alle — nicht bloß die vorhin genannten, sondern alle, auch die noch schwierigeren und die noch wichtigeren Fragen nach dem Ursprung der Welt, nach dem Zwecke des Menschen, nach den inneren Normen, die in Natur- und Menschenleben sich geltend machen, nach der Zukunft des Menschen und der Welt, nach Ursprung, Wesen und Wert der in der Welt vorhandenen und wirksamen religiösen und sittlichen Vorstellungen, nach dem Gesetz der Geschichte u. s. w. u. s. w. einheitlich und befriedigend (d. h. ohne einen Widerspruch in sich selbst zu enthalten und — was ebenso wichtig und material noch wichtiger — ohne einen dunklen Rest zu hinterlassen) gelöst hätte, oder wenn auch nur alle profanen Wissenschaften zusammen sich dieses Resultates rühmen könnten, so würde man gewiß jedem, dem diese Wissenschaft oder diese Wissenschaften zugänglich wären, empfehlen müssen, dort seine Weltauschauung zu entnehmen: er hätte dann eine (profan-)wissenschaftliche Weltanschauung; die religiöse, und zwar innerhalb der christlichen Völker die christliche, bliebe dann allen denen vorbehalten, die sich zu jener Höhe nicht aufzuschwingen vermöchten. Und in der That scheinen viele die Sache so anzusehen; darin liegt aber ein ungeheurer Irrtum. Eine Wissenschaft der

bezeichneten Art giebt es nicht, und auch alle profanen Wissenschaften zusammen vermögen das oben Verlangte nicht zu leisten, wenigstens nicht in der Form des Wissens (im Unterschiede von Vermutung, Annahme, Meinung — Spekulation), und wenn auch alles zu der Hoffnung berechtigt, daß es der fortschreitenden Wissenschaft gelingen werde, noch manches von dem, was zur Zeit noch dunkel ist, zu entschleiern, so sind doch viele der genannten Probleme — und darunter gerade die bedeutendsten — an sich der Art, daß sie niemals vom menschlichen Wissen, immer nur durch Spekulation (religiös: Glauben) erreicht werden können.* Und was den *derzeitigen* Stand der Wissenschaften betrifft, so fehlt viel, daß sie oder vielmehr ihre Vertreter in dem, was sie erforscht zu haben glauben, einhelligen Sinnes seien. Gewiß ist das, was die Wissenschaften bis jetzt, namentlich seit dem vorigen Jahrhunderte, auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens geleistet haben, wahrhaft großartig zu nennen, und Verfasser dieses wäre der letzte, der dies verkennen wollte — im Gegenteil, er hat es bereits an verschiedenen Stellen dieses Buches zu verstehen gegeben und spricht es gerne hier noch einmal ganz ausdrücklich aus: er ist ein Freund der Wissenschaften, ein geradezu „leidenschaftlicher Freund" — wer darum aber glauben wollte, er könne bei einer derselben oder auch nur bei allen zusammen eine einheitliche und auf alle wichtigeren Fragen Antwort gebende Weltanschauung entnehmen, der würde sich doch recht sehr irren: da giebt es die verschiedenartigsten Grundanschauungen (Prinzipien), Theorien und Systeme — was der eine für ausgemacht erklärt, erscheint einem anderen doch recht sehr fraglich; was der eine als unumstößliche Wahrheit erkannt haben will, hat vielleicht ein

---

* Vgl. Hermann Lotze „Grundzüge der Metaphysik". Leipzig. Hirzel. 1883 — besonders S. 42, 44, 90, 94; Du Bois-Reymond „Über die Grenzen des Naturerkennens" und „die 7 Welträtsel". Zwei Vorträge. Leipzig. Veit & Comp. 1882 — besonders S. 18, 22, 26 f., 34, 36, 38, 45; 76—78, 83 f.

anderer mit der gleichen (subjektiven) Gewißheit als groben Irrtum befunden — These steht gegen These, und wo wir Erkenntnis suchen und erwarten, begegnen uns — bei allen besonnenen Forschern wenigstens — Fragezeichen über Fragezeichen, und durch jedes System zieht sich zudem als dunkles Band eine oder gar mehrere Hypothesen (von Grund- und Urthatsachen, Urzuständen — Weltgesetzen — „Äther", „Atomen", „Molekülen" — u. s. w. u. s. w.), die kein Mensch beweisen kann, und die nur, wenn auch nicht ganz ohne, vielmehr mit — aber zum Beweise (zum Wissen) nicht ausreichenden — Gründen (geradeso, wie auch kein gebildeter Mensch irgend einen religiösen Glaubenssatz ganz ohne, vielmehr mit den triftigsten Gründen, d. h. nach reiflichster Prüfung aller dafür und dawider sprechenden Instanzen, anerkennt), angenommen werden, um andere Beweise, die an sich ebenfalls nicht standhaltig genug wären, zu stützen. — Man sieht aus alledem: mit der wissenschaftlichen Weltanschauung ist es doch nichts, zur Zeit nichts und wird voraussichtlich auch nie etwas werden. Es wird dabei bleiben: Wissenschaft und religiös-ethische Weltanschauung — und die beste von allen religiös-ethischen Weltanschauungen ist eben die christliche — werden sich ergänzen müssen. Dann steht der Nichtgebildete und der Gebildete auf prinzipiell gleichem Boden, und der Gebildete hat nur den Vorzug, daß er die christliche Weltanschauung reiner und feiner auffaßt als der Nichtgebildete und daneben an dem Schatz der wissenschaftlichen Erkenntnis, ich meine: der wirklichen wissenschaftlichen Erkenntnis, partizipiert. — Es kommt für eine gute d. h. im ganzen ausreichende Weltanschauung auch keineswegs darauf an, daß sie gleich für alle Fragen eine Antwort bereit hat, wenn sie nur die großen Fragen beantwortet und dadurch gleichsam den Rahmen schafft, in den dann die Wissenschaften ihre besonderen Forschungsresultate eintragen. Die Hauptsache sind nicht die Detailerkenntnisse, sondern die großen, umfassenden Gesichtspunkte, unter die sich jene — wie die großen Massen beim Militär in die feststehenden Cadres — einordnen.

Mag dann im einzelnen unser Wissen sich zeitlebens — eben mit der fortschreitenden Wissenschaft und unserer zunehmenden (praktischen) Welt- und Lebenserfahrung — modifizieren, der Gesamtaufriß wird dadurch, vorausgesetzt, daß er genügend fest aufgebaut war, nicht erschüttert. Nur so kommt Klarheit und Ruhe in unser Wissen, nur so Ruhe und Sicherheit in unser Leben. Und ein solcher Gesamtaufriß des Seienden im großartigsten Stile, eine „Weltanschauung" im weitesten und vollsten Sinne des Wortes, ist die christliche; daß sie nicht alles selbst erklärt, kann ihr nicht weiter zum Vorwurfe gemacht werden: sie läßt eben den Wissenschaften Raum und rechnet mit Bestimmtheit auf ihre energische Mitwirkung zur immer völligeren Aufhellung der zur Zeit noch dunklen Partien des großen Welträtsels. Daß sie aber nicht überhaupt, wie viele meinen — wir sprechen übrigens immer von der christlichen Weltanschauung in der Fassung, wie wir sie oben in Kap. 3 dargelegt haben — ein „überwundener Standpunkt" sei, den zu vertreten ein moderner Gebildeter sich schämen müßte, daß sie sich vielmehr den ihr feindlich gegenüberstehenden modernen Theorien über Natur, Welt, Leben gegenüber siegreich behauptet und mit jeder gesunden, auch der umfassendsten und höchsten, Bildung sehr wohl verträgt, glauben wir im Vorhergehenden (unter 1—7 S. 263—313) nachgewiesen zu haben. Es ist ja ein eigen Ding um eine Weltanschauung — es spielen da, auch beim regsten Wahrheitssinne, soviele subjektive, rein persönliche Umstände mit hinein, daß es ganz unmöglich ist, bei der Entscheidung für diese oder jene Gesamtauffassung der Welt und des Lebens rein objektiv zu verfahren; aber soviel es eben thunlich war, habe ich bei vorstehenden Erörterungen von meinem persönlichen Standpunkt — dem christlichen — abstrahiert und nach objektiven Wahrheitsnormen zu urteilen mich beflissen. Man mache nur einmal die „ehrliche Probe" auf die Wahrheitsbeständigkeit der hier vertretenen Weltanschauung: ich bin gewiß, daß jeder dabei aufs beste fahren, daß er in der christlichen Weltanschauung für sein Denken und

sein praktisches Leben ein Gesamtschema besitzen wird, wie er es nicht besser wünschen kann. Freilich darf er sich nicht gleich durch jeden „Wind der Meinung" irre machen lassen, sondern muß, wo er kann, „den Dingen auf den Grund gehen", und wo dazu seine Bildung nicht ausreicht, sein Urteil lieber vorläufig suspendieren, als sich der ersten besten Modemeinung zu verkaufen. Was zweitausend Jahre hindurch sich als geistig wertvoll bewährt und unzählige Menschen, auch höchst-gebildete, innerlich befriedigt und beseligt hat, kann mit Recht den Anspruch erheben, zu gelten, so lange nicht das Gegenteil erwiesen ist, und das ist eben bis jetzt an keinem Punkte der Fall.* —

---

* Was Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" (s. die weiter unten citierten Stellen) von der Unmöglichkeit, das Gegenteil der religiösen Thesis, daß Gott sei (sowie der anderen, daß die menschliche „Seele" oder richtiger: der Geist im Menschen unsterblich sei), nachzuweisen, sagt, gilt gleicherweise von allen in Kap. 3 als zur christlichen Weltanschauung gehörig aufgeführten Sätzen aus dem Bereiche des Glaubens. — „Kritik der reinen Vernunft" (v. Kirchmann'sche Ausgabe. 5. Aufl.) S. 509: „Dieselben Gründe, durch welche das Unvermögen der menschlichen Vernunft in Ansehung der Behauptung des Daseins eines dergleichen Wesens" (Gottes) „vor Augen gelegt wird, reichen notwendig auch zu, um die Untauglichkeit einer jeden Gegenbehauptung zu beweisen. Denn wo will jemand durch reine Spekulation der Vernunft die Einsicht hernehmen, daß es kein höchstes Wesen als Urgrund von allem gebe, oder daß ihm keine von den Eigenschaften zukomme, welche wir ihren Folgen nach als analogisch mit den dynamischen Realitäten eines denkenden Wesens uns vorstellen, oder daß sie in dem letzteren Falle auch allen Einschränkungen unterworfen sein müßten, welche die Sinnlichkeit" (der Zusammenhang mit und die teilweise Abhängigkeit von der Leiblichkeit) „den Intelligenzen, die wir durch Erfahrung kennen, auferlegt." — S. 578: „Niemand kann das Gegenteil" (der Behauptung, daß Gott sei, und daß die menschliche „Seele" unsterblich sei) jemals mit apodiktischer Gewißheit, ja auch nur mit größerem Scheine behaupten." — S. 579: „Aber es ist auch apodiktisch gewiß, daß niemals irgend ein Mensch auftreten werde, der das Gegenteil **mit dem mindesten Scheine**, geschweige dogmatisch, behaupten könne.

Denn weil er dieſes doch bloß durch reine Vernunft darthun könnte, ſo müßte er es unternehmen, zu beweiſen, daß ein höchſtes Weſen, daß das in uns denkende Subjekt" („Seele", richtiger: Geiſt), „als reine Intelligenz, unmöglich ſei. Wo will er aber die Kenntniſſe hernehmen, die ihn von dieſen Dingen über alle Erfahrung hinaus ſo ſynthetiſch zu urteilen berechtigen? Wir können alſo darüber ganz unbekümmert ſein, daß uns jemand das Gegenteil einſtens beweiſen werde, daß wir darum eben nicht nötig haben, auf ſchulgerechte Beweiſe zu ſinnen, **ſondern immerhin diejenigen Sätze annehmen können, welche mit dem ſpekulativen Intereſſe unſerer Vernunft im empiriſchen Gebrauch ganz wohl zuſammenhängen** und überdem, es mit dem praktiſchen Intereſſe zu vereinigen, die einzigen Mittel ſind."

Schluß.

Wird es jemals dahin kommen, daß man sagen kann: das Christentum, die christliche Weltanschauung ist jetzt veraltet, „verjährt“, wir wissen „die Dinge“ jetzt besser: ein neuer „Prophet ist unter uns aufgestanden“ oder „die Wissenschaft“ hat das Weltproblem jetzt in anderer Weise mit Evidenz gelöst? — Niemals! — Abgesehen davon, daß die Schrift, das Neue Testament, Jesus Christus und die Apostel eine neue Offenbarungsstufe nicht in Aussicht gestellt haben — dies würde ja nur für den Gläubigen als Argument verwertet werden können, nicht aber für den, der zweifelt oder noch unentschieden hin- und herschwankt, und doch möchten wir eben diesen an diesem Orte dienen — ein neuer Prophet ist deshalb unmöglich, weil es höhere religiöse und sittliche Wahrheiten als die von Jesus Christus in die Welt gebrachten gar nicht giebt und geben kann: „Gott ist Geist, Gott ist vollkommen, Gott ist die Liebe — Gott hat alles außer ihm geschaffen, Gott regiert alles mit höchster Weisheit zu den besten Zwecken — das Gute ist, was Gott will, das Gute ist im Zusammenleben der Menschen die Liebe, die Nächstenliebe, einschließlich der Feindesliebe“ — wie will jemand das überbieten?! Es ist gar nicht denkbar. — Es haben schon viele seit Jesus Christus über Gott und das Gute nachgesonnen, aber Höheres, Besseres haben sie nicht ans Tageslicht gebracht. Und so wird es auch weiterhin der Fall sein: das

Christentum — ich meine das richtig verstandene Christentum, das Christentum Jesu Christi — ist und bleibt die höchste religiös-sittliche Erkenntnisstufe: „die Wahrheit“ (vgl. S. 215 ff.). — Und „die Wissenschaft“ — wird sie jemals die christliche Weltanschauung durch eine neue, bessere (d. h. als Weltanschauung bessere) verdrängen? — Zunächst ist zu bemerken, daß „die Wissenschaft“ gar nicht als solche existiert: die Wissenschaft ist eine Abstraktion und bezeichnet einerseits die allen Wissenschaften (als solchen) gemeinsame Methode der Forschung und Beweisführung und andererseits die Summe aller einzelnen Wissenschaften. In concreto giebt es nur diese letzteren, von denen jede ihr ganz bestimmtes Arbeitsfeld hat, und unter ihnen ist nur eine, welche das ganze Gebiet der menschlichen Erkenntnis umspannt: die Philosophie, die Wissenschaft der Wissenschaften. Nur von ihr könnte daher die neue Weltanschauung erwartet werden; jede andere Wissenschaft würde sich eines groben Mißgriffs schuldig machen, wollte sie von ihrem beschränkten Gebiete aus es wagen, über das gesamte Sein irgend welche allgemeine Behauptung aufzustellen. Daß ein Vertreter einer oder mehrerer Einzelwissenschaften, z. B. der Naturwissenschaft oder richtiger: Naturwissenschaften oder eines einzelnen Zweiges derselben, z. B. der Physik, der „beschreibenden Naturwissenschaft“ u. s. w., zugleich Philosoph sei, philosophiere (über seine besondere Wissenschaft oder Wissenschaften hinaus zu allgemeiner Welterkenntnis vorzudringen suche), dem steht an sich nichts im Wege, nur darf er diese seine philosophierende Thätigkeit nicht mit seiner fachwissenschaftlichen vermengen oder gar verwechseln und muß sich namentlich davor hüten, daß er sich nicht als Philosoph von den beschränkten Gesichtspunkten seiner Fachwissenschaft bestimmen lasse. — Nun aber die Philosophie! Ihre Aufgabe ist es allerdings ganz eigens, das Wissen auf den verschiedenen Gebieten (der übrigen Einzelwissenschaften) zusammenzufassen und von innen heraus — durch Spekulation — zu einer Einheit, gleichsam dem geistigen Kosmos (als dem vom menschlichen Geiste

reflektierten Spiegelbilde des wirklichen Kosmos) zu verarbeiten, und Verfasser dieses wäre der letzte, der ihr diese Aufgabe verkümmern möchte; im Gegenteil, er ist selbst Doktor der Philosophie (und zwar im eigentlichen Sinne), und eben sein Interesse für die Philosophie, neben seiner Verehrung für Jesus Christus, hat ihm die Feder zu diesen Darlegungen in die Hand gedrückt; auch schmeichelt er sich, damit — teils kritisch, teils aufbauend — an der Lösung jener Aufgabe der Philosophie selbst mitgearbeitet zu haben. — Es kann nun keinem Philosophen verwehrt werden, den „Zusammenhang der Dinge" (der von ihm konstatierten Erscheinungen) so oder anders aufzufassen, wie derselbe gerade seinem Intellekt — seiner Intuition und Spekulation — sich darstellt, mit anderen Worten: die Einzelerkenntnisse, die ihm die verschiedenen Einzelwissenschaften (incl. gewisser Einzeldisziplinen der Philosophie selbst: der Logik, der Psychologie, der Ästhetik und der Ethik), je nach dem Stande derselben zu seiner Zeit, darbieten, in seiner Weise durch Aufstellung allgemeiner Grundanschauungen (Prinzipien) und namentlich durch Auffindung neuer leitender Ideen (Intuition) zu ordnen und zu einem in sich geschlossenen Gesamtsysteme zu vereinigen. Auch hat es, von den jonischen Naturphilosophen bis herab auf Schopenhauer, Krause und von Hartmann, nicht an den verschiedenartigsten (materialistischen, spiritualistischen — realistischen, idealistischen — theistischen, atheistischen — teleologischen, mechanistischen u. s. w. u. s. w.) Weltauffassungen gefehlt, und jedesmal glaubte der Schöpfer eines neuen Systems, diesmal die Wahrheit getroffen und das Weltproblem endgültig gelöst zu haben. Schon der Widerstreit der verschiedenen philosophischen „Richtungen", sowohl der zeitlich auf einander gefolgten als auch und besonders der gleichzeitig neben einander bestehenden und sich gegenseitig aufs lebhafteste bekämpfenden, muß aber den aufmerksamen Beobachter stutzig machen: es muß mit den von den Philosophen dargebotenen „Lösungen des Weltproblems" doch eine eigene Bewandtnis haben; wäre bis jetzt auch nur eine aufgetreten, die ganz evident gewesen wäre,

so ließe sich doch gar nicht begreifen, warum nicht — ich kann nicht sagen: „alle Welt", denn die beschäftigt sich nicht mit Philosophie, auch nicht einmal: alle Gebildeten, denn für die meisten derselben liegen philosophische Deduktionen doch zu hoch, zumal bei der bei den meisten Philosophen beliebten eigenartig-dunklen — angeblich echt-philosophischen — Ausdrucksweise, aber doch — alle diejenigen Gebildeten, die für Philosophie ein Verständnis haben, sich dafür interessieren und damit beschäftigen, und zunächst alle Philosophen (im engeren und weiteren Sinne) der betreffenden Zeit selbst incl. derjenigen, die bis dahin eine eigene Weltanschauung gehegt hatten, derselben zugefallen wären. Eines derartigen Erfolges hat sich aber bis jetzt noch keine „Philosophie", wenigstens nicht auf die Dauer, rühmen können; denn wenn es auch wohl einmal eine Zeit lang schien, als ob eine bestimmte „Philosophie" zur Alleinherrschaft berufen sei (z. B. die Hegel'sche in den ersteren Jahrzehnten [2.—4.] dieses Jahrhunderts — bekanntlich nannte Hegel seinen Logismus im vollen Siegesgefühl bereits „die absolute Philosophie"), so hat es doch auch ihr schon zu ihrer Zeit nicht an Gegnern, auch nicht an ehrlichen Gegnern, gefehlt, und namentlich dauerte es nicht lange, so wurde auch sie wieder von anderen „Philosophien" verdrängt (wer huldigt heutzutage — außer dem 84jährigen Nestor der deutschen Philosophen, dem „Junghegelianer" Michelet in Berlin — noch dem reinen Hegelianismus?! —). Auch kann man nicht sagen, daß es zu jeder Zeit nur eine Philosophie gebe, eben die dem gerade erreichten allgemeinen Stande des menschlichen Wissens entsprechende; die Thatsache des gleichzeitigen Nebeneinanderbestehens verschiedener — in ihren Grundanschauungen und Endresultaten recht weit auseinandergehender — philosophischen „Richtungen" spricht entschieden dagegen. Die Philosophie ist eben ein immer neu aufgenommener und mit immer neuen (Gedanken-)Mitteln und von immer neuen Ausgangspunkten aus unternommenes Ringen mit dem Probleme: eine endgültig befriedigende, absolute Lösung hat sie bis jetzt nicht gefunden, und auch in der

Gegenwart noch streiten ganz verschiedenartige philosophische Weltauffassungen um die Alleinberechtigung, ein Beweis, daß auch unter ihnen keine ist, die sich rühmen könnte, das Problem des Seienden ganz und ohne Rest sauber gelöst zu haben. Es ist eben ein eigen Ding um das Philosophieren (ich meine die ernste philosophische Arbeit): was dem einen die bare, pure, handgreifliche Wahrheit scheint, erscheint einem anderen, auf Grund seiner anders gearteten Intuition und Spekulation, als „gänzlich verfehlt"; wo jemand bis auf den tiefsten Grund „der Dinge" hinabgestiegen zu sein glaubt, tauchen für einen anderen erst recht die eigentlichen Tiefen auf; ja, Worte, bei denen der eine sich etwas ganz Bestimmtes, Deutliches, Klares zu denken pflegt, sind vielleicht für einen anderen nichts als unverständliche Rätsel (bekannt ist, was Hegel in dieser Beziehung von seinen Schülern gesagt hat), wenn nicht gar Schlimmeres. Es ist eben das subjektive Element, das in alledem zu Tage tritt. — Dann giebt es wohl überhaupt keine objektive — für alle gültige, weil allen gleich evidente — Wahrheit? — Doch, sagt der Mathematiker und der „exakte" Forscher, der sich an die Einzelheiten hält; zugegeben, aber der Mathematiker, der sich immer nur mit gedachten (abstrakten) Größen und Größenverhältnissen beschäftigt, so wertvoll seine Arbeit auch an sich — als Wissenschaft (ein wahrer Triumph des menschlichen Geistes — und allein schon Beweis genug, daß der Mensch Mensch und nicht Tier ist) — und — als „angewandte Mathematik" (in der Technik, Mechanik, Physik, Astronomie u. s. w.) — zur Aufhellung der Größenverhältnisse in der Welt und den Weltprozessen ist, erklärt mir doch die Welt an sich und das konkrete Leben in ihr, das ganze große Weltproblem mit allen seinen Unterproblemen, nicht — nein! Aber der Naturforscher und der Geschichtsforscher und der Psycholog und der Literarhistoriker und der Astronom und überhaupt die „exakten" Forscher, wenn auch nicht der einzelne, so doch alle zusammen? — Auch sie nicht, wenigstens nicht das Ganze, wohl das Einzelne und etwa noch die nächste Zeit- und Kausalfolge

— aber das Ganze, das Große, den inneren Zusammenhang zwischen all dem Einzelnen, das ist und wirkt, „den ruhenden Pol“ gleichsam „in der Erscheinungen Flucht“: das Woher und Wohin der Welt und der Menschheit und unseres eigenen Daseins, mit einem Worte: die *großen* Rätsel des Seienden, die eigentlich entscheidenden und mir für mein Leben wichtigsten Fragen — die lösen sie nicht. Da müssen wir doch wieder die Spekulation, die Philosophie, die „Wissenschaft der Wissenschaften“ zu Hilfe rufen — ja, und da sind wir wieder mitten im „wogenden Streite der Meinungen“: subjektive Ansicht hier, subjektive Ansicht da — nirgends etwas Gewisses. — Man hat gesagt — und die Sache scheint auch wirklich so zu liegen — daß nicht ein einzelnes philosophisches System bzw. eine einzelne bestimmte philosophische „Richtung“ je Anspruch darauf machen könne, *die* Wahrheit zu sein, daß aber die Philosophie im ganzen, indem sie in ihrem Entwickelungsgange — den zu erforschen und darzustellen, Aufgabe der Geschichte der Philosophie ist (vgl. S. 28) — immer mit dem jeweiligen allgemeinen Stande des menschlichen Gesamtwissens sich in innigster Wechselwirkung haltend, von System zu System bzw. „Richtung“ zu „Richtung“ fortschreite, nach und nach alle Irrtümer und Halbheiten der Einzelsysteme bzw. Sonderrichtungen überwinde, das Wahre darin festhalte und durch immer neues Detailwissen aus den verschiedenen Einzelforschungsgebieten neu befruchte und so sich allmählich — allerdings nicht in gerader Richtung, sondern in einer Zickzacklinie, gleichsam vor dem Winde kreuzend — dem erstrebten Ziele: *der* Wahrheit d. i. der vollen, evidenten Lösung des Problems des Seienden immer mehr nähere. Wie gesagt, dem mag wohl so sein; aber — dann haben wir die Antwort auf alle die großen und schweren unseren Geist und unser Gemüt und unser Gewissen bewegenden Fragen, wahre Lebensfragen im vollsten und höchsten Sinne des Wortes, von deren richtiger Lösung doch schon jetzt unser geistiges Wohlbehagen — und mehr als dies, unser „Heil“ — abhängt, von der *Philosophie* erst „am Ende der Tage“ zu erwarten? —

Allerdings! — Nur daß nicht jeder bis dahin ohne feste, wohlgefügte, reinliche Weltanschauung sein möchte! Wir sehen: es ist doch ein Glück für die Menschheit, auch für die Gebildeten und gerade für sie, daß wir doch nicht allein auf Wissenschaft und Philosophie angewiesen sind, daß Einer gekommen ist, der von sich sagen konnte: „Ich bin das Licht der Welt, ich bin die Wahrheit". Eine Weltanschauung, wie man sie sich nicht besser wünschen könnte, die auf alle großen, auch die schwierigsten, Fragen eine ganz bestimmte, wohlverständliche Antwort giebt, die alle wichtigeren Seiten des Weltproblems umfaßt, und die bis jetzt von keiner Wissenschaft und auch nicht von allen Wissenschaften zusammen widerlegt worden ist, ist bereits gefunden, sie ist uns von Jesus Christus, dem „Sohne des Menschen", gegeben worden: die christliche Weltanschauung. — Ob die fortgesetzte philosophische Gedankenarbeit in ihrem schließlichen Endresultate, am Ende der gegenwärtigen Weltentwickelung, zu einer anderen Lösung des Weltproblems kommen wird, als sie die christliche Weltanschauung bietet — mag in der Theorie als offene Frage gelten; doch wahrscheinlich ist es nicht. So lange die gegenwärtige Weltordnung bestehen bleibt, wird sich an der Welt und dem Leben in der Welt, auch am Menschen und seiner Natur, seiner intellektuellen und moralischen Qualität nichts Wesentliches ändern: immer wird er über seinem Haupte die friedlich wandelnden Gestirne und unter seinen Füßen die „Mutter Erde" und um sich herum das wechselvolle Spiel der Natur und Seinesgleichen haben — und aus alledem werden sich immer dieselben Fragen und Probleme erheben wie heute, und es ist nicht abzusehen, wie eine Weltanschauung — eben die christliche — die alle diese Fragen, wenigstens die wichtigsten und schwierigsten dieser Fragen, in einem einheitlichen Sinne und erschöpfend beantwortet, jemals durch eine bessere d. h. noch einheitlichere, noch umfassendere und noch tiefer gehende sollte überboten werden. Eher ist zu erwarten, daß auch die Philosophie, nachdem sie den weiten Weg zur Wahrheit durch alle Möglichkeiten, Extreme und

— Irrtümer hindurch mühevoll zurückgelegt hat, da ankommt, wo **Jesus Christus** steht: bei der — bis dahin mit der ganzen Fülle des überhaupt erreichbaren menschlichen Wissens bereicherten, aber in ihren großen Wahrheiten noch unverändert wie heute dastehenden — **christlichen** Weltanschauung.